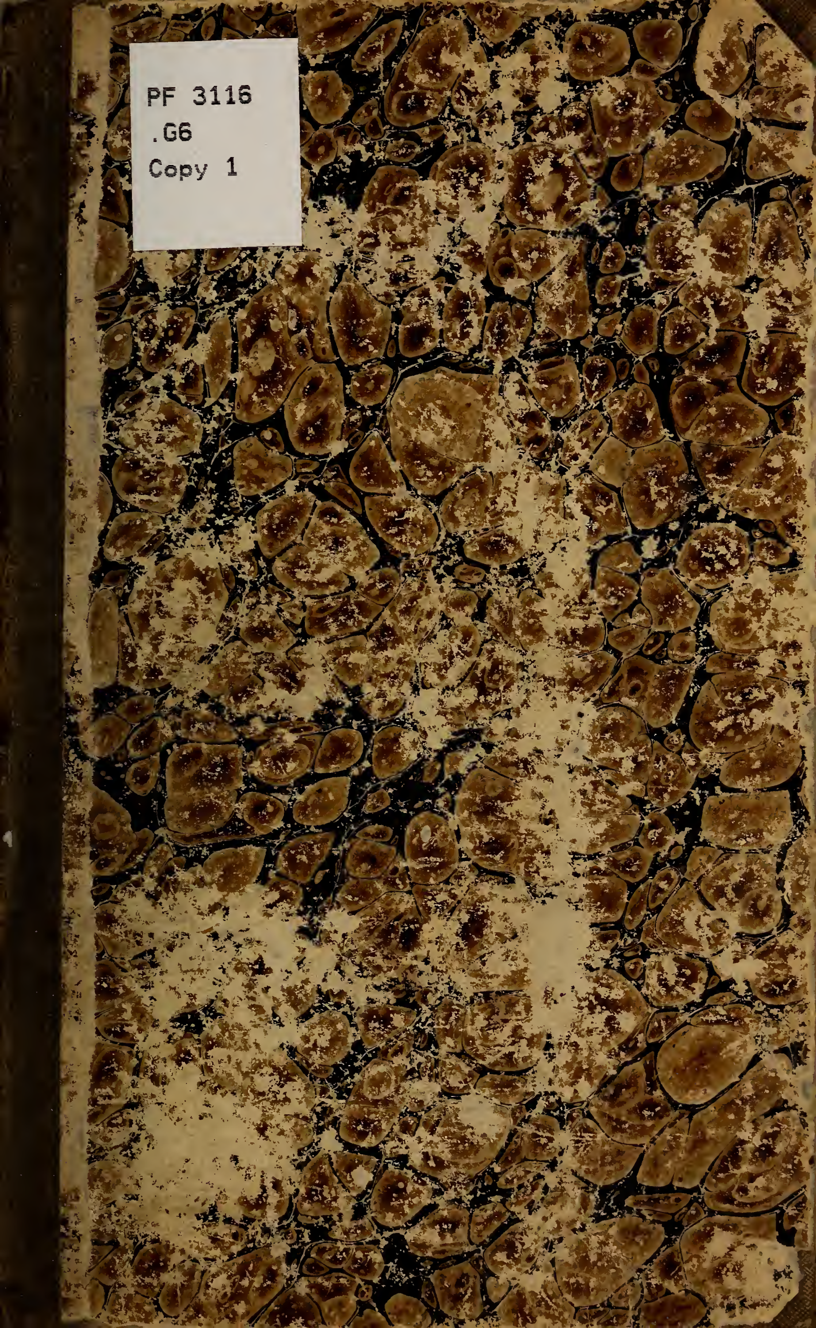

PF 3116
.G6
Copy 1

Grundheber

Katharina

de

Strassen



Zweites Lesebuch

für die

Primärschulen

des

Großherzogthums Luxemburg

von

Th. Görens, Lehrer an der Normalschule,

und

A. Godart, Oberlehrer an den Stadtschulen von Luxemburg.

Zwölfte Auflage.

Genehmigt von der Königlich-Großherzoglichen Unterrichts-Commission.

Luxemburg, 1866.
Druck und Verlag von **V. Bück**, Pastorsstraße.

1. Gott unser Vater.

Aus dem Himmel ferne, wo die Englein sind, schauet Gott so gerne her auf jedes Kind; höret seine Bitte treu bei Tag und Nacht, nimmt's bei jedem Schritte väterlich in Acht, gibt mit Vaterhänden ihm sein täglich Brod, hilft an allen Enden ihm aus Angst und Noth. Sagt's den Kindern allen, daß ein Vater ist, dem sie wohlgefallen, der sie nie vergißt.

2. Der fromme Vater.

Ein Vater ging auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa sieben Jahre alt war, ging mit ihm. Es war der schönste Frühlingsmorgen. Das Kind lief vor Freuden hin und her.

Es ging eben die Sonne auf. Da nahm der Vater seinen Hut ab, sah gen Himmel, und sagte Etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dieses und fragte den Vater, warum er den Hut abnehme, und was er in der Stille gesagt habe. Mein Kind, antwortete der Vater, ich denke jetzt an Gott, da ich die liebe schöne Sonne aufgehen sehe; ich betete in der Stille seine Güte und Allmacht an. Sieh', mein Kind, Gott hat die Sonne und Alles, was du hier siehst, erschaffen — und Alles, sagte das Kind, so schön gemacht! — Liebst du, fuhr der Vater fort, liebst du diesen guten Gott? — O ja, sagte das Kind, und vor Freuden gingen ihm die Augen über.

O Gott, wie groß, wie gut bist du, wie schön ist deine Welt!
Hilf, daß ich dir zu Lieb' auch thu, was dir, o Herr, gefällt!

3. Der liebe Gott.

Wo wohnt der liebe Gott, Mütterchen, der die Blumen wachsen läßt und die Bäume, wie du mir gesagt hast? so fragte Gustav seine Mutter.

Die Mutter antwortete: Er wohnt im Himmel, aber er ist auch bei uns auf der Erde.

Hat er denn ein Kleid an, das so schön blau ist, wie der Himmel? fragte Gustav weiter. — Der ganze Himmel ist sein Kleid, sagte die Mutter.

Aber da muß er doch sehr groß sein, sprach Gustav? Ja, aber er ist nicht wie wir Menschen groß, erwiderte die Mutter: Er ist groß an Kraft: er läßt Alles entstehen und wachsen; er ist groß an Weisheit: er weiß Alles sehr gut einzurichten, und er ist groß an Güte: er liebt uns, und wir alle sind seine Kinder.

Bin ich auch sein Kind? fragte Gustav. Ja wohl, sagte die Mutter, er hat auch dich sehr lieb, läßt auch für dich die Früchte wachsen und die Sonne scheinen, und wacht über dich, wenn du schläfst, und behütet dich, wenn du gut bist.

Ich will recht gut sein, und den lieben Gott recht von Herzen lieb haben, sprach Gustav.

Das thu', gutes Kind, sagte die Mutter, dann hast du Freude, und Vater und Mutter haben an dir Freude, und der liebe Gott freut sich auch über dich.

4. Das betende Kind.

Theresia, eine arme Wittwe, sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: Meine lieben Kinder, ich kann euch diesen Morgen Nichts zu essen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Ich habe immer so viel Arbeit mit euch, daß ich fast Nichts verdienen kann. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn er ist reich und mächtig, und sagt ja selbst: Rufet mich an in der Noth, und ich werde euch erretten.

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchthüre vorbei, ging hinein und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden

in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: Lieber Vater im Himmel! Wir Kinder haben Nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gib uns doch Etwas zu essen, damit wir nicht sammt unserer lieben Mutter verschmachten müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig, und kannst uns leicht helfen. Du hast es uns ja versprochen; gewiß, du wirst auch Wort halten.

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brod, eine Schüssel voll Mehl und ein Körbchen voll Eier. Nun, Gott sei Dank! rief er freudig; Gott hat mein Gebet erhört! Mutter, hat ein Englein dieses Alles zum Fenster herein gebracht? Nein, sagte die Mutter, aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare betetest, kniete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat sie uns dieses Alles geschickt. Sie war es, durch deren Vermittelung uns Gott geholfen hat. Nun, Kinder, so danket denn alle Gott, seid fröhlich und vergesset in eurem Leben nicht den schönen Spruch:

Vertrau auf Gott und laß ihn walten,
Er wird dich wunderbar erhalten.

5. Kindliche Gefühle.

O, wie freu' ich mich der Gabe,
Daß ich gute Eltern habe,
Die für mich vom Morgen
Bis zum Abend sorgen.
Die mich kleiden und ernähren,
Mich das Böse meiden lehren,
Mich in allen Pflichten
Liebreich unterrichten.
O, ich will sie wieder lieben,
Nie mit Vorsatz sie betrüben,
Will mich stets bestreben,
Tugendhaft zu leben.

6. Ach, die Mutter ist krank.

Eine Mutter lag krank und litt große Schmerzen. Alle Kinder im Hause waren traurig und niedergeschlagen. Die größeren knieten oft zusammen nieder und beteten, daß Gott die Mutter wieder möchte gesund werden lassen.

Das kleinste Kind stand fast den ganzen Tag bei dem Bette der Mutter und fragte beständig, wann sie wieder gesund werden und aufstehen werde. Einst sah es bei dem Krankenbette ein Arzneiglas stehen und fragte: Mutter, was ist das? Die Mutter antwortete: Kind, das ist etwas gar Bitteres, und ich muß es doch trinken, damit ich wieder gesund werde. Mutter, sagte das gute Kind, wenn es so bitter ist, will ich es für dich trinken, damit du wieder gesund werdest. Und die kranke Mutter hatte bei all ihren Schmerzen Trost und Linderung, da sie sah, wie sehr sie von ihren Kindern geliebt wurde. Gute Kinder sind die Freude und der Trost der Eltern.

7. Kindliche Liebe einer Tochter.

In China gibt es ein Gesetz, daß demjenigen, der sich an landesherrlichen Geldern vergreift, beide Hände abgehauen werden sollen. Einst hatte ein Beamter dieses Verbrechen begangen, und folglich nach den Landesgesetzen diese Strafe verdient. Seine Tochter wagte es, zu dem Kaiser zu gehen und für ihren Vater zu bitten. Sie fiel dem Kaiser zu Füßen und sagte: Mein unglücklicher Vater, großer Kaiser, muß nach den Gesetzen beide Hände verlieren; ich leugne das nicht. Hier sind sie. Bei diesen Worten hielt sie dem Kaiser ihre eigenen Hände dar und fuhr fort: Ja, großer Kaiser, diese Hände gehören meinem Vater; aber sie sind zu schwach, um eine so zahlreiche Familie zu erhalten. Nimm sie also und laß meinem Vater diejenigen, womit er meinen Großvater, meine Brüder und Schwestern und mich selbst ernährt.

Der Kaiser wurde durch die kindliche Liebe dieser Tochter sehr gerührt; er lobte sie und begnadigte ihren Vater.

8. Der Fischerknabe.

Winde sausen,
Wasser brausen,
O, ich muß hinaus!
Mir ist bange:
Lange, lange
Bleibt der Vater aus.
Stürme sausen,
Wasser brausen
Aus dem tiefen Schlund.
Wellen haben
Ihn begraben
In des Rheines Grund.
Auf den Wogen
Hingeflogen
In dem leichten Kahn,
Wird er heute
Mit der Beute,
Ach! nicht wieder nah'n.

Doch ich sehe
Auf der Höhe
Einen Nachen dort; —
O, ihr Fluthen,
Bringt den Guten
In den sichern Port!
Wellen schlagen,
Wellen tragen
Glücklich ihn ans Land.
Und mit Krachen
Fährt der Nachen
Endlich auf den Strand.
Vater, eile!
O, ich weile
Deiner harrend hie.
Und vor Freude
Sinken Beide
Dankend auf die Knie.

9. Der gute Hirt.

Du lieber Heiland Jesu Christ! Weil du ein guter Hirte bist und merkst so treu auf deine Heerde, daß keins davon verloren werde: so will auch ich dein Schäflein sein, will fröhlich folgen dir allein; will stets auf deine Stimme hören, will nie mich wieder rückwärts kehren; Christus mein Helfer und mein Hirt, der treulich für mich sorgen wird, woll' mich behüten, führen, weiden, in Ewigkeit nicht von mir scheiden!

10. Laßt die Kleinen zu mir kommen.

Liebster Jesus! voll Erbarmen trugst du Kinder auf den Armen, freutest dich, sie anzublicken und an deine Brust zu drücken.

Freund der Jugend, zwar wir sehen, ach! dich nimmer vor uns stehen; doch du liebst auch uns nicht minder, als die dort beglückten Kinder.

Jetzt noch schaust du voll Vergnügen selbst die Kleinen in den Wiegen; ja, du wachst, wenn sanft sie schlafen, wie ein Hirt bei frommen Schafen.

Du, o Jesus! siehst mit Freuden, wenn wir gern das Böse meiden. Mehr, als hier den Menschen allen, möchten wir dir wohlgefallen.

Laßt uns, Brüder, laßt uns streben, ihn zu lieben, ihm zu leben! — Laß dereinst mit allen Frommen uns zu dir, o Jesus, kommen!

11. Die gute Schwester.

Ein Vater wollte seinen zwei Kindern, die ihm durch ihren Fleiß und Gehorsam viele Freude machten, auch eine Freude bereiten. „Kinder!" sagte er an einem schönen Morgen, „heute will ich euch zu unserm Vetter hinauf führen; da könnt ihr euch im Garten bei seinen braven Kindern nach Herzenslust ergötzen. Ich will nur ein anderes Kleid anziehen."

Sein kleiner Sohn, voll Freuden darüber, hüpfte lustig in der Stube herum, und stieß unvorsichtiger Weise einen Krug vom Tische herab. Elisabeth, seine Schwester, war gleich auf dem Boden, die Scherben aufzuheben. Da kam der Vater herein. „Nun, Elisabeth, was hast du da angefangen?" fragte er etwas unwillig. „O lieber Vater," sagte Elisabeth ganz erschrocken, „sei doch nicht böse!" „Böse bin ich nicht", erwiderte der Vater; „aber da auch an einem fremden Orte vor dir die Krüge nicht sicher sein würden, so darf ich dich heute nicht mitnehmen."

„Ich will gerne zu Hause bleiben," sagte das gute Kind, „wenn nur der Vater nicht böse ist." Da konnte sich der Bruder nicht länger enthalten; er trat mit weinenden Augen vor den Vater hin und sagte: „Ich, nicht die

Schwester, ich habe den Krug zerbrochen; ich muß zu Hause bleiben.“ Der Vater, voll Freude über das gute Herz seiner Kinder und über ihre Liebe zu einander, nahm beide in seine Arme und sprach: „Ihr seid beide meine lieben Kinder! ihr sollet beide mit mir gehen.“ Jetzt war die Freude noch größer.

Geschwister sollten, groß und klein,
Stets unter sich recht liebreich sein.

12. Die Peitsche.

Auf dem Sofa liegt Emilie und schlummert halb vor Mattigkeit; denn das arme Mädchen hatte eben eine lange Krankheit überstanden.

In derselben Stube ist Franz, ihr jüngerer Bruder, mit seiner Peitsche, und klatscht aus allen Kräften!

„Franz! lieber Franz!“ sagt Emilie, „sei so gut und klatsche nicht in dieser Stube — es thut mir im Kopfe so weh!“

„Thut dir's weh, meine Mili?“ fragte bedauernd der liebe Knabe. — „Da thut dir's weh?“ sagte er, und zeigt mit seinem Finger auf Emiliens Stirne.

„Ja, ja,“ erwiderte sie, „da thut mir's weh, wenn du so heftig klatschest.“

„Will nicht mehr klatschen“, sagte der Kleine, „ich will die Peitsche hinweglegen.“ Er macht das Ofenthürchen auf und steckt die Peitsche in den Ofen, und befiehlt ihr, ja nicht zu klatschen.

„Nicht wahr, liebe Mili“, spricht er, „nun kann dir's nicht weh thun?“ „Nein, nun kann mir's nicht mehr weh thun“, antwortete Emilie.

Nach einigen Tagen ist Emilie völlig gesund: der matte Schlummer und die Schmerzen, die sie bei jedem starken Geräusche im Kopfe empfand, haben sich verloren. Franz hat während dieser Tage seine Peitsche nicht hervorgeholt, und nur ein paar mal des Tages in den Ofen geguckt.

„Willst du deine Peitsche nicht wieder holen und klatschen?" fragte ihn nun Emilie.

„Thut dir's auch nicht mehr weh?" fragte Franz. „Nein", war die Antwort, „denn ich bin wieder völlig gesund."

Da holt Franz seine Peitsche aus dem Ofen hervor. „Komm, liebe Peitsche!" sagte er, „nun wollen wir wieder klatschen."

Und nun wurde gewaltig und viel geklatscht.

13. Das gutherzige Kind.

Eine arme Wittwe bekam täglich in einem Hause etwas Speise zu ihrer Erquickung. Eines Tages schickte sie ein wenig zu spät, um den für sie bestimmten Theil abholen zu lassen. Man hatte sie vergessen, und beklagte es, daß man ihr heute Nichts schicken könne. Indeß trat die Tochter des Hauses, ein Kind von acht Jahren, herein, die Geschäfte wegen nicht bei Tische gewesen war, deren Speise man aber warm erhalten hatte. Das Mädchen erkundigte sich, worüber man klage? O, sagte darauf das gutherzige Kind, da steht ja mein Essen noch; man gebe es doch der armen Wittwe; ich kann eher eine Mahlzeit entbehren als die arme Frau.

14. Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter, strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Da ging sie hinaus zweimal des Tages auf den Hof und streute die Krümchen hin. Und die Vöglein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bitteren Kälte. Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks, und sprachen: „Warum thust du das, Minna?"

„Es ist ja Alles mit Schnee und Eis bedeckt", antwor=

tete Minna, „daß die Thierchen Nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, sowie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren."

Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen."

Die kleine Minna antwortete: „Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?"

Der Vater aber blickte die Mutter an und sagte: „O du heilige Einfalt!"

15. Die Vöglein im Nest.

Fühlt ihr den Regen, ihr Vöglein?
Duckt geschwind die Köpfchen ein!
Mütterchen macht die Flügel breit,
Deckt euch alle, so viel ihr seid.
Vöglein, wie wohl ist's euch,
Sitzet so warm und weich!

Merkt's nur, ihr habt es gar zu gut,
Wißt nicht, wie kalter Regen thut;
Mütterchen freilich wird sehr naß;
Aber sie denkt, was thut mir das?
Kann ich die Kinder nur decken,
Soll mich kein Regen schrecken.

16. Gott ist überall.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen in dem Hause etwas Gutes zu essen aufsuchen und es uns recht wohl schmecken lassen." — Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo Niemand es sieht, so will ich mitgehen."

„Nun", sprach Jakob, „so komm mit mir in das Milchkämmerlein, dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahmes verzehren." — Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet."

„So komm mit mir in die Küche", sprach Jakob; „in dem Küchenschranke steht ein Topf voll Honig, in diesen wollen wir unser Brod eintunken." — Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin hineinsehen, die an dem Fenster sitzt und spinnt."

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen", sagte Jakob; dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß Niemand sieht." — Anna sprach: „O, mein lieber Jakob! meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du Nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt und ins Dunkle schaut?"

Jakob erschrak und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen also nirgends Böses thun."

Verhüllt uns gleich die Finsterniß,
Gott sieht uns, und er weiß gewiß
  Das Böse, das wir üben;
Vor ihm ist alles klar und licht.
Ich will vor Gottes Angesicht,
  Was ihm gefällt, nur lieben.

17. Gottes Fürsorge.

Es ist kein Mäuschen so jung und klein, es hat sein liebes Mütterlein; das bringt ihm manches Krümchen Brod, damit es nicht leidet Hunger und Noth. Es ist kein liebes Vögelein im Garten draußen so arm und klein, es hat sein warmes Federkleid; da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

Es ist kein bunter Schmetterling, kein Würmchen im Sommer so gering, es findet ein Blümchen, findet ein Blatt, davon es ißt, wird froh und satt.

Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt, dem nicht sein eig'nes Theil ist bestellt: sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus, darinnen es fröhlich geht ein und aus.

Wer hat das Alles so bedacht? Der liebe Gott, der Alles macht und sieht auf Alles väterlich, der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

18. Gott sorgt für Alles.

Weißt du, wieviel Sterne stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen
Weit hin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht Eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.
Weißt du, wieviel Mücklein spielen
In der hellen Sonnengluth?
Wieviel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserfluth?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
Daß sie all' in's Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.
Weißt du, wieviel Kindlein frühe
Stehn aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

19. Des Kindes Engel.

Es geht durch alle Lande ein Engel still umher; kein Auge kann ihn sehen, doch Alles siehet er. Der Himmel ist sein Vaterland, vom lieben Gott ist er gesandt.

Er geht von Haus zu Hause; und wo ein gutes Kind bei Vater oder Mutter im Kämmerlein sich find't, da wohnt er gern und bleibet da und ist dem Kindlein immer nah'.

Er spielet mit dem Kinde so traulich und so fein; er hilft ihm fleißig lernen und stets gehorsam sein. Das Kind befolgt's mit frohem Muth, drum bleibt es auch so lieb und gut.

Und geht das Kind zur Ruhe, der Engel weichet nicht; er hütet treu sein Bettchen bis an das Morgenlicht. Er weckt es auf mit stillem Kuß zur Arbeit und zum Frohgenuß.

O holder Engel, führe auch mich den Kindern zu, die du so gern begleitest zu Arbeit, Spiel und Ruh! Bei solchen Kindern lieb und fein, da mag auch ich so gerne sein.

20. Der Hirtenknabe.

Ein Hirtenknabe weidete an einem schönen Frühlingsmorgen seine Schafe. Dabei war er munter und guter Dinge und sang so recht aus fröhlichem Herzen. Der Fürst, der in der Gegend jagte, ließ den Hirtenknaben rufen und sagte ihm: „Du bist so ein armer Knabe und bist doch so fröhlich, was ist dir denn Gutes begegnet?" Der Knabe sagte: „Mir ist heute eben nichts Besonderes begegnet, aber arm bin ich darum doch nicht; ich bin wohl so reich, wie unser gnädigster Landesherr, und ich habe auch mancherlei, was der Landesherr mit allen seinen Schätzen nicht bezahlen kann." „Da bist du ja ein reicher Bursche," sagte der Fürst. „Darf man denn wohl wissen, worin deine Kostbarkeiten bestehen?" Der Knabe, welcher den Fürsten nicht kannte, sagte ganz unbefangen: „Nun, zum Exempel, da hab' ich zwei Hände und zwei Arme, die geb' ich nicht für hundert tausend Thaler, und dann hab' ich auch zwei Augen, die geb' ich nun gar nicht hin, und wenn der Fürst mir auch seine ganze Schatzkammer anböte." — „Aber", sagte der Fremde, „der Fürst ist doch wohl reicher als du. Er hat ja auch zwei Hände, zwei Arme, zwei Augen und hat so viel Geld, daß er sich jeden Tag ein neues Vergnügen machen kann." „Das soll wohl sein", sagte der Knabe; „aber die Hauptsachen, die einem Menschen Vergnügen machen, hab' ich eben so gut, als der Fürst. Die Sonne am blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal blühen für ihn nicht schöner, als für mich." „Bleib bei deinem Sinne", sagte der Fürst, „und wenn du einmal noch Etwas brauchst, um zufrieden zu sein, dann komm zu mir, wir wollen dann überlegen, wie dir zu

helfen ist. Meine Wohnung wirst du schon finden, ich bin der Landesfürst."

21. Trost im Unglück.

Ein armer Mann reiste barfuß nach einer fernen Stadt, weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße bekleiden konnte. Der heiße Sand, über den er ging, brannte sie wund; er klagte über die Strenge seines Schicksals und nannte die Vorsehung ungerecht, weil sie ihm nicht einmal so viel geschenkt habe, als sie den Thieren des Feldes gebe.

Als er endlich eine große Stadt erreichte, sah er an einer Kirchthüre einen armen Mann sitzen, dem beide Füße abgehauen waren. Dieser Anblick machte ihn klug. „Meine Klage über die Vorsehung war verwegen", sprach er bei sich selbst. „Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin als dieser Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Orte znm andern kriechen muß." Er ging in die Kirche, kniete nieder, bereute seine Ungeduld und setzte seine Reise zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart, und er kam an sein Ziel, ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über heißen Sand gewandert sei.

22. Gesundheit ist ein großer Schatz.

Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Gasthofe an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und dabei nichts Besseres essen konnte.

Kunz saß noch nicht lange im Gasthofe, da kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, was er in seinem Wagen verzehrte. Kunz sah ihm hämisch zu und dachte: „Wer es doch auch so hätte!" Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?" — „Das versteht sich", antwortete

Kunz, ohne sich lange zu bedenken. „Steige der Herr nur aus, und gebe mir Alles, was Er hat, ich will ihm auch Alles geben, was ich habe."

Jetzt befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. — Gott! welcher Anblick! seine Füße waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „Nun!" fragte der Reiche, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?"

„Wahrlich nicht!" gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Ich will lieber Schwarzbrod essen und mein eigner Herr sein, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von Andern umherführen lassen. Gott behüte euch!" Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast recht!' rief ihm der Reiche nach.

„Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, Alles dafür haben. Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel."

23. Gute Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft; die Knechte heißen: Selbstgeschafft und Spät-zu-Bett und Auf-bei-Zeit; die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit; Durst, Hunger heißen Schenk und Koch. Hab auch zwei Edelknaben noch, genannt: Gebet und gut Gewissen, die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

24. Der Knabe und der Abend.

Schön ist es, wenn das Abendroth
Durch grüne Tannen lacht;
Man dankt so froh dem lieben Gott,
Der es so schön gemacht.

Schön ist es, wenn der Abendstern
Am klaren Himmel glänzt;
Man denkt so gern an Gott den Herrn,
Der ihn mit Strahlen kränzt.

Und wer den Tag vollbracht mit Gott,
Dem ist es wohl zu Muth,
Und noch einmal so schön und roth,
Glänzt ihm des Abends Gluth.

Dem, der nichts Böses je vollbracht,
Winkt jedes Sternlein zu:
„Schlaf wohl! schlaf wohl und gute Nacht,
Du, guter Junge, du!"

Und sanft und ruhig schläft er ein,
Von Engelein bewacht;
Und schläft so, bis der Morgenschein
Ihm hell in's Fenster lacht.

25. Das dankbare Täublein.

Einmal ging Mutter Lise zur neu begrünten Wiese mit ihren Kindelein. Sieh da, im Erlenschatten spaziert auf Blumenmatten ein Täubchen, zart und fein, das mit dem Köpflein nicket, bald da-, bald dorthin picket, mit rothem Schnäbelein.

„Seht", sprach die fromme Mutter, „das arme Ding sucht Futter; nun merket fleißig auf! Wenn es was aufgepicket, seht, seht ihr jetzt? so blicket es in die Höh' hinauf. Drum, Kinder, wenn ihr esset, das Beten nicht vergesset; seht auch zum Himmel auf!"

26. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch Nichts von dem Wiederhalle. Einmal schrie er nun auf der Wiese: „Ho, hopp!" Sogleich rief es im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!" Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?" Die Stimme rief auch: „Wer bist du?" Er schrie: „Du bist ein dummer Junge!" — „Dummer Junge!" hallte es aus dem Wäldchen zurück. — Jetzt ward Georg ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemand finden.

Hierauf lief Georg heim und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Wäldchen versteckt und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: „Diesmal hast du dich recht verrathen und dich selbst angeklagt! — Wisse, du hast Nichts vernommen, als deine eigenen Worte. Denn wie du dein Gesicht schon öfters im Wasser gesehen hast, so hast du jetzt deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurückgekommen."

„So geht es aber immer. Das Betragen Anderer ist meistens nur der Wiederhall des unsrigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie auch uns freundlich begegnen. Sind wir aber gegen sie rauh und grob, so dürfen wir auch von ihnen nichts Besseres erwarten."

Wie du hineinrufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegenhallt.

27. Fürstliche Lehren.

Ein Fürst führte einst seine Prinzen in die Kirche, in welcher sie getauft worden waren. Er ließ sich das Kirchenbuch bringen, in welchem auch die Namen seiner Söhne eingeschrieben standen, zeigte ihnen ihre Namen und sagte dann:

„Seht, meine Kinder, eure Namen in einer Reihe neben den ärmsten und niedrigsten Kindern. Religion und Natur kennen keinen Unterschied zwischen den Hohen und Niedrigen, die Tugend allein bestimmt die Würde eines Menschen gegen den andern. Jener vielleicht, dessen Namen in diesem Buche euch unmittelbar vorangeht, wird in den Augen Gottes größer erscheinen, als ihr je in den Augen der Menschen erscheinen werdet."

Merket euch diese Lehren, sie sagen viel.

28. Höflichkeit ziert jeden Stand.

Ein sehr vornehmer und reicher Mann, der eine ganze

Provinz regierte, stand einst mit einem andern, gleichfalls reichen und angesehenen Manne auf der Straße und sprach mit ihm. In demselben Augenblicke ging ein armer Negersklave an den beiden Herren vorüber und grüßte sehr höflich, worauf der Gouverneur freundlich dankte.

„Wie," fragte der andere Reiche, der mit ihm sprach, „Ew. Excellenz lassen sich so weit herab, einem armen Sklaven für seinen Gruß zu danken? — „Weshalb denn nicht?" antwortete ihm der Gouverneur, „ich wollte nicht gern, daß ein armer Sklave, der nicht einmal eine Erziehung genossen hat, höflicher wäre als ich."

Wie sehr hatte doch der treffliche Mann recht! — Höflichkeit ziert jeden Stand.

29. Gebückt! Gebückt!

oder:

Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land.

Als der berühmte Benjamin Franklin noch ein Jüngling von 18 Jahren war, besuchte er einst einen Freund in Boston. Dieser nahm ihn sehr liebreich auf und führte ihn beim Weggehen einen kürzeren Weg aus seinem Hause. Die Nebenthür aber war so niedrig, daß ein erwachsener Mensch sich bücken mußte, um nicht an den Querbalken zu stoßen. Franklin sprach während des Fortgehens mit seinem leutseligen Führer und sah daher nicht aufmerksam vor sich hin. — „Gebückt! Gebückt!" rief auf einmal der Freund, aber in dem Augenblicke fühlte schon Franklin den Balken an der Stirne. „Merk' Er sich den kleinen Unfall!" sagte der Freund. „Er ist jung und hat die Welt vor sich. Bück' Er sich auf dem Wege, und Er wird sich manchen harten Puff ersparen."

Diese Lehre machte bei dem jungen Franklin einen so tiefen Eindruck, daß er sich ihrer in einem Alter von 79 Jahren noch erinnerte und die Geschichte einem Sohne des

erwähnten Freundes erzählte, indem er hinzusetzte: „Dieser gute Rath Ihres seligen Vaters, so in Kopf und Herz eingeprägt, ist mir ungemein nützlich gewesen, und noch jetzt fällt er mir gewöhnlich ein, wenn ich sehe, wie der Hochmuth so oft gedemüthigt wird, und wie so Mancher sich unglücklich macht, weil er die Nase zu hoch trägt.

30. Die Sperlinge unter dem Hute.

Ein großer Bauernjunge, Namens Michel, hatte Sperlinge gefangen; und weil er nicht wußte, wohin damit, so that er sie in seinen Hut, und stülpte diesen so auf den Kopf. Man kann denken, was das für ein Getümmel auf dem Kopfe war. Nun begegnete ihm ein Fremder, der fragte ihn, höflich den Hut abnehmend: „Guter Freund, wo geht der Weg hinaus?" Weil aber der Michel die Spatzen auf dem Kopfe hatte, so dachte er: „Was geht dich der Fremde an," ließ seinen Hut sitzen und gab gar keine Antwort. Der Fremde dachte seinen Theil, und ließ den Michel weiter gehen. Jetzt begegnete ihm der Amtmann; den pflegten alle Leute zu grüßen; der Michel that es aber nicht, einmal, weil er die Spatzen unter dem Hute hatte, und zweitens, weil er ein Grobian von Haus aus war. Der Amtmann aber sagte zu dem Gerichtsdiener, der hinter ihm her ging: „ Sieh doch einmal, ob dem Burschen dort der Hut angeleimt ist?" Der Gerichtsdiener ging hin und sprach: „Hör' einmal, Michel, der Herr Amtmann möchte einmal sehen, wie dein Hut inwendig aussieht. Flugs zieh ihn ab!" Der Michel machte aber immer noch Umstände. Da riß ihm der Gerichtsdiener den Hut herunter, und „brr" flogen die Spatzen heraus nach allen Weltgegenden.
Da mußte der Amtmann lachen, und alle Leute lachten mit. Der Michel hieß aber von der Stunde an der Spatzenmichel, und wenn einer seinen Hut oder seine Kappe nicht vor Leuten, denen er Achtung schuldig ist, abzieht, so sagt man noch heutiges Tages: „Der hat gewiß Spatzen unter dem Hute."

31. Frühlings Ankunft.

Der Frühling hat sich eingestellt;
Wohlan! wer will ihn sehn?
Der muß mit mir ins freie Feld,
In's grüne Feld nur gehn.

Er hielt sich still im Wald versteckt,
Daß Niemand ihn mehr sah,
Das Vöglein hat ihn aufgeweckt,
Nun ist er wieder da.

Nun ist der Frühling wieder da!
Mit ihm, wohin er zieht,
Ist alles Freude fern und nah,
Ist Alles Spiel und Lied.

Und Allen hat er, groß und klein,
Was Hübsches mitgebracht;
Und sollt's auch nur ein Sträußchen sein,
Er hat an uns gedacht.

Drum frisch hinaus in's freie Feld!
In's grüne Feld hinaus!
Der Frühling hat sich eingestellt;
Wer bliebe gern zu Haus?

32. Der Vöglein Dank ist ihr lieblicher Sang.

O sagt, ihr lieben Vögelein,
Wer ist's, der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
Wenn Schnee im Winter fällt?

Wo nehmt ihre eure Nahrung her,
So viel als ihr begehrt?
„Und ist das Leben gar nicht schwer,
Gott ist's, der uns ernährt.“

Ihr habt nicht Koch noch Keller,
Und seid so wohlgemuth;
Ihr trinkt nicht Muskateller
Und habt so freudig Blut.

Ei sagt mir, wem ihr dienet?
Wer Alles schafft herbei?
„Wenn's schneit und wenn es grünet,
Hält Gott uns immer frei.“

Ihr habt kein Feld, keinen Heller Geld,
Nichts, das die Taschen füllt;
Der Tannenbaum ist euer Zelt,
Warm seid ihr eingehüllt.
Stets könnt ihr sorglos singen.
Wie dankt ihr Gott dem Herrn?
„Die Töne thun wir schwingen
Bis zu dem Abendstern.“

33. Vorsicht beim Trinken, wenn man erhitzt ist.

Ein Knabe, der an einem heißen Tage über Feld ging, sehnte sich ungemein nach einem Trunke frischen Wassers. Er sah sich überall um, aber nirgends konnte er eine Quelle oder einen Bach entdecken. Endlich glaubte er schon, er werde vor Durst verschmachten müssen, als er auf einmal das angenehmste Rauschen eines Wassers hörte. — Hier ist es unmöglich, die Freude zu beschreiben, die der kleine Wanderer empfand.

Schnell eilte er hinzu, und dankbar blickte er gen Himmel, als er die reinste Quelle fand, die er sich nur wünschen konnte. Doch überließ er sich nicht sogleich seiner Begierde zu trinken, sondern wartete geduldig, bis er abgekühlt war. Er aß ein wenig Brod, und dann erst trank er von der erfrischenden Quelle, und kühlte seine schmachtende Zunge. Gern hätte er sich länger an dem lieblichen Orte verweilet; allein seine Verrichtungen riefen ihn weiter. — Fröhlich verließ er die rieselnde Quelle, setzte neugestärkt seinen Weg fort, und dankte Gott für seine Güte.

34. Folgen der Naschhaftigkeit.

Cäcilia war ein naschhaftes Kind. Vor ihr war auf dem Tische, in der Küche, in dem Garten Nichts sicher. Besonders griff sie gerne nach süßen Sachen. Was sie fand, das führte sie rasch dem Munde zu. Sie aß oft den ganzen Tag, und eben deswegen bei Tische sehr wenig; es schmeckte ihr dann Nichts mehr. Ihre Zähne wurden nach und nach

wegen der vielen Süßigkeiten schwarz und fingen an zu faulen. Sie klagte häufig über mächtige Magenschmerzen. Einst, da sie unreifes Obst gegessen hatte, bekam sie so schneidende Leibschmerzen, daß sie glaubte, sie müsse daran sterben.

Ihre Eltern ermahnten und warnten sie mit Güte und Ernst, sie sollte sich doch mehr Gewalt anthun, und ihre Naschhaftigkeit ablegen. Sie enthielt sich derselben auch mehr, aber nicht sowohl, weil es ihr schädlich und verboten war, als aus Furcht vor den Eltern. Wenn diese nicht zugegen waren, so that sie, was ihr gefiel.

Einst sah sie beim Fenster ein Schüsselchen stehen, und darin Etwas wie weißer, zerstoßener Zucker. Da Niemand in der Stube war, griff sie darnach, aß es, — und aß sich den Tod. Denn es war nicht Zucker, sondern Mäusegift. Die Magd hatte es, freilich gegen das ausdrückliche Verbot der Eltern, ins Haus gebracht und aus Unbehutsamkeit an das Fenster gestellt. —

Das Naschen ist den Kindern allezeit höchst schädlich. Wenn sie auch nicht allemal gleich daran sterben müssen, so ziehen sie sich doch oft große Uebel und einen frühen Tod zu.

Ein Kind, das sich vom Naschen nicht zurückhalten kann, wird sich noch weniger von andern, noch unerlaubtern Dingen zurückhalten. Naschhaftigkeit ist schon an sich selbst ein großer Fehler, und verleitet die Kinder auch noch zu andern Sünden: zum Ungehorsam, zum Lügen, ja sogar zum Stehlen. Und doch gibt es leider so viele naschhafte Kinder. Bist du auch eins? o, so bessere dich!

Kind, hüte dich vor Näschereien,
Sonst wirst du es zu spät bereuen.

35. Vom Mäuslein.

Die Köchin spricht zum Koch: Fang' mir das Mäuslein doch! Es ist Nichts sicher in Küch' und Keller, weder in der Schüssel noch auf dem Teller. Wo was liegt, da frißt

es; wo was riecht, da ist es; wo ein Braten dampft, kömmt das Mäuslein und mampft. In den Küchenbehälter hat es gebissen ein Loch. Koch, fang mir das Mäuslein doch, und jag' es wieder auf die Felder oder in die Wälder!

Da macht der Koch ein Gesicht und spricht: Mäuslein, Mäuslein, bleib in deinem Häuslein! Nimm dich in Acht heute Nacht; mach auch kein Geräusch und stiehl nicht mehr das Fleisch, sonst wirst du gefangen und aufgehangen! Der Koch aber deckt zu alle Schüsseln, und stellt auf die Falle hinten im Eck, und thut hinein den Speck, sperrt die Küche zu, geht und legt sich zur Ruh'.

Das Mäuslein aber ist ruhig und spricht: Was er sagt, thu' ich! — Aber es hat nicht lange gedauert, so kommt schon das Mäuslein und lauert, und spricht: Wie riecht der Speck so gut! Wer weiß, ob's was thut? Nur ein wenig möcht' ich beißen, nur ein wenig möcht' ich speisen! Einmal ist keinmal! — So spricht das Mäuslein und schleicht, bis es die Falle erreicht; duckt sich und buckt sich, schmiegt sich und biegt sich; ringelt das Schwänzlein wie ein Kränzlein, setzt sich ins Eck und ergetzt sich am Speck; reißt, beißt und speis't. — Platsch, thut's einen Knall, und — — zu ist die Fall'! Das Mäuslein zittert vor Schrecken und möcht' sich verstecken; aber wo es will hinaus, ist zugesperrt das Haus. Es pfeift und zappelt, es kneift und krabbelt — überall ist ein Gitter, und das ist bitter; überall ist ein Draht, und das ist Schad. Leider, leider, kann's Mäuslein nicht weiter; wär's nur gewesen gescheidter!

Unterdessen wird es Morgen; da kommt die Köchin und will besorgen den Kaffee und Thee; da sieht sie, was vorgegangen und wie das Mäuslein ist gefangen. Ganz sacht schleicht sie hin und lacht. Haben wir endlich erhascht das Mäuslein, das immer genascht? Siehst du: Einmal ist nicht keinmal! Wärest du geblieben in deinem Loch, gefangen hätte dich nicht der Koch!

36. Die Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte. Die Kinder saßen an einem Tische, auf dem eine große Schüssel voll Hafersuppe stand. Alle ließen sich's gut schmecken und sahen so frisch und roth aus, wie die Rosen. „Aber wie ist es doch möglich", sagte der Prinz zur Mutter, „daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarem Appetit verzehren, und dabei so gesund und blühend aussehen kann? Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreierlei Gewürzen, die ich darein thue. Ich lasse die Kinder ihr Mittagsessen erst durch Arbeit verdienen; außer der Tischzeit gebe ich ihnen Nichts, damit sie Hunger mit zu Tische bringen; auch gewöhnte ich sie zur Genügsamkeit mit dem, was sie haben, indem ich sie nie mit Leckerbissen und Näschereien bekannt machte."

37. Bete, arbeite und spare.

Ein armer Vater machte sich bei einer großen Theurung viele Sorgen und dachte: „Wie willst du doch mit den Deinigen durchkommen?" Da sah er im Traume drei Engel. Der erste kniete und betete: „Ich hebe meine Augen auf zu dem Herrn; meine Hülfe kommt von ihm, der Himmel und Erde gemacht hat." Der andere grub ein Wurzelgemüse aus der Erde und sagte dabei: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen." Der dritte las die ausgegrabenen Wurzeln zusammen und sprach: „Sammelt die übrigen Brocken zusammen, daß Nichts umkomme." Aus diesem Traume merkte der Bekümmerte, daß er nur glaubensvoll beten, fleißig arbeiten und, was er habe, zu Rath halten solle; Gott würde dann ihn und die Seinigen wohl erhalten.

38. Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, hatte einen Knecht,

der sehr jähzornig war und oft in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfters, er solle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir unmöglich. Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.“

Eines Morgens sagte Fridolin zu ihm: „Mathias! sieh da einen schönen neuen Thaler. Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibest und kein zorniges Wort von dir hören lässest.“ Der Knecht ging den Handel mit Freuden ein. Die übrigen Dienstboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wort entwischte. Am Abend gab Fridolin ihm den Thaler und sagte: „Schäme dich, daß du einem elenden Stück Geld zu Liebe deinen Zorn so gut überwinden kannst, allein aus Liebe zu Gott es nicht thun magst. Der Knecht besserte sich und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Laß Gottes Liebe stets dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

39. Schäfchen und Bube.

Ein Schäfchen war so niedlich, der holden Unschuld gleich; es war so sanft, so friedlich, das Fellchen seidenweich.

Des Pächters wilder Bube nahm, weil es ihm gefiel, es zu sich in die Stube, und trieb damit sein Spiel.

Doch bald des Spielens müde, fand er es nicht mehr schön; da ließ er es in Friede zu seinem Hirten geh'n.

Und als es bei der Herde nun aufgenommen ward, so fand es die Beschwerde von mancher Art nicht hart.

Es schien sich vor dem Scheeren, wie and're, nicht zu scheu'n; denn frühe Leiden lehren, einmal geduldig sein.

In deiner Jugend übe Geduld, sie thut einst gut. Vergilt mit sanfter Liebe, wenn man dir Unrecht thut!

40. Das kostbare Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Katharina, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf ihrem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig, aber Katharina lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um Nichts stärker als ich.“

Katharina sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühl' ich sie kaum. Mach es auch so.

„Ei!“ rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch gerne erleichtern. Sag' mir doch einmal, wie es heißt?“ Katharina antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt Geduld.“ Denn

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

41. Ergebung.

Alle Sorge, alles Leid
Währt nur eine kurze Zeit;
Gehst du in den Himmel ein,
Wird es gleich vergessen sein.

Darum fest hinaufgeschaut,
Muthig stets auf Gott vertraut!
Gott mein Heil in dieser Zeit,
Gott mein Theil in Ewigkeit.

42. Sonntag.

Gott im Himmel hat gesprochen: Sieben Tag' sind in der Wochen, sechs davon will ich euch geben; schaffet da, was Noth zum Leben; doch der Sonntag bleibe mein; da will ich euch unterweisen, mir zu dienen, mich zu preisen, gut und fromm vor mir zu sein. Liebes Kind, vergiß es nicht, was der Herr vom Sonntag spricht.

43. Du sollst den Feiertag heiligen.

Ein junger englischer Edelmann, Namens William, verlor seine Eltern sehr früh. Sich selbst überlassen, verwilderte er, und gerieth, nachdem er bei erlangter Volljährigkeit Herr eines bedeutenden Vermögens geworden war, in die Gesellschaft von Wüstlingen, mit denen er Tag und Nacht in Saus und Braus fortlebte. Vorzüglich gefiel es ihm, an Sonn- und Feiertagen sein tolles Leben am ärgsten zu treiben. Diese gotteslästerliche und unkluge Lebensweise mußte endlich dahin führen, daß er sein großes Vermögen einbüßte und nur ein kleines Landgut rettete, wohin er sich, verlassen von den Schmarotzern, zurückzog.

Statt daß dieser Umstand ihn hätte zur Besinnung bringen sollen, erbitterte er ihn vielmehr so, daß er es nach seinem jetzigen, beschränkten Verhältnisse noch schlimmer machte als sonst, und vorzüglich mit Jagdunfug seine armen Unterthanen hart bedrückte. Eines Sonntags jagte er eben im Walde, als ihm ein alter Diener seines braven Vaters begegnete, der in der Umgegend ein kleines Gehöfte besaß. Dieser wagte es, ihn zu ermahnen, den Sonntag zu heiligen und lieber auf das Wort Gottes als auf das Gebell der Hunde zu hören.

Hohnlachend warf ihm William ein Goldstück zu und rief: Alter Narr, dafür kannst du für mich das Wort Gottes hören! und sprengte sodann seinem wilden Vergnügen nach. Als der gute Alte aus der Kirche kam, wo er wirklich für den jungen Wüstling eifrig gebetet hatte, und nun auf dem Wege im Walde sich befand, hörte er aus einem tiefen, steilen Graben ein schmerzliches Aechzen und Wimmern. Der Alte kletterte mit vieler Mühe hinab, und erblickte den jungen Edelmann, der mit seinem Rosse in diesen Abgrund gestürzt und dem Tode schon nahe war. Mit treuer Fürsorge brachte er ihn in das Schloß seiner Väter, wo er nun als warnendes Beispiel für alle Jene ruht, welche Gottes Gebote in unseliger Verblendung verachten.

Auf der Sünde kann nimmer Gottes Segen ruhen; denn sie ist dem Herrn ein Gräuel und der Leute Verderben. An Sonn- und Festtagen Werke verrichten, welche der Feier des Tages zuwider sind, ist aber gewiß Sünde; denn es ist wider den ausdrücklichen Willen des heiligen und gerechten Gottes.

44. Tägliche Beiwohnung der hl. Messe.

In Alexandria lebte ein ehrsamer Bürger, seines Gewerbes ein Schuhmacher, der, bei mäßiger Arbeit und mit einer zahlreichen Familie gesegnet, dennoch in einem ganz behaglichen Wohlstande sich erhielt, während sein Nachbar und Handwerksgenosse, obwohl er für keine Familie zu sorgen hatte, bei rastloser Thätigkeit doch seinen Hausstand nicht vorwärts brachte und seinen Erwerb immer mehr verkümmern sah. Da gewann er es einmal über sich, beim Glücklichen nebenan sich zu erkundigen, welche besondere Mittel ihm zu Gebote ständen, daß ihm Alles so trefflich gedeihe? Der Wackere benahm sich nicht zurückhaltend, er theilte ihm sein Geheimniß mit. „Ich habe", so gestand er ihm, „sehr ansehnliche Schätze aufgefunden, und es ist mir unverwehrt, täglich hinzugehen, und mir einen bescheidenen Antheil davon zu holen; und so ist es freilich nicht zu verwundern, wenn mein Hauswesen allgemach sich verbessert." Diese Mittheilung konnte ihren Zweck nicht verfehlen; kaum vernommen, weckte sie schon das dringende Verlangen, jene Stätte des Glückes kennen zu lernen. Der Nachbar zeigte sich bereit, die gewünschte Auskunft zu geben. „Es befindet sich dort", so versicherte er, „für alle Bürger unserer Stadt des Reichthums genug;" und so bestellte er den Neugierigen auf den nächsten Morgen. Als jedoch dieser Morgen kam, wußte er verschiedene Hindernisse anzuführen und den Erwartungsvollen mit tröstlichen Worten zu beschwichtigen. „Für heute," setzte er hinzu, „wollen wir die hl. Messe anhören und unser Vorhaben auf morgen verschieben." Da er jedoch in den nächstfolgenden Tagen immer das Gleiche

wiederholte, riß endlich dem Manne, der das Glück suchte, die Geduld. „Zur Messe," rief er, höchlich entrüstet, „kann ich gehen, wann es mir gefällt, und den Weg in die Kirche weiß ich selber zu finden; wie lange noch wirst du mit leeren Verheißungen mich hinhalten?" Der Andere, welcher nur auf diesen Vorwurf gewartet, hatte die Antwort schon in Bereitschaft. „Zürne nicht!" sagte er, „denn ich habe dir schon zu wiederholtem Male den Ort gezeigt, wo der verborgene Reichthum bewahrt wird, aus welchem ich täglich so viel Heil und Segen schöpfe, daß mein Haushalt fröhlich gedeiht. Thue du das Gleiche und beherzige das Wort des Herrn: „Suchet vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Übrige wird euch zugegeben werden."

45. Ein frommer Knabe.

Der berühmte Cardinal Bellarmin mußte, während seiner Knabenzeit, auf seinem Wege zur Schule täglich viermal an zwei Kirchen vorübergehen, und er unterließ es dann nie, in dieselben einzukehren und den Heiland im allerheiligsten Sakramente zu begrüßen. Gefragt: „warum er diese Besuche niemals unterlasse?" gab der fromme Knabe zur Antwort: „Es wäre doch eine gar arge Unhöflichkeit, wenn ein Freund oder Bruder neben des Freundes oder Bruders Hause vorbeiginge und ihm nicht wenigstens „Guten Tag!" wünschte und ihn begrüßte!"

46. Andächtiger Empfang der hl. Kommunion.

Der hl. Aloysius, dieser Engel in Menschengestalt, empfing das hl. Altarssakrament zum ersten Mal zu Castiglione aus den Händen des hl. Karl Borromäus, als er zwölf Jahre alt war. Sein Angesicht glänzte vor Freude, als er den ersten Schritt zum Tisch des Herrn machen durfte. Von da an ging er gewöhnlich alle acht Tage zur hl. Kommunion. Die ersten drei Tage der Woche verwendete er zur Danksagung für die Gnade des hochheiligen Genusses, und

die drei andern zur Vorbereitung für die nächste hl. Kommunion. Bei dem Genusse des Himmelsbrodes zerfloß er meistens in Thränen, und immer seliger fühlte er sich in der Gemeinschaft mit Jesus. Daher sagte er einmal: „Wer anfängt zu verkosten, wie angenehm und süß die Gemeinschaft mit Jesus ist, der kann sich von ihr ohne schmerzliche Gewaltthätigkeit nicht losmachen." Sein sehnlichster Wunsch war, in der Frohnleichnams-Oktav zu sterben, und dieser Wunsch ging auch in Erfüllung, denn er starb den 20. Juni 1501 — erst 23 Jahre alt.

47. Folgen des Ungehorsams.

„Philippine, iß nicht so schnell! das ist ungesund. Und wie leicht könnte es geschehen, daß sich in den Speisen einmal ein Stückchen Knochen befände! Du bemerktest es nicht bei dem schnellen Hinunterschlucken, und machtest dich sehr unglücklich." — So mußten die Eltern, fast so oft sie bei Tische waren, ihr Töchterchen ermahnen. Philippine gehorchte dann freilich, aber bald war doch der alte Fehler wieder da, und leider blieb auch das befürchtete Unglück nicht aus. In ihrer Suppe befand sich einmal ein Stückchen Knochen. Die Hast, mit der sie dieselbe hinunterschluckte, ließ sie es nicht bemerken, bis es im Halse festsaß. Wie das arme Mädchen da schrie und jammerte! Es hustete, gurgelte—das Blut floß aus dem Munde, aber Nichts half. Der Knochen wich nicht von der Stelle. Der Vater holte in aller Eile den Arzt. Doch auch dessen Versuche waren vergebens. Das unglückliche Kind mußte eines jämmerlichen Todes sterben.

Gott, gib uns zu der Eltern Lehren,
Allzeit ein off'nes, weises Herz,
Und laß uns gern sie kindlich ehren,
Daß niemals Kummer, Gram und Schmerz
Der treuen Eltern Herzen kränkt,
Und ihre Liebe von uns lenkt.

48. Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze. Du allerliebstes kleines Thier! Komm' doch ein wenig her zu mir! Ich bin dir gar zu gut. Komm', daß ich dich nur küsse.

Die alte Maus. Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Die Katze. So komm doch! Sieh, diese Nüsse sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus. O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht! Ich geh'.

Die alte Maus. Kind, gehe nicht!

Die Katze. Auch dieses Zuckerbrod und andere schöne Sachen geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus. Was soll ich machen? O Mutter, laß mich gehen!

Die alte Maus. Kind, sag' ich, gehe nicht!

Die junge Maus. Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze. Komm', kleines Närrchen, komm'!

Die junge Maus. Ach, Mutter, hilf! O weh! Sie würgt mich, ach, die Garstige!

Die alte Maus. Nun ist's zu spät, da dich das Unglück schon betroffen. Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

49. Das Bächlein.

Du Bächlein, silberhell und klar, du eilst vorüber immerdar; am Ufer steh' ich, sinn und sinn: „Wo kommst du her? Wo gehst du hin?“ „Ich komm' aus dunkler Felsen Schooß; mein Lauf geht über Blum' und Moos; auf meinem Spiegel schwebt so mild des blauen Himmels freundlich Bild. Drum hab' ich frohen Kindersinn; es treibt mich fort, weiß nicht wohin. Der mich gerufen aus dem Stein, der, denk ich, wird mein Führer sein.“

50. Die Gottes Mauer.

Während des letzten Krieges geriethen die Bewohner eines einsam stehenden Hauses in große Aengste. Der Feind nahte sich mit einbrechender Nacht der Gegend. Der nächtliche Himmel schien bald da, bald dort von Feuersbrünsten roth wie Blut. Man hörte furchtbar schießen. Zudem war es Winter und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute fürchteten, ausgeplündert, und jetzt, zur rauhesten Jahreszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden.

Nur die alte fromme Großmutter war getrost und guten Muths im Vertrauen auf Gott. Sie las ihren Kindern aus ihrer alten Handpostille ein Gebet vor, worin die Worte vorkamen: Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten.

Einer ihrer Enkel, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel vom lieben Gott verlangt; um solche unmögliche Dinge solle man nicht beten.

Die Großmutter sprach aber: „Diese Worte sind nicht so buchstäblich zu nehmen. Sie sollen bloß sagen, Gott wolle uns vor den Feinden so sicher beschützen, als wäre unser Haus von einer Mauer umgeben. Wenn aber Gott auch wirklich zu unserm Schutze eine Mauer bauen wollte, meinst du denn, daß es ihm unmöglich sey?"

Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat sich ihrem Hause nahete. Alle wunderten sich darüber. Als sie sich aber Morgens vor die Thüre wagten, sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde so hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte. Alle lobten und priesen Gott. Die alte Großmutter aber sprach: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgethürmt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Er ist gnädig und barmherzig, und unendlich reich an Mitteln, uns aus

jeder Noth zu retten. Wir wollen daher nie kleinmüthig und verzagt sein. Ich wenigstens bleibe dabei

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

51. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und es schneiete und wehete entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder, alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden, und sich kümmerlich als Schmiedsgeselle nährte, erbarmte sich des bittenden Taglöhners, und gab ihm seinen alten Mantel. Die Soldaten zogen fort — und sieh, am späten Abend kam ein junger, schöner Offizier, in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Brust, in das Dorf geritten, und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Alte that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolph!" rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen. — Rudolph hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen, und war wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er wußte Nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedemeister gewesen war; allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweisers abgenommen, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten nun vor Freude, und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und versprach, auch ferner für ihn

zu sorgen. Die Leute aber sagten: Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet."

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet stets der liebe Gott.

52. Was Gott gemacht, ist gut.

Ein junger Prinz sagte öfters: „Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen Etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde." — Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder, und schlief ein. Ein feindlicher Soldat schlich sich mit gezucktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange, und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert, und der Soldat entfloh. Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne webte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingang der Höhle. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh", rief der eine, „da hinein wird er sich wohl versteckt haben!" — „Nein", sagte der andere, „da drinnen kann er nicht sein, denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen." — Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie danke ich dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege, und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist Alles, was du gemacht hast!

O Gott! laß deine Güt' und Liebe mir immerdar vor Augen sein. Sie stärk in mir die guten Triebe, mein ganzes Leben dir zu weih'n; sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen, sie leite mich zur Zeit des Glücks, und sie besieg' in meinem Herzen die Furcht des letzten Augenblicks.

53. Ehrfurcht gegen das Alter.

Ein leichtsinniger Knabe sah an der Thür einen Greis vorübergehen, der wegen seines Alters einen ganz gekrümmten Rücken hatte. Ohne zu bedenken, daß auch er alt zu werden wünschte, fing er an, des alten Mannes zu spotten. Der Greis bedauerte den unverständigen Buben, und statt ihm zu zürnen, wandte er sich liebreich um und sagte: Lieber Junge, versündige dich nicht an einem alten Manne! Du weißt noch nicht, was dir in deinem Leben zustoßen kann. Hast du nur erst so viel gearbeitet, wie ich, und lange die Last und Hitze des Tages getragen, so wirst du gewiß nicht mehr so leicht und fröhlich herumspringen können wie jetzt. — Die sanfte und unverhoffte Anrede des Greises rührte den Leichtsinnigen. Er schämte sich seines Betragens, bereuete es und bat den Alten herzlich um Verzeihung. Ich freue mich, bemerkte der Greis, daß du deinen Fehler wieder gut zu machen suchst. Begehe ihn nie wieder, damit dir Gott einst ein frohes und glückliches Alter verleihe.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und dem Alter sollst du Ehrerbietung erweisen. Dies sollst du thun aus Ehrfurcht gegen Gott, deinen Herrn.

54. Ehre das Alter.

Rudolph hatte zwei Söhne. Er mußte oft die Klage hören, daß seine Kinder über alte Leute spotteten und sie verlachten. Er gab ihnen deßwegen öfters einen scharfen Verweis, und machte ihnen die nachdrücklichsten Vorstellungen, wie sehr es Gott und allen guten Menschen mißfalle, wenn man alte Personen verlache und verspotte. Man soll vielmehr, sagte er einst, gegen sie alle Achtung zeigen; denn Greise sind unsere eigentlichen Lehrer; sie sind die besten Rathgeber, die aus Erfahrung wissen, was man thun und was man meiden soll. Aber bei den leichtsinnigen Kindern war alles Warnen und Ermahnen vergebens.

Als der Vater einmal sein Namensfest feierte, und die Kinder ihm Glück und ein langes Leben wünschten, sagte er mit weinenden Augen zu ihnen: „Ach, wünschet mir vielmehr, daß ich bald sterben möge; denn wenn ich alt werde, so werden mich muthwillige Kinder — hier sah er sie scharf an — nur verlachen und verspotten, vielleicht sogar meine eigenen Kiuder! Die Kinder schlugen beschämt ihre Augen nieder. Sie erkannten ihren großen Fehler, und erwiesen von dieser Zeit an alten Personen mehr Achtung.

Ehre Greise, liebes Kind, weil sie deine Lehrer sind. Greise geben guten Rath, folge ihnen in der That.

55. Beim Säen.

Diesen Samen segne Gott, daß er ruh' in dieser Erde, daß er keim' und unser Brod unter Gottes Aufsicht werde. Wenig streuen wir nur hin, reichlich gibt uns Gott es wieder; für den herrlichen Gewinn singen wir ihm Freudenlieder. Dieses hoffen wir von Gott. O! er merkt auf unsre Bitte; gibt uns unser täglich Brod, gibt es uns in unsre Hütte. Gnädig gib es, bitten wir, Gott, so lange wir hier leben; und laß uns zum Dank dafür stets nach höh'rer Tugend streben.

56. Erntelied.

Auf, auf, hebt euren frohen Blick
Zu Gott dem Herrn empor!
Die Erde bringt uns neues Glück,
Bringt Freude uns hervor.

Wer gab zur Aussaat das Gedeih'n?
Wer schützte gütig sie?
Wer schenkte Thau und Sonnenschein?
Und wer vergaß uns nie?

O, ihm sei Ehre, Preis und Dank,
Der dies an uns gethan!
Es steige froher Lobgesang
Zu ihm jetzt himmelan!

So lang uns unser Busen schlägt,

Die Augen offen steh'n,
Soll unser Herz, von Dank bewegt,
Den großen Gott erhöh'n.

57. Das stolze Fräulein.

Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schlosse, und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr und sprach: „Mein Vater, der todtkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen."

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl etwas Wichtiges sein, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh! ich habe in deiner elenden Hütte Nichts zu thun."

Ueber eine Weile kam Maria wieder und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen. Meinem Vater hat sie befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn sie einmal zwanzig Jahr alt wären; jetzt ist er aber dem Tode nahe, und muß es Ihnen jetzt schon sagen."

Fräulein Gertrude eilte nun, so sehr sie konnte. Als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden. Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen, ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen — fand aber nicht das Geringste von einem Schatze. Sie bereute es ihr ganzes Leben hindurch, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte.

Vor Hochmuth nimm dich wohl in Acht,
Der keinem Rosen noch gebracht.

58. Die beschämte Eitelkeit.

Therese hatte ihre einzige Freude an schönen Kleidern.

Sobald sie Geld in die Hände bekam, lief sie damit in die Kaufläden, um Spitzen und Bänder zu kaufen. Wenn sie ein schönes Kleid sah, wollte sie es auch haben. Von ihrer Mutter wurde sie bald vor dem Spiegel, bald vor einer Kleiderlade angetroffen; denn ihr immerwährendes Treiben war Putz.

Die Eltern machten ihr die Vorstellung, daß es nicht auf auf äußerlichen Putz, sondern auf Frömmigkeit und Sittsamkeit ankomme. Ein schönes Kleid, sagten sie, macht den Menschen nicht besser und bedeckt auch nicht seine Fehler. Gott und vernünftige Menschen sehen nicht auf das Kleid, sondern nur auf gute Sitten. Aber diese Ermahnungen halfen wenig. Das eitle Ding war schon zu sehr in sich selbst und in schöne Kleider vernarrt, und dünkte sich dabei, ich weiß nicht was, zu sein.

Nun geschah es, daß der Herr Pfarrer acht Knaben, die sich am besten aufgeführt hatten, zu sich in den Garten einladen ließ. Er setzte ihnen schöne Früchte vor, und vertheilte unter sie manche Geschenke. Das war nun die größte Freude für die Knaben und für ihre Eltern. Sie machten sich auch eine große Ehre daraus. Nach acht Tagen ließ der Pfarrer auf einen Sonntag auch acht Mädchen zu sich einladen. Auch sie hatten sich durch Fleiß und Sittsamkeit vor andern ausgezeichnet. Therese war nicht unter dieser Zahl, nnd ihrer wurde gar nicht gedacht. Das verdroß sie nicht wenig. Die Eltern nahmen diese Gelegenheit wahr, ihre Ermahnungen zu wiederholen: „Siehst du,“ sagte die Mutter, „worauf vernünftige Leute sehen? Du kannst nun am Sonntage zu Hause bleiben, vor dem Spiegel stehen und an deinen Kleidern putzen. Andere Mädchen haben dann die Ehre und das Vergnügen, bei dem Herrn Pfarrer im Garten zu sein.“

Ein armes Kind, mit Namen Maria, war auch zum Herrn Pfarrer geladen. Sie kam am Sonnabend zu Therese und bat sie, ihr auf Morgen einige Kleidungsstücke zu leihen. Therese schlug es ihr anfangs rund ab. Sie glaubte sogar, Maria spotte ihrer, daß sie nicht auch eingeladen

sei. Allein, dachte sie wieder, man wird doch wenigstens meine Kleider sehen und loben. Sie gab also der Maria ihre schönste Haube und ihr neues Röckchen und sagte: „Gib mir fein Acht darauf, daß der Putz nicht beschmutzt werde, und sage es, daß er von mir ist.“

Maria erschien zur bestimmten Stunde in der fremden Kleidung vor dem Herrn Pfarrer. Dieser fragte sogleich: „Maria, woher hast du diese Haube und dieses Röckchen?“ Sie antwortete: „Ich habe sie von des Nachbars Therese geliehen.“ „Kind!“ sprach der Pfarrer, „ich sehe nicht auf schöne Kleider, sondern auf gute Sitten. Das Kleid macht euch nicht schlechter und nicht besser. Wenn ihr nur reinlich und anständig gekleidet seid. Geh' also hin, gib das fremde Kleid zurück und erscheine in deiner einfachen Kleidung, die mir weit besser gefällt, als Spitze und Seide.“

Maria ging, stellte Theresens Haube und Röckchen zurück und erzählte ihr, was ihr begegnet war, und was der Pfarrer gesagt hatte. Therese war ganz beschämt, weinte vor Scham und verwünschte von der Stunde an alle Pracht und Eitelkeit.

Als der Pfarrer ein Jahr drauf wieder die sittsamsten und fleißigsten Mädchen in den Garten geladen hatte, war auch Therese dabei.

> Sei tugendhaft, dies bringt dir Ehr',
> Das macht dir wahre Freude.
> Sei sittsam, dieses ziert dich mehr,
> Als Spitzen, Gold und Seide.

59. Demuth.

Alphonsus, König von Arragonien, wurde einmal darum gelobt, daß er der Sohn eines Königs, der Enkel eines Königs und der Bruder eines Königs sei. Aber er antwortete dem Schmeichler: „Alles, was du an mir hochschätzest, achte ich für Nichts; das ist Größe meiner Verwandten uud nicht die meinige. Die wahre Hoheit ist kein Erbgut, sie ist eine Frucht und Belohnung der Tugend.“

60. Ehrsucht.

Viele Einsiedler der Wüste ernährten sich mit Korbmachen. Gewöhnlich flocht einer des Tages einen Korb. Ein junger Einsiedler arbeitete den ganzen langen Tag mit solcher Anstrengung, daß er zwei Körbe zu Stande brachte. Beide fertigen Körbe stellte er vor seine Zellenthüre hin.

Der heilige Pachomius war vorbeigegangen, hatte die Körbe stehen sehen, und sprach in der Abendversammlung der Brüder: „Dieser Bruder hat von Morgens frühe bis zum späten Abend weniger als Nichts gethan; denn da er bloß im Tagelohn des Teufels gearbeitet, so hat er diesem all seinen Schweiß geopfert. O meine liebsten Brüder, seid doch von Herzen demüthig: Demuth ist der Grund aller wahren Frömmigkeit und aller Tugend."

61. Das Kutschpferd und der Ackergaul.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde zieh'n und wiehert stolz herab auf ihn. „Wann," sprach es und begann sich schön zu heben, „wann kannst du dir ein solches Anseh'n geben, und wann bewundert dich die Welt?" — „Schweig," rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen; denn baute nicht mein Fleiß das Feld, wie würdest du den Hafer kriegen, der dich so frisch und stolz erhält."

62. Verachte keinen Stand.

Ein junger Edelmann, der bei Ludwig XII, einem der besten Könige Frankreichs, als Edelknabe diente, war einst einem Bauer sehr übel und verächtlich begegnet. Der König erfuhr es, und befahl, daß man dem muthwilligen Jüngling den Mittag kein Brod geben, sondern nur Fleisch und Wein vorsetzen sollte. Dieß geschah. Der Edelknabe forderte Brod, man gab ihm keines. Er beschwerte sich bei dem Könige, und dieser fragte ihn, warum er denn mit

den Speisen, die er schon habe, nicht zufrieden sei. Der Edelknabe antwortete: „Man hat mir kein Brod gegeben, das doch zur Erhaltung des Lebens so nothwendig ist."

„Ei!" — sagte der König, — „wenn du das Brod nicht entbehren kannst, warum bist du denn so thöricht, daß du denen übel begegnest, die es dir verschaffen? Warum verachtest du die Bauern, die durch ihren sauren Schweiß das Brod aus dem Schooße der Erde hervorbringen?"

63. Das Fragespiel.

Franz. Kannst du errathen, Ernst, was ich in Gedanken habe.

Ernst. Ei ja, Franz, das ist ein hübsches Spiel das Fragespiel! Soll ich dich fragen? Du mußt mir aber auch recht antworten!

Franz. Das will ich schon thun; aber — wirst du mich auch recht ordentlich fragen?

Ernst. Das wollen wir sehen! — Nun — ist's ein Körper, was du in Gedanken hast!

Franz. Ja.

Ernst. Ein Körper, wie er von Natur ist?

Franz. O nein!

Ernst. Also ein Körper, den die Menschen machen?

Franz. Ja, so einer!

Ernst. Besteht er aus Erde oder Stein?

Franz. Nein.

Ernst. Aus Pflanzentheilen?

Franz. Auch nicht.

Ernst. Also ist er von Thieren genommen?

Franz. Ja wohl, von Thieren.

Ernst. Er ist also ein Körper, von Menschen gemacht, wozu man etwas von Thieren genommen hat.

Franz. Richtig! Frage nur weiter!

Ernst. Hat man das Fleisch dazu genommen?

Franz. Nein.

Ernst. Die Knochen?

Franz. Auch nicht.
Ernst. Aber die Haut?
Franz. Ebenso wenig.
Ernst. Nun was denn? — die Haare?
Franz. Ja wohl, die Haare.
Ernst. Was man aus diesen Haaren macht, dient es zur Nahrung?
Franz. Nein, das nicht.
Ernst. Zur Kleidung?
Franz. Getroffen!
Ernst. Etwa zur Bedeckung der Füße?
Franz. O bewahre!
Ernst. Des Leibes?
Franz. Auch nicht.
Ernst. Nun, also des Kopfes?
Franz. Richtig getroffen!
Ernst. Halt, nun hab ich's bald! Macht es der Hutmacher?
Franz. Ja wohl!
Ernst. Also ein Hut ist's! Aber welcher? Ist er hier in der Stube?
Franz. Ja, so ist's.
Ernst. Ist es dein Hut?
Franz. Nein, das nicht.
Ernst. Nun, so ist es der meinige; ist's nicht so?
Franz. Ja wohl, du hast es getroffen.

64. Die Wellen.

Bächlein fließet und ergießet
Immer weiterhin sich fort.
Sieh die schnellen Silberwellen,
Wie sie flieh'n zum fernen Ort!
Keine bleibet, jede treibet
Ohne Rast und Aufenthalt.
Immer munter geht's hinunter
Und verronnen sind sie bald.

Wie die Wellen sind die schnellen
Stunden deines Lebens, Kind!
Bald verschwunden sind die Stunden,
Die dir jetzt so lustig sind.
Darum lerne froh und gerne,
Liebe Jugend, was dir frommt;
Stunden eilen ohn' Verweilen,
Und nicht eine wiederkommt.

65. Der kluge Staar.

Ein durstiger Staar wollte aus einer Wasserflasche trinken, und konnte das Wasser in derselben mit seinem kurzen Schnabel nicht erreichen. Er hackte in das dicke Glas und vermochte es nicht zu brechen. Er stemmte sich gegen die Flasche, um sie umzuwerfen; aber dazu war er zu schwach. Jetzt kam er durch seine Klugheit und sein Nachdenken auf den glücklichen Einfall, daß er Steinchen zusammenlas und sie in die Flasche warf, wodurch das Wasser endlich so hoch stieg, daß er es erreichen und seinen Durst löschen konnte.

Ermüde nicht beim Lernen, so schwer es dir auch wird; durch anhaltenden Fleiß erreicht man das gesteckte Ziel.

66. Der fleißige Knabe.

Ich will den Müßiggang stets fliehen und mich von Jugend auf bemühen, daß ich ein braver, wackrer Mann mit Gottes Hülfe werden kann!

Ich kann schon lesen, kann schon schreiben; doch muß ich es noch weiter treiben! Ich fange auch das Rechnen an. Wie gut ist's, wenn man rechnen kann.

Früh will ich Fleiß und Arbeit lieben, schon jetzt Verstand und Hände üben: dann ist es leicht, dann geht's mir gut, hab' immer Brod und frohen Muth.

Vor allem muß ich mich bemühen, von Jugend auf die Sünd' zu fliehen. Hilf, lieber Gott, und steh' mir bei, daß ich recht fromm und fleißig sei!

67. Gewöhne dich, früh aufzustehen.

Viele Kinder und auch erwachsene Leute klagen darüber, daß sie nimmer mit ihrer Arbeit fertig werden können; andere darüber, daß sie sich Morgens müde fühlen und keine Lust zur Arbeit haben. Der Grund davon liegt gar oft darin, daß sie des Morgens zu lange schlafen, oder wachend im Bette verweilen; denn früh arbeitet es sich am besten, und frühes Aufstehen ist auch dem Körper zuträglich, während langes Schlafen den Körper schwächt und den Geist abstumpft.

Als Friedrich der Große, König von Preußen, zur Regierung kam, gab er seinem Kammerdiener den strengsten Befehl, ihn recht zeitig zu wecken und, wenn er nicht sogleich aufstehe, die Erlaubniß, jedes Mittel anzuwenden, ihn aus dem Bette zu bringen. Der Kammerdiener erfüllte treulich des Königs strengen Befehl und, als dieser einst nicht aufstehen wollte, nahm er ein Tuch, tauchte es in kaltes Wasser und legte es dem Könige auf's Gesicht. Das half. Der Kammerdiener durfte weiterhin dieses Mittel nicht mehr anwenden. Der König nämlich gewöhnte sich sehr bald daran, früh aufzustehen, und war dafür seinem Diener sehr dankbar. Merket hierbei das schöne Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde.

Was du lernst in jüngern Tagen,
Wird dir spät noch Früchte tragen.

68. Die Feierstunden.

Ein Vater gedachte auszugehen und rief seine Kinder zusammen, um einem jeden seine Arbeit anzuweisen. Einige hatten zu schreiben, die andern ein frommes Lied zu lernen, alle aber bekamen die Erlaubniß, sobald sie ihre Arbeit beendigt hätten, im Garten zu spielen, bis er zurückkehren würde. Als nun der Vater alles geordnet hatte, ermahnte er sie noch einmal zum Fleiße und begab sich hinaus auf

die Felder. Das Zimmer der Kinder stieß an den Garten. Die jüngeren blickten hinaus und sahen den schönen Sonnenschein und die hübschen Schmetterlinge, welche über die Blumenbeete dahingaukelten, und die bunten Bilder verlockten ihr Herz. Sie sprachen untereinander: „Wäre es nicht gleich, wenn wir zuerst unser Spiel trieben, und dann an die Arbeit gingen? Dort draußen ist es so hell, und hier so eng und so düster.“ „Habt ihr nicht vernommen?“ entgegneten die älteren, „daß der Vater gesagt hat: Erst die Arbeit, dann das Spiel!“ „Ei,“ versetzten jene, „wird nur Beides gethan, so kommt es wohl nicht darauf an, was zuerst oder zuletzt geschieht!“ Mit diesen Worten warfen sie ihre Bücher zur Seite und hüpften leichten Sinnes hinaus in den Garten. Die ältern blickten ihnen nach in die lockende Freiheit; aber sie ließen sich nicht verleiten und arbeiteten fort, still und fleißig, wie es der Vater befohlen hatte. Draußen aber stand die Sonne noch hoch, und die Luft war schwül. Die Kinder achteten die Hitze nicht, sprangen in wilder Lust hinter den Schmetterlingen her, trieben allerlei unbändige Spiele und geberdeten sich wie eine zügellose Schaar. Als nun die älteren ihre Arbeit beendigt hatten und sich zu den jüngern in den Garten begaben, um sie an ihre Pflicht zu erinnern, gedachten diese voll Schrecken ihrer Aufgaben. Der Strenge des Vaters eingedenk, begaben sie sich ohne Widerrede in das Zimmer zurück. Als sie aber die Bücher ergriffen, siehe, da vermochte keines weder zu lesen noch zu schreiben; denn sie alle waren erhitzt nnd erschöpft, und die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Dabei wurde es dunkler im Zimmer. Sie traten an’s Fenster; aber ach! während sie traurig hinaussahen, wandelten die glücklichen Geschwister in dem kühlen Schatten umher, die Blumen begießend und sich erquickend an dem linden, herrlichen Abend. Vor Unmuth weinend, daß sie die schöne Feierstunde verscherzt hatten, griffen sie wieder zu den Büchern; aber sie vermochten nicht mehr ihre Gedanken zu sammeln, und sie irrten, eins wie das andere, voll Furcht und Unruhe im Zimmer umher.

Als nun der Vater zurückkam und die verlegenen Gesichter der Kinder sah, und wie sich das eine hinter das andere verbarg, rief er die ältesten herein und fragte: „Was ist hier geschehen?" Da trat eines derselben hervor und erzählte, was sich begeben hatte, und wie jene zuerst gespielt hätten, und dann zur Arbeit gegangen wären. „Und wo sind die Arbeiten?" fragter der Vater. Da rief eines der jüngeren unter Weinen: „Vergib uns, Vater! Wir waren erhitzt und zerstreut und vermochten nichts zu vollbringen, denn wir sahen die Freuden der andern." „Ihr Unfolgsamen!" zürnte der Vater, „habe ich euch nicht gesagt: Nur nach gethaner Arbeit geziemt dem Menschen Erholung? Warum wollt ihr diese Ordnung umkehren? Seht, jede Uebertretung straft sich selbst! Die Fleißigen genießen der Erquickung und der innern Zufriedenheit; ihr aber verlangt den Genuß vorher und so blieb euch Nichts, als die Arbeit sammt der Unlust zurück."

69. Die beiden Arbeiter.

Bei dem Bauen eines Hauses mußte ein Arbeiter Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein außerordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschafft werden mußte. Allein, wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen und trug erst die kleinen weg. — Nun beunruhigte ihn aber bei der ganzen Arbeit beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen müßte. Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die kleinern Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten, so fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größeren fortzubringen. Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in seinen Tagelohn verdungen war, so wurde ihm ein Theil von diesem entzogen, und das mit Recht, weil nicht alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen. Dieser suchte zuerst den allergrößten aus,

und weil er einmal wußte, daß es nicht anders sein konnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde. Nun ging ihm auch alles gut von statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das schwerste überstandeu hatte.

„Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem der das Schwerste bis zuletzt aufbewahrte? — Oder dem, der mit dem Schwersten anfing?"

70. Der Epheu und der Landmann.

In dem Garten eines fleißigen Landmannes hatte sich eine Epheuranke, nicht nach der Art der meisten, an einen nahen Baum geschlungen, sondern lief auf dem flachen Boden eine gewaltige Strecke fort.

Der Besitzer des Gartens sah dies, und traf Anstalten sie auszureißen.

Barbar, — rief ihm der Epheu zu, — warum kannst du dies Fleckchen Land mir nicht vergönnen? Ich schade dir ja nichts.

Aber du nützest mir auch eben so wenig! Manche andre fruchtbringende Pflanze könnte hier eben so gut sich nähren. Drum heraus mit dir!

Ein warnendes Bild für jeden Müßiggänger. Zur Thätigkeit hat uns Alle die Natur bestimmt. Wir verdienen das Schicksal dieses Epheus, wenn wir den Endzweck nicht erfüllen.

71. Die Sperlinge.

Konrad, ein Schlosser, schalt seit einiger Zeit immer auf die Sperlinge und zerstörte ihre Nester, wo er sie nur fand. Das sah der kleine Paul, und fragte des Schlossers Töchterchen, warum doch der Vater auf die Sperlinge so böse sei? Ach, sagte Hannchen, die Sperlinge sind sehr garstig; seit der Vater eines Abends den goldenen Kelch

und die silbernen Leuchter heimgebracht hat, schreien sie schon früh am Morgen: Dieb! Dieb! Dieb! und das will nun der Vater nicht mehr leiden.

Der kleine Paul erzählte weiter, daß die Sperlinge so garstig wären und den Schlosser einen Dieb schimpften. Das hörte auch der Amtmann, und vermuthete gleich, wer vor einem Jahre die Kirche bestohlen habe. Er forschte weiter nach, der Diebstahl kam zu Tage, und der Schlosser wurde ins Gefängniß gesetzt.

Das böse Gewissen ist ein Ankläger, der nie ruht und schon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat.

72. Ein Kind weiß sich weder zu rathen noch zu helfen.

Wolfgang war ein recht gutes Kind, aber einst beging er einen großen Fehler. Nach der Schule nämlich, als der Lehrer schon fort war, schüttete ein anderes Kind aus Unachtsamkeit die Dinte über Wolfgangs schönes, neues Büchlein. Dieser wurde dadurch sehr aufgebracht, griff, ohne erst sich zu besinnen, nach dem Messer, und wollte mit demselben auf das Kind zufahren. Das Kind fing an, jämmerlich zu schreien, obwohl ihm noch Nichts geschehen war. Es lief gleich fort, und drohte dem Wolfgang, ihn bei seinen Eltern zu verklagen.

Wolfgang wußte sich nicht zu rathen und nicht zu helfen. Es ward Mittag, und er getraute sich nicht, nach Hause zu gehen. In der Schule wollte er auch nicht länger bleiben. Er ging in die nächste Kirche. Am Nachmittage war er der erste in der Schule. Der Schullehrer sah es ihm gleich an, daß er ganz bestürzt und erschrocken war. „Wo fehlt's, Wolfgang!“ fragte er, „warum heute so früh in der Schule?“ Wolfgang gestand ihm Alles aufrichtig und sagte, er komme jetzt aus der Kirche. „Aus der Kirche?“ sagte der Lehrer. „Hast du dort andächtig gebetet?“ „Nein,“ antwortete Wolfgang, „ich kann nicht beten, biß ich weiß, was meine Eltern sagen werden.“

Der Lehrer: „Was hast du denn in der Kirche gethan?"

Wolfgang: Ich habe meinen Fehler bereuet, und mir ernstlich vorgenommen, dergleichen nicht mehr, gewiß nicht mehr zu thun."

Der Lehrer: „Hast du dabei gar nicht an Gott gedacht?"

Wolfgang: „Ja, ich habe gedacht: Mein Gott, hilf mir diesmal in meiner Angst; ich will's nicht mehr thun."

Der Lehrer: „Das ist ja das beste Gebet, wenn man gefehlt hat, es vor Gott zu bereuen und sich vor Gott vorzunehmen, es nicht mehr zu thun. Sei unbesorgt," fuhr er fort, „ich will nach der Schule mit dir zu deinen Eltern gehen und für dich bitten. Es soll dir Nichts zu Leide geschehen." Der Lehrer unterhielt sich noch mit Wolfgang vom Gebet, bis die übrigen Kinder kamen. Zuletzt sagte er ihm: „Bete allemal so, wenn du gefehlt oder wenn du Etwas zu fürchten hast. Der liebe Gott will, daß wir uns Alles, sogar unsere Fehler zu Nutzen machen. Er kann auch dasjenige, was uns am meisten kümmert, zu unserm Besten gereichen lassen. Wir können dadurch, wenn wir nur wollen, behutsamer und vorsichtiger werden, und uns vor neuen und größeren Vergehen hüten. Sieh, wenn ein Kind einmal gefallen ist, so wird es sich desto sorgfältiger hüten, daß es nicht wieder falle. — Daher sollen wir denken, wenn wir Gott in irgend einem Anliegen bitten, daß er uns helfe. Er hilft gewiß, wenn wir uns nur helfen lassen wollen und auch selbst mitwirken."

Verzage nicht zur Zeit der Noth;
Thu', was du sollst: vertrau auf Gott.

73. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäume gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie sein möchten.

Da kam der Sohn des Nachbarn, ein böser Bube, in den Garten und lockte das Söhnchen des Landmanns

also, daß sie hingingen, und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe sie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens hinzutrat, und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!" — Diese Worte gingen dem Söhnchen des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbarn und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun habe ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe." Da antwortete jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen, und auf deiner Hut sein." Als aber Gotthold — denn so hieß der Knabe — nach Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinauf zu sehen. Denn er dachte: Wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich mich doch selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen.

Jetzt trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kindlein herbei und freuten sich sehr und aßen. Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinte bitterlich. — Da hub der Vater an und sprach: „Mein Kind, warum weinest du?" — Und Gotthold antwortete: „Ach, ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger ertragen, daß ich vor dir ein anderer scheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu sein. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt." Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und das

letzte Mal sei, daß du Etwas zu verhehlen hast; dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen."

74. Der Wolf unter den Wölfen.

Eine Wittwe hatte zwei gut erzogene Kinder, Xaver und Thomas. Der letztere Knabe lernte das Sattler-Handwerk; Xaver, weil er von schwächlicher Gesundheit war, wurde ein Schneider.

Nun mußten beide in die Fremde ziehen. Die sorgfältige Mutter legte es ihnen noch nachdrücklich und mit weinenden Augen ans Herz, sie sollten immer Gott vor Augen haben, und sich allezeit gut aufführen. Besonders lag ihr Thomas, der jüngere, am Herzen, weil er gar zu lebhaft war. Für Xaver war sie weniger besorgt.

Nach drei Jahren kam Thomas aus der Fremde zurück. Er war noch das gute, unverdorbene Kind, und jetzt der Trost seiner betagten Mutter. Er erzählte ihr, wie es ihm in seiner Abwesenheit gegangen sei; welch' einen rechtschaffenen, christlichen Meister er gehabt habe; wie fromm und tugendhaft dessen Kinder und seine zwei Mitgesellen gewesen seien. Er setzte hinzu, er habe gewünscht, sein ganzes Leben hindurch bei ihm bleiben zu können.

Die Mutter freute sich nun auch auf Xavers Zurückkunft. Er kam bald nach seinem Bruder an — aber zum größten Leidwesen seiner Mutter war er ganz verändert, trotzig und widerspenstig. Die abscheulichsten Reden führte er im Munde. Er war dem Saufen und Spielen ergeben. Die ganze Woche betete er nicht, hörte auch keine Predigt an: ja, er spottete sogar noch über Andere, wenn sie in die Kirche gingen, oder zu Hause ihre Andacht verrichteten.

Aber es war kein Wunder, daß Xaver so ganz verdorben nach Hause kam. Anfangs war er bei einem christlichen Meister, der ein wachsames Auge auf ihn hatte. Indeß wurde er bald von einigen schlimmen Kameraden aufgehetzt, sich nicht lange so hart in Zucht halten zu lassen. Xaver ließ sich leicht überreden. Er lief von seinem ersten

Meister weg, und kam zu seinem größten Unglück zu einem andern, der sechs schlimme Kinder und zwei zügellose Gehülfen hatte. Da gefiel es ihm besser: er hatte jetzt alle Freiheit. Er folgte bald den bösen Beispielen, die er beständig vor sich sah, und ward nach und nach ein Wolf unter den Wölfen.

Du sollst, so viel du kannst, die bösen Menschen flieh'n;
Sonst werden sie dich auch auf ihre Seite zieh'n.

75. Siehe, mit wem du umgehst.

Sophron, ein weiser Volkslehrer, erlaubte auch seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Personen Umgang zu pflegen, deren Wandel nicht rein und sittig war.

„Väterchen," sprach eines Tages die sanfte Eulalia, seine älteste Tochter, da er ihr untersagt hatte, die leichtsinnige Luzinde zu besuchen, „Väterchen, du mußt uns wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Besuch könne uns gefährlich werden." Aber der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamin, und reichte sie der Tochter hin." Sie brennt nicht, Kind!" sagte er, „nimm sie nur." Das that Eulalia, und siehe! die zarte weiße Hand wurde schmutzig und unversehens auch das weiße Kleid. „Daß man doch gar nicht vorsichtig genug sein kann," sagte Eulalia verdrießlich, „wenn man Kohlen berührt!" „Ja wohl," sprach der Vater; „du siehst, mein Kind, daß die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, dennoch schwärzt. Also auch der Umgang mit den Sittenlosen." Beschämt schlug das Töchterlein die Augen nieder; denn sie hatte den Sinn dieser Worte wohl verstanden.

76. Laß nicht sündhafte Gedanken im Herzen aufkeimen.

Ein hl. Einsiedler wurde von seinem Jünger gefragt, wie man sich am leichtesten rein und unschuldig bewahren

könne. Der Alte schwieg, bezeichnete ihm aber, da ihr Weg, den Beide machten, gerade durch einen Cypressenwald führte, vier Cypressen und befahl ihm, indem er mit dem Finger der Reihe nach darauf hinwies, sie auszureißen. Die erste Cypresse, noch klein, entriß der Jünger mit spielender Leichtigkeit dem Boden; auch bei der zweiten, die zwar schon größer war und tiefere Wurzeln gefaßt hatte, war die Anstrengung nicht von Belange. Bei der dritten aber mußte er schon mehrere tüchtige Angriffe machen, bis er sie endlich dem Boden abgewann. Als er endlich an die vierte sich machte, da scheiterten, weil sie schon zu fest gewachsen war, alle Versuche und er erschöpfte seine Kraft vergeblich. Da sprach nun der Alte zum Jünger: „Wenn erst eine Leidenschaft zu tiefe Wurzeln im Herzen gefaßt hat, so ist es äußerst schwer, sie auszurotten. Laß nie einem bösen Gedanken Zeit, sich im Herzen anzuwurzeln, sondern verscheuche ihn sogleich. Das ist die beste und leichteste Weise, sich rein und unschuldig zu bewahren.

77. Der innere Richter.

Jeder ist in seiner Brust eines Richters sich bewußt, der bei jeder Handlung spricht, ob sie recht sei oder nicht.

Jede gute That, die ihr redlich thut, die freut euch hier; euer Richter billigt sie, dieser Lohn entgeht euch nie.

Wenn ihr aber Unrecht thut, so entweicht der frohe Muth. Bindet euch die Augen zu, ihr habt dennoch keine Ruh!

Süß ist des Gewissens Lohn, ist des Himmels Vorschmack schon. Fried' und Freud' in reiner Brust, o, was gleichet dieser Lust!

Aber bitter ist die Pein, eigner Richter sich zu sein. Es zu fühlen, man sei schlecht, o, das kränkt und quält erst recht!

Scheuet des Gewissens Macht, lebet gut bei Tag und Nacht; wisset, daß der Herr es schuf, ehret ja des Höchsten Ruf!

Wehe dem, der widerstrebt und stets frech in Sünden lebt! Einstens Gottes Stimm' erwacht, quält und ängstigt Tag und Nacht.

78. Ein gutes Gewissen.

Der heilige Plazidus stammte aus einer vornehmen adeligen Familie in Rom ab. Er wurde schon frühe als Knabe Gott geweiht, und dem heiligen Benedikt übergeben, unter dessen Anleitung er in der Tugend so weit kam, daß er einer der würdigsten seiner Jünger war. Der strengen Gewissenhaftigkeit, welche er in seinem ganzen Wandel hervorleuchten ließ, hatte er die Heiterkeit des Geistes zu verdanken, die ihn bei den widrigsten Vorfällen des Lebens ruhig und froh erhielt. Selbst da er von Seeräubern überfallen und auf die schrecklichste Weise mißhandelt wurde, siegte die Heiterkeit seines Geistes über alle Pein, und er starb unter ihren Händen eines rühmlichen Todes. —

Ein gutes Gewissen verzehrt deinen Kummer, wie die Sonnenstrahlen — das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich durstet; ein Stab, wenn du sinkest; ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht; ein Kopfkissen zur Ruhe im Tode.

79. Die Unschuld.

Die Unschuld bringt Freude und fröhlichen Sinn,
Sie führet auf Blumen durch's Leben uns hin;
Sie zieret uns schöner als Perlen und Gold,
Und machet gleich Engeln uns lieblich und hold.
Froh ist wohl das Täubchen auf ländlichem Dach,
Froh hüpfet das Lämmlein im Grünen am Bach;
Doch freudiger schlägt noch ein schuldloses Herz,
Es weiß nichts von Reue, von Unruh und Schmerz.

80. Frohsein und Gutsein.

Wer froh ist und gut,
Dem lächeln die Tage und Stunden,
Und leicht sind die Wege gefunden
Zum fröhlichen Muth.

Wer froh ist und gut,
Ist gern auch mit wenig zufrieden;
Denn ihm ist ein Kleinod beschieden:
Ein fröhlicher Muth.

Wer froh ist und gut,
Dem leuchten aus himmlischer Ferne,
Die Sonne, der Mond und die Sterne
Viel fröhlichen Muth.

Wer froh ist und gut,
Der schaffet und wirket so gerne,
Und strebet, daß Vieles er lerne
Mit fröhlichem Muth.

Wer froh ist und gut,
O, dem ist das Höchste geblieben!
Denn Gott und die Menschen zu lieben,
Macht fröhlichen Muth.

81. Das Brod.

Zur Zeit der Theuerung ließ ein reicher Mann die ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „Da steht ein Korb voll Brod. Ein jedes von euch nehme eins davon — und so dürft ihr nun alle Tage kommen, bis Gott bessere Zeiten schickt.“ Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne einmal zu danken. Nur Franziska, ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand und ging dann still und sittsam heim. Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als Franziska aber heim kam und die kranke Mutter das Brod aufschnitt, da fiel eine Menge neuer Silberstücke heraus. Die Mutter erschrak und sagte: „Gib das Geld den Augenblick zurück! Es ist gewiß aus Versehen in das Brod hineingekommen.“ Franziska trug es hin. Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein,

es war kein Versehen. Ich habe das Geld mit Vorbedacht in das kleinste Brod hineinbacken lassen, dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so friedfertig und genügsam.“ — Wer lieber mit dem kleinen Brode fürlieb nimmt, als um das größere zankt, bringt allemal einen Segen damit nach Hause, und sollte auch kein einziges Mal Geld in das Brod hineingebacken sein.

82. Thu nicht das Gute, um gelobt zu werden.

Katharina kam aus der Schule nach Hause und weinte. Kind, fragte ihr Vater beim ersten Anblick, was ist dir Leides widerfahren? Warum weinest du? Der Pfarrer, sagte Katharina schluchzend, der Pfarrer ist heute in der Schule gewesen. Nun, das sollte dich ja freuen, versetzte der Vater. Ja, sagte das Kind, er hat andere Kinder ausgefragt und ihnen Geschenke gegeben; mich hat er gar nicht gefragt; was andere gewußt haben, hätte ich auch gewußt und wohl noch besser als sie. Zuletzt hat er auch einige gelobt, daß sie in der Kirche so still und eingezogen seien. Ich meine, ich führe mich in der Kirche auch so auf, wie es recht ist; von mir hat er aber kein Wort gesagt. — Und deswegen weinst du? sagte der Vater; fällt es dir so schwer, daß du kein Geschenk, kein Lob erhalten hast? Bist du nur deswegen fleißig und in der Kirche still und sittsam, damit du dafür gelobt oder belohnt werdest? Auf diese Weise wirst du in deinem Leben noch oft mißvergnügt und traurig sein. Das Gute wird nicht allemal gleich belohnt, und der Tugendhafte wird oft zurückgesetzt oder vergessen; darum soll man aber doch seine Pflicht und Schuldigkeit thun. Ich habe dir das schon oft gesagt; aber wie ich sehe, hast du es noch nicht recht zu Herzen genommen. —

Nur der ist tugendhaft und gut,
Der stets, was seine Pflicht ist, thut.
Siehst du auf Vortheil mehr als auf die Pflicht,
So liebst du nur dich selbst, du liebst die Tugend nicht.

83. Der Fuchs und der Hahn.

Ein hungriger Fuchs hörte in einer kalten Winternacht einen Hahn auf einem Baume krähen. Ihn gelüstete nach dem Schreier; da er aber nicht auf den Baum steigen konnte, besann er sich auf eine List. — „Ei, Hahn!" rief er hinauf, „wie kannst du nur in dieser kalten Nacht so schön singen?" — „Ich verkündige den Tag," antwortete der Hahn. „Was, den Tag!" rief der Fuchs und stellte sich sehr verwundert, „es ist ja noch finstere Nacht!" — „Ei, weißt du denn nicht," antwortete der Hahn, „daß wir den Tag schon im voraus fühlen und seine Nähe durch unsere Stimme verkündigen?" — „Das ist gar etwas Göttliches," rief der Fuchs, „das können nur Propheten! O Hahn, wie schön sangst du eben!" Der Hahn krähte zum zweiten Male, und der Fuchs fing an, unter dem Baume zu tanzen. „Warum tanzest du denn?" fragte der Hahn. — Der Fuchs antwortete: „Du singst, und ich tanze vor Freuden. Dein schöner Gesang ermuntert mich dazu. Wahrlich, unter den Vögeln bist du der erste. Du übertriffst sie alle durch dein schönes Gefieder, durch deinen herrlichen Gesang und dadurch, daß du die Zukunft zu verkündigen vermagst. O komm herunter, bester der Vögel, damit ich dich umarmen und küssen kann!" Dem Hahn gefiel das Lob des Schmeichlers so wohl, daß er wirklich vom Baume herabflog und auf den Fuchs zukam. Da faßte ihn aber dieser und rief lachend: „Nein, nein, Hahn, du bist kein Prophet, sonst hättest du auch gemerkt, daß ich dich nicht küssen, sondern nur fressen wollte!" Damit biß er ihm den Kopf vom Rumpfe und verzehrte den Thoren. — Höre keinen Schmeichler an; seine Rede gefällt dir vielleicht, stürzt dich aber sicher in's Verderben.

84. Laß Jedem das Seinige.

Ein reicher Mann brachte eine arme Wittwe um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umherging, kam

die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hineingeht.“ Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren.“ Die Wittwe füllte den Sack mit Erde, und sprach dann: „Nun hab' ich aber noch eine Bitte! Seid so gut und hebt mir den Sack auf die Schulter!“

Der Reiche, der das Arbeiten nicht gewohnt war, wollte lange nicht daran. Allein die Wittwe ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er seufzend: „Es ist unmöglich, er ist mir zu schwer!“

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdruck: „Da euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solcher Säcke nicht fassen können — euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrack über diese Rede, und gab der Frau den Acker zurück. „Ich sehe es nun wohl ein,“ sagte er:

„Unrechtes Gut ist eine Bürde,
Die ewig mich beschweren würde.“

85. Die redlichen Schwyzer.

Im Kanton Schwyz in der Schweiz kam eines Abends der Bauer Velten zum Bauern Kaspar, der auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen der Wiese da haben. Ich habe die Richter in Schwyz zusammenrufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!“ — „Du siehst, Nachbar, daß ich die Wiese gemäht habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu auf Haufen bringen; ich kann also unmöglich mitgehen.“ — „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch darf das Heu nicht eher weggeholt werden,

bis wir wissen, wem die Wiese gehört." Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „Weißt du, wie wir es machen wollen. Gehe morgen nach Schwyz, und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht dabei zu sein." — Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes."

Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag nach Schwyz, und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar und sagte: „Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen; ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun auf's Reine gekommen sind."

86. Die Betglocke.

Seht, aus gold'nen Hallen
Tritt die Sonn' hervor;
Glockentöne schallen
In des Waldes Chor.
Munt're Bienen sind schon wach,
Fischlein spielt im Murmelbach,
Vöglein bau'n am Nestchen schon;
Laut erschallt der Glocke Ton:
„Steht nun auf, blickt himmelan,
Fangt den Tag mit Beten an!"
Strahlen senkrecht schweben
Aus des Himmels Blau;
Still, wie ohne Leben,
Ist nun Wald und Au;
Sonnenpfeile, spitz und heiß,
Pressen aus der Stirne Schweiß.
Glöcklein ruft zur Tafel dich:
„Denk des Gebers dankbarlich!
Denk', wenn du gesättigt bist,
Daß noch Mancher hungrig ist!"
Gold'ne Röthe schimmert
Auf dem blauen Meer;
Mancher Stern schon glimmert,
Funkelt immer mehr;

An den Blumen auf der Au
Perlt, wie Edelstein, der Thau.
Nur allein die Nachtigall
Singt noch an des Baches Fall.
Hört das Glöcklein ruft euch zu:
„Betet und dann geht zur Ruh'!“

87. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag; was es nur meinen und wollen mag? Es pocht dein Herz die ganze Nacht, hast du das, Kindlein, schon bedacht? Und pocht's schon so lang', oft laut, oft still, hast du gefragt, was Herzchen will? — Ein rührig Glöcklein ist es eben, vom lieben Gott dir zu eigen gegeben; er hing's an deiner Seelen Thür und läutet es selber für und für, und stehet draußen und harret still, ob ihm dein Herz nicht öffnen will, und läutet fürder und harret fein, du wollest rufen: Herein, herein! — So pocht dein Herz nun Tag für Tag, und endlich, so thut es den letzten Schlag, und wie es den letzten Schlag gethan, da pocht es selber am Himmel an, und stehet draußen und wartet still, ob ihm Gott Vater nicht öffnen will, und stehet draußen und harret fein, er wolle rufen: Herein, herein! und sprechen: Komm nur, mein lieber Gast, ich fand auch bei dir gar fromme Rast; wie du gethan, so gescheh' dir heut'; geh' ein in des Himmels ew'ge Freud'!

88. Muth zweier Knaben.

Im Lande Ungarn wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe. Diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht volle zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen, sagte der jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns

ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen." Der ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderlich Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete." Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehen, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen; auch fanden sie dürres Holz in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf den Schlitten zusammen zu legen und es fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe; denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und die Armen hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühr' dich nicht. Ich habe Muth." — „Ach mein Gott!" sagte der kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram." Der eine Knabe stak also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber stellt sich mit der Axt in Vertheidigung, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arme und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle, und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, schreit aber nicht, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Verstecke unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich

der ältere Bruder nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Muth Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einander an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Boden lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hätten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, machten das h. Kreuzzeichen und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause.

89. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen. Kein Thier, sagte er, könne ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da versetzte der Wolf: Wenn ich doch nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen. Dazu kann ich dir verhelfen, sprach der Fuchs; komm nur morgen früh zu mir, ich will dir einen zeigen. Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm auf den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. Ist das ein Mensch? fragte der Wolf. Nein, antwortete der Fuchs, das ist einer gewesen. — Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. Ist das ein Mensch? — Nein, das will erst einer werden. — Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken, und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolf: Siehst du? Dort kommt ein Mensch, auf den muß du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe, legte an und schoß dem Wolf das

Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig; doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchse zurücklief.

Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig geworden? — Ach, antwortete der Wolf, so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog's mir um die Nase wie Blitz und Hagelwetter. Und wie ich ihm ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so stark auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt liegen geblieben wäre. — Siehst du, sprach der Fuchs, was für ein Prahlhans du bist? Du wirfst das Beil so weit, daß du es nicht wieder holen kannst.

90. Nachdrückliche Warnung.

Karl neckte und quälte die unschuldigen Thiere, wo und wie er nur konnte. Wenn dann ein Thier vor Schmerz oder Angst schrie, oder nicht wußte, wie es aus seinen Händen kommen sollte, hatte er eine boshafte Freude daran. Oft mahnten ihn andere Kinder ab und baten ihn, gegen die armen Thiere nicht so grausam zu sein. Aber Karl lachte nur darüber. Ja, nachdem er größer und stärker geworden, machte er es mit den kleinen Kindern nicht besser. Er schlug oft ein schwaches Kind, oder brachte es sonst zum Weinen.

Einst ging er ganz allein vor einem Bauernhofe vorbei, wo eben vor der Thüre zwei Schafe lagen, denen die Füße mit Stroh zusammengebunden waren. Es war Niemand dabei. Er ging hinzu, riß die armen Thiere bei der Wolle hin und her, und stieß sie mit den Füßen. Da schlich ein Mann, der unbemerkt zugesehen hatte, aus dem

Hause, ergriff den muthwilligen Buben beim Haar, und schüttelte ihn gewaltig. Darauf gab er ihm ein paar Ohrfeigen, daß ihm die Zähne klapperten. O weh! o weh! schrie und heulte Karl. So? fragte spöttisch der Mann, thut's weh? Es thut auch dem armen Thiere weh, wenn man es quält und martert.

Von dieser Stunde an that Karl keinem Thiere und noch weniger einem Kinde Etwas zu Leide.

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt, wie du, den Schmerz.

91. Der gute Mäher.

Früh ging ein Mäher mähen im Feld' den reifen Klee; da schnitt er mit der Sense hart an ein Nest, — o weh!

Drin lagen sieben Vögelein, sie lagen nackt und bloß; o könntet ihr schon fliegen, und wäret ihr schon groß!

Dem Mäher that's so wehe, er sann wohl her und hin, — da kam dem guten Mäher noch Hoffnung in den Sinn.

Er mähete bedächtig weit um die Stelle her, trug seinen Klee von dannen, und störte da dicht mehr.

Die alten Vögel flogen nun wacker ab und zu, und fütterten die Kinder in ungestörter Ruh.

Bald wuchsen ihre Flügel, sie flogen dann davon; der Mäher aber fühlte im Herzen süßen Lohn.

92. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gerne hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von des Landmanns Tische fielen. Auch hielten die Kinder im Hause das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster,

und der kleine Gast flog wieder in das nahe Wäldchen, baute sein Nest, und sang sein fröhliches Liedchen.

Der Winter aber kehrte wieder, und siehe! da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den kleinen Aeuglein zutraulich umherschauten; und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie Etwas sagen wollten. Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.

93. Die Probeschrift.

Mutter (reicht dem hereintretenden Vater ein Blatt). Sieh einmal, Vater! das hat unser Julius geschrieben. Ist das nicht recht hübsch?

Vater (nimmt das Blatt, sieht es aufmerksam an und schüttelt den Kopf). Julius, komm einmal zu mir! Hast du das ge- geschrieben?

Julius. Ja, lieber Vater!

Vater. Du — wirklich du?

Julius (verlegen). J — ja!

V. So? das freut mich! Du hast in kurzer Zeit wider meine Erwartung ungemeine Fortschritte gemacht. Du kannst es darin weit bringen, wenn du so fortfährst. Nun kann ich mein Versprechen, welches ich schon vor längerer Zeit gethan habe, erfüllen. Hier (er holt aus dem Schreibpult eine Uhr und legt sie auf den Tisch), hier ist der Beweis für die Freude, die du mir gemacht hast. Du mußt mir aber zuvor diese Probeschrift noch einmal machen, damit ich eine auch deinem Großvater schicken kann. So komm denn, hier ist eine Feder, Dinte und Papier, schreibe!

J. (feuerroth und zaghaft). Jetzt gleich?

V. Das versteht sich!

J. (voll Angstschweiß: schreibt schief, kritzelt, macht Dintenflecken).

V. Was ist das? So schreibst du, und doch willst du das, was du mir aus der Schule mitgebracht hast, geschrieben haben?

J. Vater, ach Vater!

V. Wer hat das geschrieben?

J. Ein Schulkamerade!

V. Wozu hast du dieses schreiben lassen?

J. Ich wollte Ihnen und der Mutter dadurch eine Freude machen.

V. Eine Freude? durch Unwahrheit? Pfui, schäme dich! du hast mir statt Freude, Kummer gemacht. Geh mir aus den Augen! denn Betrüger sind strafbar und verabscheuenswerth. Diesmal soll deine Strafe sein, daß ich dich nicht eher sehen will, als bis du ein anderer, bis du ehrlich und ohne Falsch geworden bist.

J. (wirft sich auf die Knie). Vater, verzeihen Sie! Nie werde ich Sie wieder belügen.

V. Das, hoffe ich, sollst du auch nicht wieder. Was ich gesprochen, halte ich. Gegen die Lüge bleibe ich unerbittlich streng; sei du es auch. Deßhalb gehe und bessere dich.

94. Der Sünde Gang.

Ein Vater hatte ein Söhnlein von muthwilliger Gemüthsart; dem gestattete er jegliches Dichten und Trachten.

Also warf der Knabe auch denen, die in des Vaters Haus kamen oder vorüber gingen, heimlich Kletten auf die Kleider und in das Haar; dazu lachte der Vater. Aber ein ernster Mann, dem Solches widerfuhr, bemerkte es, und wandte sich um und sprach: „Lasset ab von solchem Beginnen, und wehret dem Knaben, so lange er noch jung ist; euer Lachen möchte sich sonst in Weinen verkehren!" Deß lachten jene noch mehr, und der Knabe trieb seinen Spott und Muthwillen immer weiter, und warf, als er größer wurde, mit Unrath und Steinen. Da suchte der Vater ihm zu wehren; aber er verlachte den Vater.

Das Gebein des Sohnes bleichet auf dem Rabenstein vor dem Angesichte des Vaters; aber der Vater sieht es nicht, denn seine Augen erloschen in Thränen.

95. Wie die Alten gesungen, also zwitschern die Jungen.

Zu Hilgenbach (ich glaub', es liegt nicht weit von Altenkirchen und war vormals Nassau-Siegenisch und jetzt ist's Preußisch) lebte vor etwa siebenzig bis achtzig Jahren ein junges Ehepaar; die hatten noch ihren alten Vater (von der Frau her) zu ernähren. Der Greis wurde immer schwächer; denn er stand da, wovon's heißt: „Wenn's hoch kommt, so sind's achtzig," und zitterte mit den Händen, daß er den Eßlöffel nicht mehr zum Munde bringen konnte, ohne die Suppe zu verschütten. Gute Kinder hätten's dem alten Vater löffelweis gegeben und ihn mit Geduld der Liebe wie ein Kind gefüttert; aber so machten's die Hilgenbacher Kinder nicht. Weil sie sich ekelten, setzten sie den armen, alten Vater hinter den Ofen, wo er essen mußte; aber seine Knie zitterten so sehr, und doch sollte der irdene Teller darauf stehen! Da kam's denn oft, daß der Teller mit sammt der Suppe herabfiel. Da zankte die gottvergessene Tochter; und der saubere Schwiegersohn meinte, sie hätten ja noch die hölzerne Schüssel, worin das Hühnerfutter gestanden hätte, die solle sie säubern und ihm geben, weil sie doch nicht zerbräche, wenn sie ihm von den Knieen fiele. Das leuchtete der Tochter des Greises ein, und sie holte die Schüssel und schüttete ihm seine Suppe hinein. Der Greis seufzte und aß. —

Das Ehepar hatte ein Büblein, das etwa sechs bis sieben Jahre alt war; das hatte sich dieses gemerkt, ging vom Tische in die Scheune, wo des Vaters Schnitzbank stand, nahm ein Stück Holz und fing an zu schnitzeln. Die Eltern wußten nicht, wo das Kind war, kamen es zu suchen, und sahen, wie es an dem Holze arbeitete.

„Was willst du denn machen, Jaköbchen?" fragte die

Mutter. „Ei,“ sagte das Kind, „ein Trögelchen, aus dem ihr essen sollt, wenn ihr alt seid!“

Das schlug ein! — Am andern Tage saß der Greis am Tische und kam nicht mehr hinter den Ofen und sie halfen ihm liebend zurecht. Das Jaköbchen dachte fortan nicht mehr an das Trögelchen.

Hierbei denkt an das vierte Gebot und leset in eurer Bibel die Stelle: Sirach, Kapitel 3, Vers 14, 15 und 16: „Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht u. s. w.“

Hier hat das Zwitschern des Jungen die Alten auf die abscheuliche Weise aufmerksam gemacht, die sie sangen. Ja, ja, der liebe Gott hat manchen zu einem Lehrer bestellt, hinter dem man es nicht sucht!

96. Das Plaudermaul.

Salome hatte von Jugend an eine sehr böse Gewohnheit angenommen. Alles, was sie hörte, plauderte sie aus. Sie konnte Nichts verschweigen, wenn es auch etwas Nachtheiliges von ihren Hausgenossen war. Ja von den Fehlern Anderer redete sie am liebsten. Da gab es denn viel Verdruß und Feindseligkeiten. Manchem geschah Unrecht. Oft kam das Geschwätz weiter und weiter. Es fragten Viele, die sich durch Verleumdungen beleidigt sahen: Wer hat das von mir gesagt! Und es hieß immer: Salome! die plauderhafte Salome! So ward sie eine wahre Plage im Hause, und alle scheuten sich, mit ihr umzugehen. Oft schwieg Alles, wenn sie in Gesellschaft kam, und Einer nach dem Andern ging davon. Sie lernte daraus zwar ihren Fehler erkennen, und wollte sich auch wirklich bessern. Aber sie vergaß sich gar oft wieder und redete, wo sie hätte schweigen sollen.

Nun starb ihr Vater, und ihr älterer Bruder übernahm das Haus. Dieser gab ihr gleich in den ersten Tagen zu verstehen, daß er sie lieber außer dem Hause sehe. Salome suchte nun einen Dienst, aber sie bekam überall eine

abschlägige Antwort. Einige Leute sagten ihr wohl gerade ins Gesicht: sie duldeten in ihrem Hause keine Händelmacherin. Durch ihren bösen Ruf wurde sie endlich gezwungen, anderswo hin zu ziehen, wo Niemand sie kannte. An einem einsamen Bauernhofe wurde sie als Viehmagd angestellt, und bereuete tausendmal im Stalle ihre Schwatzhaftigkeit.

Plaudern bringt dir keine Ehr;
Rede wenig, höre mehr.

97. Der Quersack.

Melchior ging mit einem wohlgefüllten Quersack auf der Schulter über Feld, und Kasimir gesellte sich zu ihm. Melchior redete unterwegs beständig von den Fehlern anderer Menschen. Von seinen eigenen Fehlern aber schwieg er mäuschenstill. Da sagte endlich Kasimir: „Du hast, wie es scheint, alle fremden Fehler in den vordern Theil deines Sackes gethan, um sie immer vor Augen zu haben und sie tadeln zu können. Deine eigenen Fehler aber hast du auf deinen Rücken geworfen, damit sie dir aus den Augen kommen. Kehre einmal den Sack um: das wird dir viel nützlicher sein."

Wer eigene Fehler bessert, ist ein weiser Mann,
Ein Thor nimmt sich nur fremder Fehler an.

98. Das verleumdete Roß.

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König schätzte und liebte seinen treuen Diener, wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen seinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weise antwortete der König der Thiere: Es ist ein sicherer Beweis von der Güte meines Rosses, daß es dich Elenden zum Feinde hat.

99. Der Hund, der Löwe und der Fuchs.

Einst, als eben der Fuchs und der Hund beim Löwen ihre Aufwartung machten, erschienen auch die Schafe vor seinem Thron, und schilderten dem Könige ihre Noth und die Grausamkeit der Wölfe mit so rührenden Worten, daß der Hund, ohne zu bedenken, wo er sei, in heftigen Unwillen gegen die Wölfe ausbrach.

Du vergissest dich, Freund! redete ihm der Fuchs höhnisch lächelnd zu, — wir sind im Zimmer des Monarchen. Mäßige deinen Zorn! — Nein, laß ihn, sprach der König, sein Unwille bringt ihm Ehre. Er soll von nun an der Schutzherr der frommen Schafe sein. Du aber, Fuchs, entferne dich! Denn wer Thaten der Bosheit mit kaltem Blute anhören kann, der ist selbst ein Bösewicht, oder doch auf dem Wege, einer zu werden.

100. Der gerechte Herr und der treue Diener.

Der alte Johann war immer ein treuer Diener seines Herrn gewesen. In seinem Dienste, den er viele Jahre verwaltet hatte, zeigte er sich stets ordentlich, fleißig und redlich. Immer suchte er das Beste seines Herrn.

Einst lag sein Herr zwei Monate an einer schweren Krankheit darnieder. Johann wich nicht von seinem Bette. Der Pflege des treuen Dieners verdankte es der Herr, daß er sobald wieder gesund wurde.

Lieber Johann! sagte der Herr einst zu ihm, du bist auf der Erde mein bester Freund. Was du an mir gethan hast, kann ich dir nie wieder vergelten. Nicht um Lohn und Brod, aus Liebe zu mir und aus Gewissenhaftigkeit hast du mir so treu gedient. So lang' ich lebe, sollst du bei mir bleiben, und sterbe ich eher als du, so ist nach meinem Tode für dich gesorgt. Ich habe es schriftlich niedergesetzt, daß du nach meinem Tode ohne fremde Hülfe dein Auskommen haben wirst.

Der treue Diener wurde von Dankgefühl so gerührt, daß er auf diese Worte Nichts erwiedern konnte. Er drückte weinend die Hand seines Herrn.

Bald darauf wurde Johann krank. Was er früher an seinem Herrn gethan hatte, das that dieser nun an ihm. Er wartete und pflegte seiner, reichte ihm die nöthige Arznei und freute sich von Herzen, als der treue Diener wieder gesund wurde.

Ihr Herrn! was recht und billig ist, erweiset den Knechten, da ihr wisset, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habt.

Ihr Knechte! gehorchet in Allem dem leiblichen Herrn, nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern mit Aufrichtigkeit des Herzens, aus Furcht Gottes.

101. Gute Christen, gute Unterthanen.

Constantius, der Vater Constantins des Großen, war noch Heide, aber doch kein Feind der Christen. Er wußte, daß selbst unter seinen Hofbedienten Christen waren, und kannte sie alle. Einst ließ er sie alle zusammenkommen, nahm eine strenge und ernste Miene an und sprach: „Nicht wahr, ihr seid Christen? Gesteht es!" Da zitterten Einige und fürchteten, verjagt oder gemartert zu werden, und verleugneten ihren Glauben. Einige dagegen bekannten offen und laut: „Ja, Christus, der Gekreuzigte ist unser Gott!" Da sprach der Kaiser zu jenen: „Ihr achtet euren Gott so wenig und werdet ihm untreu; wie werdet ihr mir, einem Menschen treu sein? Darum fort mit euch!" Die standhaft gebliebenen Christen hingegen belohnte er und sagte zu ihnen: „Bleibet ihr Gott treu, so werdet ihr auch mir treu bleiben!"

102. Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach; das sah von oben eine Taube, und brach ein Blättchen von der Laube und warf's ihm zu. Das Bienchen schwamm darnach und half

sich glücklich aus dem Bach. Nach kurzer Zeit saß diese Taube in Frieden wieder auf der Laube; ein Jäger hatte schon sein Rohr auf sie gespannt. Mein Bienchen kam. Pick! stach's ihn in die Hand; puff! ging der ganze Schuß daneben. Die Taube flog davon. Wem dankte sie ihr Leben?

Erbarm' dich willig And'rer Noth!
Du gibst dem Armen heut dein Brod,
Der Arme kann dir's morgen geben.

103. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden ein Lahmer auf der Straße finden, und jener hofft schon freudenvoll, daß ihn der and're leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen? Ich armer Mann kann selbst nicht gehen. Doch scheint's, daß du zu einer Last noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen, so will ich dir die Stege sagen; so wird dein starker Fuß mein Bein, mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken sich auf des Blinden breiten Rücken; vereint wirkt also dieses Paar, was einzeln keinem möglich war. —

Du hast das nicht, was And're haben, und Andern mangeln deine Gaben; aus dieser Unvollkommenheit entspringet die Geselligkeit.

Wenn Jenem nicht die Gabe fehlte, die die Natur für mich erwählte, so würd' er nur für sich allein und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwere Gott doch nicht mit Klagen! Denn das, was Er dir wollt versagen und jenem schenken, wird gemein: wir dürfen nur gesellig sein.

104. Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abend vor das Haus eines Kaufmanns, und sagte mit flehender Stimme: „Der

Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin, und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umher irren, und mein Stücklein Brod vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarmet euch doch meiner, gebt mir einen Bissen Brod, und behaltet mich über Nacht.

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen schwarzen Manne großes Mitleid. Das kleine Lottchen sagte jedoch: „Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! Ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es ja russig machen.“ Lottchens Geschwister lachten. Der Vater aber belehrte das Kind, und rief den Mohren herein, ließ ihm zu essen geben und ihm ein Schlafzimmer anweisen.

Um Mitternacht wurde der Mohr von einem leisen Geräusche aufgeweckt, und siehe — zwei Räuber stiegen zum Kammerfenster hinein, und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf und schrie mit tiefer, fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?“ Die Räuber erschracken über die schwarze Gestalt, glaubten den bösen Geist zu sehen, und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, daß sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre bösen Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohren aber sagte der Kaufmann: „Du sollst nun für immer in meinem Hause bleiben, und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir dir erwiesen, hast du uns eine sehr große erzeigt. Ja, Gott hat unsere Gastfreundschaft gegen dich reichlich belohnt, und dich, du guter, lieber Mann, zu unserm Schutzengel ausersehen, um uns und das Unsrige gegen Raub und Mord zu beschützen.“

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

105. Menschenliebe.

In der Stadt Auch in Frankreich entstand im Jahre

1781 eine Feuersbrunst. Der Erzbischof des Sprengels, d'Apchon, eilte herbei, um die Rettenden durch sein Beispiel zu ermuntern. Mitten durch Rauch und Flammen schrie ein Weib aus dem obern Stockwerke eines brennenden Hauses um Hülfe für ihren Säugling, und hielt ihn aus dem Fenster der dichten Menschenmenge entgegen. „Wer rettet das Kind?" rief der Bischof. — Keiner wagte sich in die Gefahr; denn schon drohte das Haus den Einsturz. „Drei tausend Livres geb' ich dem Retter!" forderte der Erzbischof mit lauter Stimme auf. — „Zwölf tausend Livres!" überbot sich der edle Prälat. — „Hinauf der unglücklichen Mutter zu Hülfe!"

Umsonst! Keiner der Anwesenden wollte das lebensgefährliche Wagestück unternehmen.

„So will ich selbst ihr Retter sein," rief d'Apchon, warf sein bischöfliches Gewand ab, und stürzte sich in das brennende Gebäude. Nach wenigen Augenblicken kommt er aus den Rauchwolken zurück, und trägt das Kind in dem einen Arme, während er mit dem andern die halb bewußtlose Mutter fortschleppt. Gleich darauf stürzte das Haus zusammen. Der edelmüthige Erzbischof übergibt der freudetrunkenen Mutter ihren geretteten Liebling, und händigt ihr zugleich die Summe ein, welche er vergebens für ihre Rettung ausgeboten hatte.

106. Eigennutz.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren," sagte er, „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt."

Er trug die Rübe in das Schloß. Der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und schenkte ihm drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnä-

digen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, wieviel werde ich erst für ein so schönes Kalb bekommen.

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig stellte, und sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl, weil ihr mich dazu zwinget, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freigebig gegen mich seid, so darf ich mich auch nicht karg finden lassen. Ich will euch dafür ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei bis dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Versteckter Eigennutz nur Hohn.

107. Selbstsucht.

Wißt ihr auch, Kinder, was Selbstsucht ist? der Selbstsüchtige spricht bei sich selbst: „Wenn ich nur glücklich bin, was kümmern mich die andern? Ein Jeder für sich in der Welt; ich bin nicht da, um für Andere zu arbeiten, um mich über ihr Schicksal zu grämen, noch um mir ihretwegen einen Abbruch zu thun. Ich will nur für mich schaffen, an mich selbst denken, für mich leben; den Andern mag es ergehen, wie es nur will. Ich bin mir stets selber der Nächste. Nur für mich will ich sorgen; außer mir gibt es Nichts, wofür ich zu sorgen hätte: das ist die Sprache, das ist der Gedanke des Selbstsüchtigen.

Wenn Andre Kummer haben, so entfernt sich der Selbstsüchtige von ihnen, damit sein Leben nicht getrübt werde. Wenn Andere unglücklich oder arm sind, so schließt sich der Selbstsüchtige in sein Haus ein, aus Besorgniß, er möchte ärmer werden oder er müßte sich dadurch von seinem Ver-

gnügen abbrechen, wenn er ein wenig von seinem Vermögen gäbe.

Wißt ihr nun auch, Kinder, wie es dem Selbstsüchtigen ergeht? Da er Niemand liebt, so liebt auch ihn Niemand; da er Andern den Rücken wendet, so verlassen die Andern auch ihn. Ja der Selbstsüchtige hat weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Verwandte noch Freunde. Er beschuldigt die Menschen der Bosheit und des Undanks, und sieht nicht, daß er undankbar und böse ist. Du hartherziger Selbstling mit der eisigen Seele! du lebst allein und verlassen auf Erden, wie eine Nachteule in ihrem Nest, die nur des Nachts ausfliegt, um ihre Nahrung zu suchen.

Wenn nun das Alter und die Gebrechlichkeiten kommen, so sieht der Selbstsüchtige Niemand um sich; er schmachtet, er leidet, er stirbt allein und verlassen.

108. Der Esel und die drei Herrn.

Ein armer Bauer wollte sterben;
Drei Söhne standen um ihn her.
„Ach, meine Kinder“, seufzet er,
„Ich hinterlaß' euch Nicht's zu erben,
Als meinen Esel, der mir treu
Gedienet hat. Besitzt ihn künftig alle drei:
Der brauch' ihn heute, jener morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn besorgen.“
Der Vater stirbt. Der älteste der Brüder muß
Den Esel wohl am ersten haben:
An Futter Nichts, an Schlägen Ueberfluß.
„Mein Bruder,“ denkt er, „hat ihn morgen zu ernähren;
Der Esel kann der Kost auf heute wohl entbehren.“
Der zweite kommt und holt den müden Gaul,
Da kaum die Nacht entwichen.
„Haha, das Fressen macht ihn faul;
Der Bruder hat ihn vollgestrichen;
Geduld, ein Tag ist bald vorbei.“
Und wieder Knüttel ohne Heu.
Den dritten Tag die alte Leier:
„Du ließest dir's zu wohl bei meinem Bruder sein,

Ich halte dir die Krippe rein
Und spare mir den halben Dreier;
Ein wenig Fasten ist gesund:
Ich merke schon, du wirst zu rund."
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch zum letztenmal und reget sich nicht wieder.
Nun theilet euch die Haut, ihr Brüder!

109. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf und kam ihm sein Beileid abzustatten. „Schäfer", sprach er, „ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fette Heerde! du dauerst mich und ich möchte blutige Thränen weinen." „Habe Dank, Meister Isegrimm," versetzte der Schäfer: „Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz." — „Das hat er auch wirklich," setzte des Schäfers Phylax hinzu, „so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten mitleidet."

110. Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs kam auf einem Gange nach Beute an einen Weinstock, der voll süßer Trauben hing. Lange schlich er vor demselben auf und ab, überlegend und versuchend, wie er zu den Trauben gelangen könne. Aber umsonst, sie hingen zu hoch. Um sich nun von den Vögeln, welche ihm zugesehen hatten, nicht verspotten zu lassen, wandte er sich mit verächtlicher Miene weg und sprach: „Die Trauben sind mir zu sauer, ich mag sie nicht haben."

111. Recht elende Kinder.

Ein reicher Mann hatte sieben Kinder, die sehr zu bedauern waren. Denn fast alle waren kränklich oder doch bleichen Angesichts und mager, und keines wollte wachsen.

Wenn sie in die Schule kamen, wollte kein anderes Kind gern bei ihnen sitzen, weil sie einen unangenehmen Geruch von sich gaben und sich beständig juckten. Man sah sie auch nie recht fröhlich und munter. Sie mußten auf Verordnung des Arztes bald diese, bald jene Arznei gebrauchen. Ihr Vater aber ging seinem Gewerbe nach, und überließ alle Sorge seinen zwei Dienstmägden. Diese waren leider beide noch sehr jung, liefen oft ihrem Vergnügen nach, und kümmerten sich wenig um die Kinder. Die Mutter war fast beständig krank.

Nun geschah es, daß eins von den größern Kindern zum Sterben krank wurde. Man ließ den Pfarrer rufen. Er war noch nicht lange an diesem Orte, und kam jetzt das erstemal in ihr Haus. Er sah bald, wie es da zuging. Die Eltern klagten ihm wehmüthig, daß sie mit ihren Kindern so unglücklich seien. „Liebe Leute,“ sagte der Pfarrer, „mich wundert es nicht, daß eure Kinder so elend sind. Es kann ja nicht anders sein, da es in eurem Hause (nehmet es mir nicht übel) so unsauber zugeht, und eure Kinder so ganz verwahrloset und voll Schmutzes sind. Die Wäsche riecht ihnen ja an dem Leibe; sie sind weder gekämmt noch gewaschen; sehet nur ihre Hände und ihre Kleider an!“ Die Eltern entschuldigten sich. Der Vater sagte, daß er am Tage selten zu Hause sei und seinen Geschäften nachgehen müsse; die Mutter, daß sie die meiste Zeit bettlägerig krank sei. Sie hätten deßwegen Dienstmägde, welche die Kinder pflegen und reinlich halten sollten. „Dienstboten,“ versetzte der Pfarrer, „haben selten so viel Verstand und so viele Liebe zu den Kindern, daß man sich auf sie verlassen kann. Freilich können die Eltern nicht beständig auf ihre Kinder Acht haben; aber sie dürfen wenigstens nicht versäumen, dieselben zur Ordnung und Reinlichkeit stets zu ermahnen, damit die Kinder sich selbst recht früh daran gewöhnen.“ Er gab den Kindern einen schönen Unterricht, wie sie sich in allen Stücken sauber und reinlich halten sollten, und schickte ihnen nachher ein Büchlein in's Haus, in welchem das Alles umständlich angezeigt war.

Die Kinder sahen bald gesunder aus. Sie wurden in kurzer Zeit fröhlich und munter, und gebrauchten künftig weder Arzt noch Arzneimittel.

Reinlichkeit erhält den Leib,
Zieret Kinder, Mann und Weib.

112. Ordnungsliebe.

Karl. Leihe mir deinen Bleistift, lieber Ernst! den meinigen kann ich nicht finden.

Ernst. Ja, wenn du ihn nicht verdirbst, so will ich dir ihn leihen.

Karl. O, das ist schön! nur her damit!

Ernst. Halt! — nicht so geschwind! — eher nicht, als bis du versprichst, ihn nicht zu verderben und ihn mir bald wiederzugeben. Thue das, sonst bekommst du ihn nicht.

Karl. Nun gut, das will ich; — aber wozu das? — Wenn du denkst, daß ich ihn nicht wiedergebe oder wofern du mich gar für einen Dieb hältst, dann behalte deinen Bleistift für dich.

Ernst. Nein, lieber Karl, das glaube ich nicht von dir. Aber denke nur an das Bilderbuch, das du von mir geborgt hattest; wie war das voll Flecken, als ich's wieder bekam? Ohne jedoch von diesen zu reden: wie lange hast du es behalten? Als ich nach sechs Wochen mir es endlich selbst abholte, wie lange hast du suchen müssen, bis es sich endlich noch unterm Bette fand, — über und über voll Schmutz! — Und meine Reißfeder habe ich noch nicht wieder, so oft ich dich doch erinnert habe.

Karl. Ach, die habe ich ganz vergessen! — Wo mag sie nur liegen? Ich will nachsehen, du bekommst sie heute noch, wenn ich sie finde.

Ernst. Nun siehst du, Karl, wo du nicht Ordnung hältst, kann ich dir Nichts mehr leihen. Wenn du auch noch so viele Sachen geschenkt bekommst, so fehlen sie dir doch immer, so oft du sie brauchen willst.

Karl. Ja, das ist's eben! Wenn ich nur wüßte, wie ich's anfangen muß, so wollte ich's anders machen.

Ernst. Wenn du es mir nicht übel nehmen willst, lieber Karl! so will ich dir sagen, wie ich es mache. — In meiner Kammer und in meinem Schranke habe ich jedem Stücke von meinen Sachen ein besonderes Plätzchen angewiesen. Da darf es nicht von der Stelle, im Falle, daß ich es nicht anderswo brauche. — Unterm Bette stehen die Schuhe und Stiefel, gleich daneben der Stiefelknecht und eine Schuhbürste. An der Wand hängt mein Rock, wenn ich ihn nicht auf dem Leibe habe; gleich daneben am Schranke hängt die Kleiderbürste. Im Schranke auf der rechten Seite des untern Fachs stehen meine Lese- und Schreibbücher und andere Papiere. In der Mitte steht mein Schreibzeug; darin sind Federn, Bleistift und Kreide. Vor dem Schreibzeuge liegt meine Schiefertafel, und auf dieser steht mein Farbenkasten. Im obern Fache stehen die Spielsachen; rechts in der Ecke die bunte Trommel, gleich daneben der große grüne Ball und die beiden kleinen überstickten; dann ein Kästchen mit Soldaten; und so steht Eins neben dem Andern, Jedes auf seinem bestimmten Plätzchen, bis zur linken Ecke hin. In das Schubfach lege ich Alles, was ich von andern Kindern mir borge. Habe ich nun ein Stück davon nöthig, so hole ich's von seinem Orte weg, und brauche ich's dann nicht mehr, so lege ich's sogleich wieder an seinen bestimmten Ort hin. Sonnabends aber sehe ich alle Mal nach, ob Alles an seinem rechten Platze steht, wo nicht, so mache ich sogleich wieder Ordnung. — Dazu haben mich Vater und Mutter gewöhnt. Sie sagen immer: „Der Mensch ist nur in so fern ein recht brauchbarer Mensch, in wie fern er pünktlich Ordnung hält in Allem, was er hat und thut."

Karl. Nun, das kann ich auch machen, so gut wie du. Von heute an — du sollst es sehen! — will ich meine Sachen immer in Ordnung halten, eben so, wie du die deinigen.

Ernst. Thue das, Karl! — Hier ist der Bleistift.

In Allem liebe ja die Ordnung; denn durch sie
Ersparst du überall dir Zeit, Verdruß und Müh'.

113. Der Schutzengel.

Beim hellen Sonnenscheine siehst du die Sterne nicht; doch kommt die Nacht, die bleiche, dann strahlt ihr stilles Licht.

Wenn dir voll Lust und Freude die Welt entgegenlacht, dann hörst du nicht den Engel, der treulich deiner wacht.

Er ruft dir oft so warnend: Geh' nicht dahin, mein Kind; die Mutter hat's verboten, drum folge ihr geschwind.

Du hörst nicht auf sein Warnen, du schlägst es in den Wind, und lachst und springst von dannen, du unbesonnen Kind!

Du springst zum schmalen Wege und kennst nicht die Gefahr; den tiefen jähen Abgrund, den wirst du nicht gewahr.

Die Mutter sieht's und zittert, und ringt voll Angst die Hand; sie sieht ihr Kind schon stürzen hinab die Felsenwand.

Doch sieh! der treue Engel, den du verlassen hast, er hält mit seinen Armen dich schützend jetzt umfaßt.

Und über dunkle Gründe, gar manchen schmalen Steg, führt er dich treu hinüber auf deinem Lebensweg.

Drum ruhig, liebe Mutter, es ist in guter Hut: ein Engel wacht des Kindes, ein Engel wachet gut.

Du aber hör' den Engel, wenn er so warnend spricht; denn Kinder, die nicht hören, die schützt er zweimal nicht.

114. Der Schutzengel.

Sieh, ich sende meinen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege, und dich bringe an den Ort, den ich dir bereitet habe.

Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!
Leite mich durch's Thal der Mängel.
Bis hinauf, hinauf zu dir!

Wandle treulich mir zur Seite,
Wenn mir manche Schwachheit winkt;
Steh' mir bei im letzten Streite,
Wenn mein müdes Leben sinkt.
Laß mich stets auf dieser Erde
Deiner Führung würdig sein,
Daß ich stündlich besser werde:
Nie darf dann ein Tag mich reu'n.
Sei in einer Welt voll Mängel
Stets mein Freund, mein Führer hier,
Du, mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir.

115. Was man zuerst zu sagen hat, wenn man in den Himmel kommt.

Ein frommes Mütterchen kam einst dem Tode nahe. Ihr Beichtvater stand bei ihr und tröstete sie mit den Freuden des Himmels, die sie bald genießen werde. Die Sterbende war auch ganz ruhig und ergeben; sie fürchtete nicht den Schritt in die Ewigkeit, weil sie Gott geliebt und ihm gedient hatte in der Zeit. „Nur Eines liegt mir noch am Herzen!" sagte sie in der ganzen Einfalt des Gemüthes. „Ach, mein Vater! wenn ich nun in dem Himmel vor Gott erscheinen werde, was soll ich einfaches Geschöpf denn da sagen? Ich werde keine Worte finden." — „O mein Kind," antwortete ihr Beichtvater, der zwar ein gelehrter aber dabei ebenfalls ein einfacher und heiligmäßiger Mann war, „sei ganz unbesorgt. Wenn du im Himmel vor dem Throne Gottes erscheinen wirst, sage nur: Gelobt sei Jesus Christus! — und der ganze Himmel wird antworten: In Ewigkeit! In Ewigkeit! In Ewigkeit!"

116. An Maria.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,

Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

117. Folgen der Unwissenheit.

Ein armer Taglöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der schon zwanzig Jahre abwesend war, und von dem die Leute glaubten, er wäre todt, weil er gar Nichts mehr von sich hören ließ.

Einmal kam ein Brief an den armen Taglöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder Gedrucktes noch Geschriebenes lesen konnte, so ging er mit dem Briefe zu einem Wirthe, und bat ihn, daß er ihm denselben vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile stille durchgesehen hatte, sagte er zum Taglöhner: „Hört, in dem Briefe steht, euer Bruder in der Fremde sei todt und habe euch fünfzig Thaler vermacht; aber ihr müßtet sogleich kommen und das Geld selbst abholen.“ — „Herr Wirth!“ sagte der Taglöhner, „wo soll ich hingehen und das Geld abholen?“ — „Nach Amsterdam, über 100 Stunden von hier,“ sagte der Wirth, „da liegt euer Geld.“ —

„Ei“! sagte der Mann, „hundert Stunden hin, hundert Stunden her, das sind zweihundert; da kostet mich die Reise und Versäumniß bei der nahen Ernte fast mehr, als ich erben soll.“ — „Hört sprach der Wirth, „gebet mir den Brief und verkauft mir euer Recht daran für dreißig Thaler; so könnt ihr hier bleiben, und ich will schon sehen, wie ich mich schadlos halte. Aber ihr müßt keinem Menschen Etwas von diesem Handel sagen! — Wollt ihr das?“ — „Herzlich gerne,“ antwortete der Taglöhner. Nun holte der Wirth die dreißig Thaler, und zählte sie hin. Der Tagelöhner dankte, nahm sie, und ging vergnügt nach Hause.

Aber als nach vielen Jahren der Wirth, der indessen liederlich und arm geworden war, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todbette, wie er den armen

Taglöhner betrogen habe; denn in dem Briefe habe gestanden, wer denselben in Amsterdam bei einem gewissen Mann vorzeigen werde, dem sollten zwei tausend Thaler ausgezahlt werden. Diese hatte er auch richtig erhalten, aber liederlich durchgebracht.

118. Der Bettler.

Habt Erbarmen! habt Erbarmen! Seht mein Elend, meine Noth! Gebt mitleidig doch mir armen einen Pfennig oder Brod!

Schon zwei Tage kam kein Bissen Speise, ach! in meinen Mund! Steine waren meine Kissen, und mein Bett der Wiese Grund.

O, wie reich war ich als Knabe, von den Eltern hochgeliebt! Aber, wehe mir! ich habe sie bis in den Tod betrübt.

Ich verschmähte ihre Lehren, achtete nicht ihre Gunst, wollte Nichts von Weisheit hören, Nichts von Wissenschaft und Kunst.

Locker waren meine Sitten, leer blieb immer Kopf und Herz; fruchtlos war der Eltern Bitten, taub war ich für ihren Schmerz.

Und sie starben. Statt zu sparen, lebt' ich hin in Saus und Braus, und im dritten Sommer waren schon verschwunden Hof und Haus.

Und wie Kain mußt ich jetzt fliehen; ohne Ruh' irrt' ich umher, von der Menschheit ausgespieen bin ich. O, wer gleicht mir, wer?

Ach! mein Loos ist nun zu darben; traute Kinder, seht mich an! Noth und Jammer sind die Garben, so die Thorheit ernten kann.

119. Die Grille und die Ameise.

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise. Frau Nachbarin, sagte sie, leiht mir doch einige

Speise, denn ich habe Hunger und Nichts zu essen. Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt? fragte die Ameise. Ich hatte keine Zeit dazu, war die Antwort. Keine Zeit? Frau Grille! Was hast du denn im Sommer zu thun gehabt? Ich habe gesungen und musizirt, erwiderte die Grille. Nun gut, ließ jetzt die Ameise sich vernehmen, da du im Sommer musizirt hast, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

120. Das lehrende Bäumchen.

Bäumchen will dich Schönes lehren; ja mein Kind, das Bäumchen dort! Willst du darauf achtsam hören, so sag' ich's dir, von Wort zu Wort.

Aus der Erd' hervorgegangen, merkt's, daß sie ihm wenig gibt; nur zum Himmel kann's verlangen, der es wie sein Kindlein liebt.

Darum streckt's die Aermchen alle und die Händchen hoch empor, daß dem Himmel doch gefalle, ihm zu geben schönen Flor.

Himmel schickt ihm fruchtbar Wetter, Regen, Wärme, Winde kühl; und das Bäumchen treibet Blätter, Blüthen schön, und Früchte viel.

Erde konnt' ihm das nicht geben: solche Wunder hat sie nicht; darum mußt' es sich erheben auf zum reinen Himmelslicht.

Dieses Licht der reinen Höhen hob das Bäumchen immer mehr; und wir schau'n, so oft wir's sehen: „Gutes kommt von oben her!"

Und das Bäumchen theilt den Segen Andern mit, und spricht dazu: „Reich ich dir die Frucht entgegen, liebes Kind, so danke du!"

„Danke Gott, daß ich dich laben kann durch seine Gütigkeit. Er „verleiht auch dir viel Gaben; sei zum Geben auch bereit!

Hast du nun das Wort vernommen? Beten, danken, geben lehrt dich das Bäumchen, wie im frommen Sinn das Kind zu Gott sich kehrt.

121. Der Wolf und das Lamm.

Wolf. Was ist das für eine Frechheit von dir, Lamm, daß du mir das Wasser dieses Baches trübe machst, aus welchem ich meinen Durst stillen will. Hast du so wenig Achtung vor dem Wolfe?

Lamm. Wie sollte ich dir doch das Wasser trüben, da du oberhalb stehst und ich unterhalb trinke? Zürne mir nicht so ohne allen Grund! Ich fürchte mich schon vor deinen

zornigen Worten und vor deinen grimmigen Blicken, und doch hab' ich dich niemals beleidigt.

Wolf. Du hast mich niemals beleidigt? Voriges Jahr um diese Zeit, da hast du mich mit harten Schimpfreden beleidigt. Denkst du, daß ich mich nicht dafür an dir rächen werde.

Lamm. Gewiß, du irrst Wolf; vor einem Jahre um diese Zeit war ich ja noch gar nicht geboren, wie hätte ich dich also damals beleidigen können.

Wolf. Du hast immer Ausflüchte, wie ich sehe, aber sie sollen dir nichts helfen. Bist du es nicht gewesen, der mich beleidigt hat, so ist es dein Vater gewesen oder sonst einer von deiner Verwandschaft, und dafür will ich dich zerreißen und dich fressen.

Lamm. O weh! wie fällst du mich mit deinen grimmigen Zähnen an! Ich sterbe unschuldig, du Bösewicht!

Wolf. So — nun liegst du todt hier und wirst meine Gründe und mein Recht nicht mehr bestreiten.

122. Der Eid des Wolfes.

Der Wolf hatte sich in einer Schlinge gefangen. Als der Bauer kam und ihn todtschlagen wollte, da flehte er auf's demüthigste, er möge ihn nur diesmal begnadigen, und versprach, sein Leben zu bessern. „Ja," sagte der Bauer, „das ließe sich hören. Du wirst aber doch künftig in die Heerden fallen und die Schafe zerreißen. Was taugt eine solche Besserung?" „Ach, lieber Himmel!" sagte der Wolf, „ich und Schafe zerreißen! Sieh, ich verspreche dir, gar kein Fleisch mehr zu fressen. Kräuter will ich mir zur Nahrung suchen und Wurzeln nagen. Höchstens will ich mir zuweilen, wenn die Lust nach Fleisch mich anwandeln sollte, einen Fisch fangen." Der Bauer ließ sich überreden und gab ihn auf dieses Versprechen hin frei.

Indem der Wolf, seiner Freiheit froh, weiter ging, sah er noch im Gehöfte des Bauern ein Schwein, das sich in einem Pfuhle wälzte. Es lüstete ihn nach dem

fetten Bissen. „Aha!" rief er, „der Pfuhl ist eigentlich doch nur ein Wasser, und das Thier, dem es darinnen so wohl ist, ist gewiß ein Wasserthier. Ach, ja freilich, das ist ein Fisch! ein Fisch! Ei, Fische darf ich ja noch fressen, das verbietet mir kein Eid!"

Mit diesen Worten fiel er über das Schwein her und zerriß es. —

So weiß der Gottlose seinen Eid oder seine Gelübde und Vorsätze nach seinen Gelüsten zu deuten.

123. Wer ist ein Verführer.

Kajetan Dorner, der Sohn eines Tischlermeisters zu Landsberg, bat seinen Vater inständig, daß er ihm erlaube, in die Fremde zu gehen. Endlich gewährte ihm der Vater seine Bitte. Ehe er aber seinen Sohn aus dem väterlichen Hause entließ, führte er ihn zu seinem ehemaligen Lehrer, wie auch zu seinem Seelsorger, um von beiden Abschied zu nehmen, und ihnen für den in der Schule und Kirche ertheilten Unterricht noch einmal zu danken. Da der junge Dorner gesonnen war, bei seiner Auswanderung zuerst in München Arbeit zu suchen, so gab ihm sein Seelsorger nebst andern heilsamen Lehren noch die Ermahnung, sich in der Fremde nicht verführen zu lassen, damit er gesund und glücklich an Leib und Seele zurückkehren möge, denn, fuhr der Seelsorger fort, in den Städten, besonders in großen Städten, gibt es für einen jungen Menschen viele Verführer, deren Kennzeichen ich dir jetzt angeben will. Höre also:

1) Wenn einer dich zu einer heimlichen, bösen That verleiten will, und zu dir sagt: „Es sieht uns Niemand, es ist keine Sünde und dgl." — der ist ein Verführer. 2) Wenn einer über religiöse Gebräuche spottet, über die Geistlichkeit schimpft, dich vom Besuche des Gottesdienstes zurückhalten will, den erkenne als einen Verführer. 3) Wenn sich einer rühmt, diesen oder jenen schändlich betrogen, oder ein Bubenstück ausgeübt zu haben, oder stolz darauf

ist, sich durch Ränke durchgeholfen, und seinen Mitmenschen in Strafe gebracht zu haben, den fliehe als einen Verführer. 4) Wenn einer seinen rechtschaffenen Meister verleumdet, und dich reizt, das Nämliche zu thun, oder wenn er die Fehler der Familie in der Zechstube entdeckt und durch falsche Zusätze vergrößert, und dich zur Beistimmung auffordert, der ist ein Verführer. 5) Wenn einer dich gegen Obrigkeit und Vorgesetzte aufzuwiegeln sucht, ihre Gesetze und Verfügungen tadelt und dich zur Uebertretung derselben aufmuntert, den sieh als einen Verführer an. 6) Wenn einer schmutzige Reden führt, schamlose Lieder singt, über ehrbare Leute sich lustig macht, dem traue nicht: er ist ein Verführer. 7) Wenn dich einer zum Schuldenmachen, zum Nachtschwärmen, zur Rauferei, zum Besuche von Schlupfwinkeln, zum Besuche liederlicher Leute verleiten will, vor dem hüte dich: er ist ein Verführer.

Als der Pfarrer den noch unverdorbenen Dorner auf die Gefahren der Verführung, denen er auf seiner Wanderschaft ausgesetzt sein werde, aufmerksam gemacht hatte, ertheilte er ihm den priesterlichen Segen, und Vater und Sohn küßten dankbar und verehrungsvoll die segnende Hand des Priesters, der beide mit Thränen im Auge von sich entließ.

124. Der Hund und der Wolf.

Ein Schäfer war einst bei seiner Heerde eingeschlafen. Dieses bemerkte ein Wolf und gab sich alle Mühe, um aus diesem günstigen Augenblick Vortheil zu ziehen, den wachenden Hund auf die Seite zu locken.

„Du läßt dir's sauer werden, guter Phylax!“ sprach der Wolf, „wahrhaftig! ich bewundere deine Geduld, deine unverbrüchliche Treue. Du bist unaufhörlich für das Wohl deiner Heerde besorgt; wirst du denn des beständigen Wachens nicht müde?“

„Müde?“ sagst du, „seiner Pflicht darf man nicht müde werden.“ „Das ist wahr,“ sprach der Heuchler, „aber wer

wird auch ein beständiger Sklave seiner Pflicht sein? Siehe, das Beispiel deines eigenen Herrn, der sich der sanften Ruhe überläßt, sollte dich lehren, nicht so gewissenhaft zu sein, und mehr an dich selbst zu denken."

„Eben, weil ich das Zutrauen meines Herrn besitze," erwiderte der treue Phylax, „darf ich meine Pflicht um so weniger vernachläßigen." Nach diesen Worten fing er so laut an zu bellen, daß der Schäfer erwachte und vereint mit ihm die boshaften Absichten seines alten Feindes vereitelte. — Es ist leicht, Versuchungen zu widerstehen, wenn man von Treue und Rechtschaffenheit beseelt ist; und falsche Grundsätze gleiten bei demjenigen ab, der fest hält an den Grundsätzen der Religion und Vernunft.

125. Geduld im Leiden.

Zur Zeit Hiobs lebte ein Prophet im Lande Uz, Namens Eliud. Zu dem kam Joram, ein Freund Hiobs, und sprach zu ihm: „Des Herrn Wege sind unerforschlich, aber warum muß der Gerechte so viel leiden? Siehe, Hiob hat alle seine Habe und Güter verloren, seine Kinder sind ein Raub des Todes geworden, und die ihn trösten sollten, quälen ihn mit Vorwürfen und bitterer Rede; dazu ist er mit Krankheit geschlagen, und voll Schwüren von der Fußsohle bis zum Scheitel."

„Die Hand des Herrn hat ihn berührt!" antwortete der Prophet.

„Und doch ist Hiob fromm und gottesfürchtig, wie Keiner im Lande", — sprach Joram; — „errettete er nicht den Bedrängten, der da schrie, und den Waisen, der keinen Helfer hatte? War er nicht ein Vater der Armen, des Blinden Auge und des Lahmen Fuß? Gerechtigkeit war sein Kleid, und welches Auge ihn sah, rühmte Hiob, und preisete ihn selig!"

„Selig ist der Mann, den der Allmächtige züchtigt!" — antwortete der Prophet.

„Ist denn der Allmächtige nicht auch der Allgütige!" —

sprach Joram. — „Wozu bedurfte er der Züchtigung, der, Gottes Gaben so liebreich zum Segen verwendend, in heiligem Wandel vor aller Welt sich bewährte?"

„Daß er auch vor Gott sich bewähre", — antwortete der Prophet.

„Welches Opfer könnte ihm Hiob noch bringen?" — fragte Joram.

„Das schwerste und köstlichste", — antwortete der Prophet — „seinen Willen."

126. Werth der Leiden.

Dankt dem Herrn für alle Leiden, dankt auch für den herbsten Schmerz; Leiden führen uns zu Freuden, Schmerz veredelt unser Herz. — An des Sommers schwülem Hauche reift die goldne Traube nur; nur am rauhen Dornenstrauche blüht die schönste Blum' der Flur. — Nur in finstern Nächten strahlet herrlich schön der Sterne Pracht, und der Regenbogen malet sich nur in der Wolken Nacht. — O so nehmet denn die Leiden dankbar an aus Gottes Hand: sie sind Boten wahrer Freuden, sind des Glückes sich'res Pfand.

127. Der Heiland.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie mein Herr so sanft gewesen,
Ohne List und ohne Trug;

Wie er hieß die Kindlein kommen
Wie er hold sie angeblickt
Und sie auf den Arm genommen
Und sie an sein Herz gedrückt;

Wie er Hülfe und Erbarmen
Allen Kranken gern erwies,
Und die Blöden und die Armen
Seine lieben Brüder hieß;

Wie er keinem Sünder wehrte,
Der bekümmert zu ihm kam;

Wie er freundlich ihn bekehrte,
Ihm den Tod vom Herzen nahm.

Immer muß ich wieder lesen,
Les' und freue mich nicht satt,
Wie er ist so treu gewesen,
Wie er uns geliebet hat.

Hat die Heerde sanft geleitet,
Die sein Vater ihm verlieh'n;
Hat die Arme ausgebreitet,
Alle an sein Herz zu zieh'n.

Laß mich knie'n zu deinen Füßen,
Herr, die Liebe bricht mein Herz!
Laß in Thränen mich zerfließen,
Selig sein in Wonn' und Schmerz.

128. Empfindung der Gnade.

Wie süß ist's Gott zu loben,
Zu fühlen seine Näh'.
Die Seele fliegt nach oben,
Denn Gott ist in der Höh!

Wie groß ist Gottes Güte!
Er blickt auf mich herab;
Die Freude im Gemüthe,
Gott ist es, der sie gab.

Wie war ich so verlassen,
Als ich den Herrn verließ;
Die Sünde will ich hassen,
Gott preisen, o wie süß!

Wie groß ist Gottes Liebe!
Ich floh vor seinem Blick;
Da ward ich arm und trübe,
Er führte mich zurück.

Gott wohnt in meinem Herzen,
Vernehm's, wer ihn verließ!
In Freuden und in Schmerzen
Gott loben, o wie süß!

129. Der Stellvertreter.

Ein reicher Jüngling zu Rom hatte krank gelegen an einem schweren Uebel; endlich genas er und ward gesund. Da ging er zum ersten Male hinaus in den Garten, und war wie neugeboren und voll Freude, und lobte Gott mit lauter Stimme. Und er wandte sein Antlitz gen Himmel und sprach: „O du Allgenugsamer, könnte ein Mensch dir Etwas vergelten, wie gerne wollte ich dir alle meine Habe geben!"

Solches hörte Hermas, genannt der Hirte und sprach zu dem reichen Jünglinge: „Von oben kommt die gute Gabe; dahin vermagst du Nichts zu senden. Komm, folge mir!"

Der Jüngling folgte dem frommen Greise, und sie kamen in eine dunkle Hütte; daselbst war eitel Jammer und Elend. Denn der Vater lag krank, und die Mutter weinte; die Kinder aber waren nackend und schrieen nach Brod.

Da erschrack der Jüngling. Hermas aber sprach: „Siehe hier einen Altar für dein Opfer! Siehe hier des Herrn Brüder und Stellvertreter."

Da that der reiche Jüngling seine Hand über sie auf, und gab ihnen reichlich und pflegte der Kranken. Und die erquickten Armen segneten ihn, und nannten ihn einen Engel Gottes.

Hermas aber lächelte und sprach: „So wende du immer dein Antlitz erst gen Himmel und dann zur Erde."

130. Die Armenbüchse.

Christine, eine bemittelte Wittwe, war gegen die Armen sehr freigebig. Sie ermahnte oft ihre Kinder, daß sie bei ihren Ausgaben doch auch der Nothleidenden gedenken möchten. Wenn sie Geld an Ergötzlichkeiten oder auf Putz verwendeten, sagte sie zu ihnen: „Ihr denkt nur immer an eure Vergnügungen oder an schöne Kleider. Aber ihr denket nicht daran, daß viele Menschen die äußerste Noth leiden, und nicht einmal haben, womit sie sich hinreichend bedecken können. Die leichtsinnigen Kinder kehrten sich aber wenig an die Worte ihrer Mutter.

Am Neujahrstage kam ein armer Knabe ins Haus, und bat um ein Almosen. Er hatte außer einigen elenden Lumpen Nichts am Leibe, und zitterte vor Kälte. Die Kinder waren eben alle in der Stube beisammen. „O", sagte die Mutter zu ihnen, „ihr wisset nicht, wie wehe der Hunger thut, und wie es einen Menschen friert, der Nichts in und auf dem Leibe hat." — „Stelle dich zum Ofen", sprach sie

zu dem armen Kinde, „bis ich Etwas zu essen bringe.“ Sie ging fort. Die Kinder fragten den Knaben nach Verschiedenem. Er erzählte ihnen seine Noth. Seit zwei Tagen hatte er keinen warmen Bissen genossen. Sein Vater war todt, seine Mutter sehr arm. Er mußte gutherzige Leute um eine Gabe bitten. Die Schule konnte er nicht besuchen. Dies war ihm das größte Leiden, denn er wollte so gern etwas Nützliches lernen. — Endlich wurden die Kinder zum Mitleid bewegt. Sie baten die Mutter, da sie mit einer Suppe zurück kam, um Erlaubniß, ihm auch Einiges von ihren Kleidungsstücken zu schenken. Die Mutter willigte gern ein. Nun liefen alle fort und keines kam leer zurück. Sie brachten so viel nach der Wahl ihrer Mutter zusammen, daß das arme Kind von Fuß auf konnte gekleidet werden, und legten ihm selbst die Kleider an. Der arme Kleine küßte der Mutter und allen Kindern die Hand, sah noch im Fortgehen oft zurück und sagte, so lange man ihn sehen und hören konnte: „Gott vergelt' es! Gott vergelt' es!“

Von dieser Zeit an dachten die Kinder ganz anders. Sie wurden sparsamer, damit sie nur desto besser einem Nothleidenden helfen könnten. Sie baten nun die Mutter manchmal, daß sie einem Armen Brod, Geld oder ein altes Kleidungsstück schenken dürften. Die Mutter zeigte daran großes Wohlgefallen. Sie kaufte den Kindern eine blecherne Büchse, die sie Armenbüchse hieß, und stellte es ihnen frei, wieviel sie von Zeit zu Zeit von ihrem Gelde hineinlegen wollten. Aber wenn eines ihrer Kinder Etwas auf eine Ergötzlichkeit, auf ein schönes Kleid oder auf eine andere unnöthige Ausgabe verwenden wollte, dann mußte es zugleich Etwas in die Armenbüchse legen. Diese wurde alle Vierteljahre geöffnet, und das Geld unter arme Kinder vertheilt. Wie schön war dieses vor Gott!

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Hab herzliches Erbarmen;
Hilf nach Kräften allen Armen:
Was du Armen hast gethan,

Sieht Gott als sich geschehen an.
Vom Kapital, gelegt in Gottes Schooß,
Kommt sich'rer Zins, und wird erstaunlich groß.

131. Der Greis und der Knabe.

Jüngst, als ich in der Blumenzeit auf unsrer Wiese spielte, und jedes Thierchen, hocherfreut, wie ich, den Frühling fühlte: da sah ich einen armen Greis am Bach im Schlummer liegen; sein dürres Haupt war silberweiß, und Gram in seinen Zügen.

Schwach stützte seine welke Hand die bleichen, hagern Wangen; halb war von löchrigem Gewand sein kranker Leib umhangen.

Und wenig grobes, trock'nes Brod — vielleicht die letzte Gabe, die eine milde Hand ihm bot, — lag neben seinem Stabe.

Er seufzt' im Traume, wandte sich, erwachte, seufzte wieder, und eine heiße Thräne schlich von seinen Wangen nieder.

„Was ist dir?" rief ich, „alter Mann! was macht dir Gram und Schmerzen?" Da sah er mich bekümmert an, der Blick ging mir zu Herzen.

„Ach", sprach er, „Kind! von Alter schwach, und krank von innerm Kummer, sank ich an diesem kühlen Bach vorhin in matten Schlummer.

„Sieh dieses Stückchen trocknes Brod, erfleht durch meine Thränen, wonach sich, ach! in großer Noth fünf kleine Kinder sehnen.

„Ich bring es ihnen. Großer Gott! Von meinen schweren Sorgen ist dies vielleicht die letzte: todt bin ich vielleicht schon morgen!"

Er schwieg. Ich sah sein leidend Herz auf sein Gesicht gepräget, und ward durch seinen Seelenschmerz zu gleichem Schmerz beweget.

Ich seufzte, sann, und ungezählt ergriff ich aus Erbarmen, mein ganzes kleines Taschengeld und gab's dem frommen Armen.

Wie froh war er, da er mich verließ, wie dankbar seine Miene! Ach! schon sein stummer Dank bewies, wie sehr er es verdiene.

Die Wonne, Dürft'gen beizustehn, hatt' ich noch nie empfunden, und noch kein Abend war so schön, wie dieser mir verschwunden.

132. Die goldnen Wolken.

Siehst du die goldnen Wolken dort in des Abends Glanz? Da blicken Engel nieder mit heil'gem Palmenkranz.

Und aller Menschen Leben und ihren Tageslauf, und was sie Gutes thaten, das zeichnen sie dort auf.

Ist's Tag'werk nun beschlossen, der Pilger matt und müd', da rufen sie zur Ruhe mit süßem Himmelslied.

Und wer geübt das Gute, mit reinem, frommem Sinn,
den trägt die goldne Wolke zum ew'gen Vater hin.
Und in dem Kreis der Engel strahlt ihm des Himmels
Glanz, sie winden um die Locken den heil'gen Palmenkranz.

133. Heilig sei dir dein Beruf.

Ein frommer Landmann mit silberweißen Haaren wandelte mit seinem Enkel, einem Jüngling, auf dem Felde zur Zeit der Ernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, da er mehr denn sechzig Ernten heimgebracht.

Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähte, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du ein solch' gutes Alter?"

Da antwortete der Greis und sprach: „Sieh', mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen; dadurch habe ich mir den frischen Muth bewahrt. Ich habe fleißig meines Berufes gewartet, und treu gearbeitet; dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen. Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen; dadurch habe ich mir Frieden und Freudigkeit bereitet. Durch die Jahre ist alles Dieses in mir gegründet und befestigt worden. Thue deßgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter sein, wie eine volle Garbe, die man mit Freuden in die Scheune bringt.

„Womit vergleichst du denn ein böses Alter?" fragte der Jüngling.

„Sieh' hier", sagte der Greis, „die Distel! Sie stehet einsam und verlassen, und ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die sie, unbeachtet und unbetrauert, verwehen. Die fruchtbare Aehre sei dir ein Vorbild, und der Anblick der einsamen Distel eine Warnung."

134. Wie alt bist du?

Ich weiß nicht, lieber Leser, kennst du die Geschichte schon, die ich dir erzählen will? Es handelt sich dabei um die Frage, die ich da vorne hingestellt habe: wie alt bist du? Nun höre! Ein Fürst durchreiste einmal sein Land, wie es gute Landesherrn gerne thun, um ihre Unterthanen kennen zu lernen, um sich Erfahrungen zu sammeln, und um wohl zu thun. Dieser Fürst kam in ein Dorf, und sah da einen hochbejahrten Greis vor der Thüre seines Hauses sitzen, und sich an der Wärme der Sonne erquicken. Seine Haare waren ganz weiß geworden, und die Furchen auf seinem Angesichte erinnerten an die größere Furche, die in der Erde sich öffnen, und bald seinen müden Leib zur Ruhe einladen und umschließen sollte. Sein offnes, heiteres Äußere aber zog den Fürsten an, daß er sich mit ihm in ein Gespräch einließ. „Vater!" redete er ihn an, „sage mir: wie alt bist du?" Mit lächelnder Miene gab der Greis zur Antwort: „Dreißig Jahre." „Wie!" sprach der Fürst, „wie magst du dein hohes Alter mit einer Lüge beflecken und deinen Spott mit mir treiben!" „Nein", sagte der Greis ernst werdend, „meine Rede ist keine Lüge, und es ist kein Spott darin, ich sagte dir die Wahrheit. Nämlich erst seit dreißig Jahren fing ich an, für die Ewigkeit, für meinen Herrn und Gott zu leben. Sechzig flossen mir dahin im Gewühle der Welt, und ich habe dort mich wenig um Ewigkeit und Gott gekümmert. Da wurde ich durch ein glückliches Unglück aufgeschreckt, und erkannte, daß ich eigentlich noch gar nicht gelebt hatte; und damals fing ich an zu leben, und von der Zeit an datire ich mein Lebensalter, und ich erkenne jeden Tag mehr, daß ich Recht habe zu sagen: ich gehe den Dreißigern entgegen. Heute ist gerade mein Geburtstag, heute bin ich also dreißig Jahre alt. Habe ich nun eine Lüge oder Spott in meiner Rede verborgen?"

Der Fürst drückte dem Greise die Hand: „Dank dir, Vater!" sprach er bewegt: „Dank dir für diese Lehre. Mögest du noch viele solcher Jahre erleben! und möge deine

Weisheit dir reichen Lohn bringen!“ Und er entfernte sich nachdenkend über die Frage: wie alt bist du?

135. Der gefahrvolle Steg.

Ein würdiger Bischof hatte eine sehr böse Schwester, welche sich auch in ihrem hohen Alter noch nicht bessern wollte. Sie verschob Alles auf das letzte Krankenlager; dann, glaubte sie, wäre es noch Zeit, sich zu bekehren. Der fromme Bruder gab sich oft viele Mühe, ihr diese Meinung zu benehmen, und sie durch die besten Vorstellungen auf andere Gedanken und auf den Weg des Lebens zu bringen; aber alle Bitten und Ermahnungen waren fruchtlos. Endlich suchte er seine guten Absichten durch andere Mittel zu erreichen, und es gelang ihm, die Schwester zu retten. Einst lud er sie zu einem Gastmahle ein, das er am nächsten Abend veranstalten wollte, und ging, da die Zeit herbei kam, und es schon etwas finster wurde, der Schwester mit einigen Bedienten entgegen; aber keiner durfte Fackeln oder Laternen mitnehmen. Er holte sie bald ein, und ging immer, da es sehr dunkel wurde, neben ihr her. Die Schwester wunderte sich sehr darüber, daß ihr Bruder in solcher Dunkelheit noch keine Lichter anzünden ließ. Der Weg war nicht der beste, und sie stieß sich oft an die vielen Steine, die in demselben lagen. Dabei fiel ihr noch ein, daß man an einen tiefen Graben kommen werde, über welchen nur ein ganz schmaler Steg ging. — Sie bat also ihren Bruder dringend, er möchte doch Lichter anzünden lassen; der Weg sei gar zu schlimm, und leicht könnten sie den Steg verfehlen und ins Wasser fallen. — „Es hat wohl noch Zeit“, sagte der fromme Bischof, — „sobald wir aber an dem Graben sein werden, will ich die Fackeln anzünden lassen.“ — „Wie sonderbar“, erwiderte voll Angst und Ärger die Schwester, „wir sehen ja Nichts und können also auch nicht wissen, wann wir an den gefährlichen Steg kommen; wir können ja denselben verfehlen, ehe noch die Lichter angezündet werden.“ Da sie nun still

stand und nicht weiter gehen wollte, stellte ihr der fromme Bruder unter diesem Bilde ihr unchristliches Verhalten in Ansehung der Ewigkeit recht lebhaft vor. „Machst du es doch," rief er, „mit deinem Gange über den Graben des Todes ebenso. Du willst das Licht der Vernunft und Offenbarung nicht annehmen, und verschiebst die Besserung auf den letzten Augenblick; aber wirst du da, wenn deine Sinne dunkel geworden sind und deine Kräfte schwinden, den Weg zum Himmel finden können?" — Und nun erkannte das unbeugsame Herz seine Thorheit. Vollkommen überzeugt von derselben und von dem Werthe der Religion, fiel sie dem Bruder zu Füßen, dankte ihm für seine unermüdete Treue und Liebe, gelobte sich zu bessern, und benutzte ihre übrige Lebenszeit zur Buße und zur guten Vorbereitung auf die Ewigkeit.

136. Die drei Freunde.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm mehr gleichgültig, obgleich dieser es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward der Mann vor Gericht gefordert, wo er hart aber unschuldig verklagt war. „Wer von euch", sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet sehr." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Palastes; da wandte er sich, und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn freisprach und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, oft sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht keinen Schritt mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des

Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er oft im Leben am meisten vergaß, ist die Tugend. Sie allein begleitet ihn bis zum Throne des Richters, sie geht voran, spricht für ihn und findet Barmherzigkeit und Gnade.

137. Der Fleiß.

Süßer, angenehmer Fleiß! O wie herrlich ist der Preis, den er jedem Menschen beut, der ihm seine Kräfte leiht.

Wenn die lange Weile gähnt, und sich träg nach Possen sehnt, kürzet frohe Thätigkeit einem Fleißigen die Zeit.

Ja, mit schnellen Schwingen flieh'n seine Stunden vor ihm hin; den verlornen Augenblick, Nichts sonst wünschet er zurück.

Er ist stark, gesund und frisch, Arbeit würzet ihm den Tisch; und kein kranker Ekel schleicht sich zu seiner Mahlzeit leicht.

Wenn er winkt, drückt ihm die Ruh seine Augen willig zu. Nie hat ihn ein Traum geschreckt und vom Schlummer aufgeweckt.

Er begegnet allemal früh dem ersten Sonnenstrahl, wenn er, munterm Fleiß geneigt, von den Bergen niedersteigt.

In der Jahre reiferm Lauf suchen Gunst und Ehr' ihn auf; Glück und Segen warten sein, ihn ihm Alter zu erfreu'n.

Aller Orten trifft er dann Früchte seine Arbeit an, und so mancher guten That, die er ausgeführet hat.

Auch im Alter, auch als Greis, ist er munter und voll Fleiß, und ihn trägt kein falscher Stab an sein sanftes, spätes Grab.

138. Der Schooßhund und der Kettenhund.

Ein liebes Hündchen war Finette,
Klein, niedlich, weißer als der Schnee;
Es schlief auf einem seidnen Bette,
Aß Zuckerbrod und trank Kaffee.

Allein trotz aller guten Tage,
Selbst bei dem besten Leibgericht,
Ward ihm das Leben oft zur Plage.
Warum? Das wußt' es selber nicht.
Mit manchem Seufzerchen erzählet
Es einst sein Leid dem Kettenhund
Und spricht: „Was ist's doch, was mich quälet?
Warum bin ich nie ganz gesund?
Du bist so lustig an der Kette,
Hast doch nur Brod und schläfst auf Stroh;
Mich nährt Confekt, ich hab' ein Bette,
Und doch bin ich so selten froh!"
„Hm!" sprach der Freund: „das wußt ich lange,
Es zu ergründen ist nicht schwer:
Das kommt, mein Freund, vom Müßiggange
Und von den guten Tagen her."

139. Der Sumpf und das Bächlein.

An einem freundlichen Morgen ging ein Landmann mit seinen zwei Söhnen auf das Feld. Der Weg führte sie an einem Sumpfe vorbei. Christian, der jüngere Sohn, wandte das Gesicht weg und sprach: „Pfui des abscheulichen Sumpfes! Laß uns, lieber Vater, vorübereilen; denn unerträglich ist der Geruch des faulenden Wassers." „Laß uns," antwortete darauf der Vater, „lieber einen Augenblick verweilen; denn auch dieser Sumpf soll euch, meine Kinder, eine ernsthafte Lehre verkünden."

„Wie?" sprach Wilhelm, der ältere Sohn, dieser Sumpf sollte uns etwas zu lehren vermögen?" „Freilich," erwiederte der Vater, „vermag er das; denn er stellt euch dar ein Bild des bösen durch Müßiggang verdorbenen Menschen. — Wasser, welches immerdar steht, muß verderben und faul werden. Also verdirbt auch der Mensch und versinkt in Thorheit und Sünde, wenn er sich hingibt dem Nichtsthun; denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. — Verdorbenes Wasser ist ungenießbar für Menschen und Vieh. Nur Kröten und Molche suchen darin ihren Aufenthalt. An seinem Rande findet ihr nichts, als üppiges Unkraut, und

seine Ausdünstungen verpesten die Luft. Also, meine Kinder, steht auch der Müßiggänger da — ohne Nutzen und Werth für die Welt, als eine drückende Last seiner Brüder. Da seine Seele sich nicht mit guten Dingen beschäftiget, so sinnt sie auf Böses und wird so zu einem Wohnorte sündhafter Gedanken und Begierden. Groß ist darum auch das Unheil und Verderben, welches der Müßiggänger in seiner Umgebung verbreitet. Man flieht seinen Umgang noch mehr, als die Nähe eines Gift aushauchenden Sumpfes. Wie unglücklich muß er selbst sich fühlen, da er nicht allein von unbeschreiblichem Ueberdruß und bitterer Langweile, sondern auch von den Vorwürfen seines bösen Gewissens unaufhörlich gequält wird."

„Ihr seht, wie das Bild der herrlichen Sonne nur dunkel und fast erloschen aus dem trüben, schlammigen Sumpfe hervorschimmert. So, meine Lieben, verfinstert sich auch das Gemüth des in Trägheit versunkenen Menschen, und Gottes Ebenbild wird in ihm immer mehr und mehr getrübt. Ach des armen, unglücklichen Menschen!" So sprach der Vater und ging nun hinab in das nahe Wiesenthal. Die Söhne folgten ihm schweigend und sinnend; denn sie nahmen seine Worte zu Herzen. Da ergriff Wilhelm die Hand des Vaters und sprach: „Lieber Vater! Du hast uns ein Bild des Müßiggängers gegeben; gib uns nun auch ein Bild des thätigen, guten Menschen!" „Dies kann ich leicht," versetzte der Vater. „Ein solches Bild stellt euch vor Augen das klare Bächlein, welches so munter durch unser Wiesenthal rinnet. Seht es nur an; in steter Bewegung rieselt es fort, und darum ist auch sein Wasser so rein und hell. Dankbar empfängt der durstige Wanderer von ihm den erquickenden Trank; an seinen Ufern sehen wir ein frisches Grün und liebliche Blumen, und über die nahen Gefilde verbreitet es Kühlung und Fruchtbarkeit. Wir suchen das freundliche Bächlein auf und wandeln vergnügt an seinen Ufern. Also, meine Kinder, lebt der gute Mensch in beständiger Thätigkeit und wird niemals müde, Segen zu verbreiten und wohlzuthun, wo er nur kann. Ein gutes

Gewissen gibt seinem reinen Herzen Frieden und Freude, und Jedermann weilet gern in seiner Nähe."

„Die Sonne bildet sich ab in dem klaren Bächlein. Also strahlet in dem reinen Gemüthe des Guten das Bild Gottes wieder. Dieser glänzende Wiederschein verklärt sein Antlitz und gießt darüber aus eine unbeschreibliche Milde und Anmuth." Der Vater schwieg. Die Söhne aber riefen aus: „Wär ich, o Bächlein, dir gleich!"

140. Die Versuchung.

Albert, ein armer Student, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas ticken. Er schaute hin und erblickte beim Mondscheine eine silberne Taschenuhr. Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm zwar: Du sollst nicht stehlen! Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem Male auf, und stieg eilends zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen. Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, kam ihn eine Reue an, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab dieser Warnung Gehör, und wanderte seinen Weg weiter. Jetzt ging der Mond unter, und es wurde sehr finster. Albert verirrte sich in einen Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder und schlief ein. — Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, da überfiel ihn Schrecken und Entsetzen. Er lag unter dem Galgen, und über seinem Kopfe hing ein Dieb, um den sich eine ganze Schaar Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: Sieh, so wäre es am Ende dir auch gegangen, wenn du das Stehlen

angefangen hättest. Er kniete nieder, und gelobte Gott heilig an, künftig jeder Versuchung sogleich und ernstlich zu widerstehen.

141. Der König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich der zweite von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war, nicht an den Nachbar dachte, dann ließ auf einmal der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar; und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen? Der König wußte warum: denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift", sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Nachbar?" — Der König antwortete ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle?" — Der Müller antwortete: „Gnädigster Herr, so habt auch ihr nicht so viel Geld, daß ihr mir meine Mühle abkaufen könnt; sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil." „Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten

und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ — Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse eure Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch kommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit seiner Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft.

142. Der Vater an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben geh'n,
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
Dir in der Hand so leicht,
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh!

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf List und Trug erpicht,
Und wünscht sich Nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu,
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann segnen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf;
Und Sommerblumen voll von Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

143. Sei ehrlich!

(Hans und Fritz, zwei Bauernknaben, gehen über Feld.)

Hans: (steht plötzlich still, bückt sich und hebt Etwas von der Erde auf.) Ei, sieh doch, Fritz, was ich da finde! Das Ding ist ordentlich schwer.

Fritz (hinsehend). Das ist ein Päckchen mit Geld, sieh, hier steht es geschrieben: Enthaltend 50 Thaler.

H. (hüpfend). O welch ein Glück! Das macht für jeden von uns fünf und zwanzig Thaler. Laß uns gleich theilen — (will ihm das Päckchen aus der Hand nehmen).

F. Du thust ja, als ob das Geld uns gehörte!

H. (ihn verwundert ansehend). — Uns gehörte? Wem gehört es denn sonst?

F. Dem, der es verloren hat!

H. Ja, wer weiß, wo der ist.

F. Wir müssen ihn aufzufinden suchen.

H. Wie machen wir denn das?

F. Weißt du nicht mehr, was neulich unser Lehrer sagte? Wir tragen das Geld auf's Amt, es wird dann allenthalben bekannt gemacht, daß Geld gefunden worden sei, und wer dann beweisen kann, daß er es verloren hat, der erhält es wieder.

H. Und wenn sich Niemand meldet?

F. Dann erst dürfen wir es behalten.

H. Hör, Fritz, ich wollte, es meldete sich Niemand.

Fr. Das ist nicht wahrscheinlich; eher glaube ich, daß die Nachfrage nach dem Verlorenen unserer Anzeige zuvorkommen wird.

H. Aber — könnten wir denn nicht —?

Fr. Nun, was denn!

H. — Stillschweigen und thun, als ob wir Nichts gefunden hätten, denn Keiner hat uns doch — —

Fr. (ihn unterbrechend). Wir sollten also Diebe werden, meinst du; denn das würden wir, wenn wir wissentlich und absichtlich fremdes Eigenthum behielten. Nein, Hans, wenn du so ein schlechter Junge bist, so mag ich Nichts mehr mit dir zu thun haben.

H. (erschrocken). Diebe! nein! wenn du das meinst — aber es ist doch verdrießlich — ich hatte mich schon so gefreut!

Fr. Wir wollen uns darüber freuen, daß der, welcher das Geld verloren hat, es wieder erhalten wird. Vielleicht war es ein armer Bote, der jetzt in der größten Angst ist, und sich nur damit tröstet, daß ein Ehrlicher es gefunden.

H. Es ist wahr, Fritz! Meine Gedanken waren auf einem bösen Wege — es soll künftig nicht wieder so kommen (reicht ihm die Hand).

Fr. Ehrlich währt am längsten, sagt der Vater immer, und mein Herz sagt mir, daß er Recht hat.

144. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter, dummer Bauernknabe, den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm, und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen, wiederkam, ging kurz nach der vollbrachten Reise mit seinem Vater über Land. Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand, log auf die unverschämt'ste Weise. Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt. „Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe, „Ihr mögt mir's glauben, oder nicht, so sag ich's Euch und Jedem ins Gesicht, daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe, hart an dem Weg', wo man nach Frankreich

fährt, der — ja, ich bin nicht ehrenwerth, wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd. „Das," sprach der Vater, „nimmt mich Wunder, wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n. Wir zum Exempel geh'n jetzunder und werden keine Stunde geh'n, so wirst du eine Brücke sehn (wir müssen selbst darüber geh'n), die hat dir Manchen schon betrogen. Auf dieser Brücke liegt ein Stein; an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen, und fällt und bricht sogleich das Bein." Der Bub erschrack, sobald er dies vernommen. „Ach", sprach er, „lauft doch nicht zu sehr! Doch wieder auf den Hund zu kommen, wie groß, sagt ich, daß er gewesen wär'? wie euer größtes Pferd? dazu will viel gehören. Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr; allein, das wollt ich wohl beschwören, daß er so groß als mancher Ochse war." Sie gingen noch ein gutes Stücke; doch Fritzchen schlug das Herz. Wie konnt es anders sein? denn Niemand bricht doch gern ein Bein. Er sah nunmehr die richterische Brücke, und fühlte schon den Beinbruch halb. „Ja, Vater" fing er an, „der Hund, von dem ich red'te, war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte, so war er doch viel größer als ein Kalb.„ Die Brücke kommt. Fritz, Fritz, wie wird dir's geh'n! Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind. „Ach, Vater," spricht er, „seid kein Kind und glaubt, daß ich dergleichen Hund' gesehen, denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen: Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

145. Der Riese Goliath.

War einst ein Riese Goliath, gar ein gefährlich Mann, er hatte Tressen an dem Hut, und eine Troddel dran und einen Rock, vom Golde schwer, und noch dergleichen Dinge mehr!

Und seinen Schnurrbart sah man nur mit Schauder und mit Graus; und dabei sah er von Natur gar wild und

grimmig aus. Sein Sarras war, man glaubt es kaum, so groß schier als ein Weberbaum.

Er halte Knochen wie ein Gaul und eine freche Stirn, und ein entsetzlich großes Maul, und nur ein kleines Hirn; gab jedem einen Rippenstoß, und flunkerte und prahlte groß. —

So kam er alle Tage her, und sprach Israel Hohn.

„Wer ist der Mann? Wer wagt's mir mir? Sei's Vater oder Sohn! Er komme her, der Lumpenhund! Ich werf' ihn nieder auf den Grund."

Da kam in seinem Schäferrock ein Jüngling zart und fein; er hatte nichts als seinen Stock, die Schleuder und den Stein, und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr; ich komm im Namen Gottes her."

Und damit schleudert' er auf ihn, und traf die Stirne gar; da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war. Und David haut in guter Ruh' ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau nicht auf deinen Treffenhut, noch auf die Troddel dran! Ein großes Maul es auch nicht thut, das lern' vom langen Mann! Und von dem kleinen lerne wohl, wie man mit Ehren fechten soll!

146. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedestörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freuten sich vielmehr, daß sie seiner nun bald los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, das er ihnen ehe-dem angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm aus-lassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden. Der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern, das wilde Schwein ver-

wundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm Nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch Eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann."

147. Die Bürde.

Einen steilen Waldweg hinauf trug keuchend ein armer, alter Mann ein schweres Gepäck. Gott! ach Gott! seufzte er, ist denn weit und breit keine mitleidige Seele, die mir meine Last tragen hilft! — Hier ist sie! rief hinter seinem Rücken eine ihm unbekannte, freundliche Stimme. Betroffen sah der Alte sich um, und erblickte einen schönen, blondlockigen Jüngling, dessen freundliches Aussehen ihm sogleich Vertrauen einflößte. O freundlicher junger Mann, sagte der Alte, du kommst mir wie ein Engel Gottes vom Himmel. Meinen armen Enkelchen, die ich ernähren muß, weil Vater und Mutter todt sind, ein Stückchen Brod zu verdienen, habe ich dieses Gepäck in die nächste Stadt zu tragen übernommen, was, wie ich zu spät merke, meine Kräfte übersteigt. Dürfte ich dich bitten, einen Theil davon auf deine jungen, kräftigen Schultern zu übernehmen? —
Vor allem laß uns ausruhen, lieber Alter! versetzte der Jüngling, und dann noch einmal versuchen, was deine eigenen Schultern vermögen. Und hiermit hob er die Bürde von dem Rücken des Alten, ließ sich mit ihm im Schatten einer bejahrten Eiche nieder, und zog ein Stück nahrhaften Brods nebst einer Flasche stärkenden Getränks hervor. Iß nun und trink, Väterchen, sprach er und reichte ihm Beides hin. Mit zitternder Begierde griff der Alte darnach und verzehrte es mit Heißhunger, während der Jüngling sich mit ihm in freundlichen Gesprächen unterhielt.

Auf nun, daß wir die Stadt erreichen, ehe die Sonne sich neigt! sprach endlich der Jüngling, und erhob sich zuerst von dem moosigen Sitze. Wehmüthig blickte der Greis auf seine Bürde und bittend in die blauen Augen seines Begleiters. Er glaubte, in diesen die Gewährung seines Wunsches zu lesen, als dieser nach der Last griff, aber leider! nicht um sie zu theilen, oder sie selbst zu tragen, sondern um sie wieder auf die Schultern des Alten zu legen. Erschrocken sah dies der Greis; aber zu seiner Verwunderung fand er sich von dem Genossenen so gestärkt, daß er die Bürde kaum die Hälfte so schwer fand. Als nun beide am Ende des Waldes sich trennen wollten, sagte der Alte: Du hast, edelmüthiger Jüngling! mir besser geholfen, als ich gewünscht hatte. Du solltest meine Last mir abnehmen und gabst mir statt dessen Kraft, sie selber zu tragen. Aber nun sage mir auch, ehe wir scheiden: wer bist du, freundliche, liebe Seele? — Ein Nachahmer der göttlichen Vorsehung, versetzte der Jüngling; sie nimmt nicht immer die Last von dem Menschen, aber sie reicht dem vertrauenden Beter das Brod der Stärkung und den Becher des Trostes, und hilft ihm so sammt seiner Bürde zum Ziele.

Bei diesen Worten verklärte sich das Antlitz des Jünglings und ohne seinen Namen zu nennen, entzog er sich durch einen langen Buschweg den Augen des Alten. Dieser aber faltete seine Hände zu Gott, und in seinen aufwärts gerichteten Augen glänzten Thränen des Dankes. Ihm fehlten Anfangs Worte für seine Gefühle, aber bald lösten sie sich auf in frommen Gesang.

148. Das Frühstück.

Moritz. Ein Kreuzerchen zum Frühstück, lieber Vater! bitte! bitte!

Vater. Vor Aufbewahrung deiner Kreuzer werd' ich mich hüten, lieber Moritz. Vor etwa drei Wochen gabst du mir zwölf; und dafür lässest du mich, wie es scheint, sechs Wochen lang alle Tage einen zurückzahlen.

Moritz. Ach, ich weiß es, lieber Vater! das Kapitälchen hab' ich schon dreifach zurück.

Vater. Und doch hältst du mich noch immer für deinen Schuldner?

Moritz. Ach nein, ach nein, Herzensvater! Nichts schuldig! aber du bist so gut, so gut.....

Vater. So gut, so gut, daß ich dich zum Näscher machen werde. — Kinder müssen mit Brod zum Frühstück sich begnügen.

Moritz. Nun ja, das will ich auch künftig. Nur diese Woche, die einzige Woche noch ein mürbes Weckchen! (dem Vater die Hand streichelnd) Nicht wahr, Väterchen?

Louise. Nein, Vater, ja nicht! Er trägt alle die Weckchen der alten Wollspinnerin, die das Bein gebrochen hat.

Vater. Ist es wahr, Moritz?

Moritz. (weinerlich). Ach ja, Vater! Sie hat uns so schöne Mährchen erzählt, da sie bei uns spann. Ach! und nun liegt sie so elend auf dem Bette, und das Weckchen schmeckt ihr so gut! Sie wollt es anfangs nicht nehmen; aber ich sagte ihr, daß du es ihr schicktest.

Vater. Warum batest du mich aber nicht lieber für sie? Hältst du denn deinen Vater für so hartherzig?

Moritz. Ach nein, Vater! du bist gar zu gut, ich weiß es! aber weil Mutter ihr alle Mittage zu essen schickt.....

Vater. Darum, glaubtest du, würde der Vater Nichts thun wollen?

Moritz. Nein, lieber Vater! Ich dachte nur: Was die Mutter gibt, das kommt ja auch von dir; — und dann hätte doch ich Nichts gegeben, wenn du ihr geschickt hättest.

Vater. Aber was hattest du denn bisher zum Frühstück, wenn du das deinige weggabst?

Louise. Wahrscheinlich ließ er sich ein Stück Butterbrod dafür in der Küche streichen.

Moritz. O gewiß nicht! gewiß nicht! Es hungerte mich oft recht sehr; aber frage nur, wen du willst, ob ich nur ein Krümchen Brod des Vormittags verlangt habe.

Vater (nach einer kurzen Pause). Was sagst du zu dieser Versicherung, Louise?

Louise. Daß ich nicht weiß, was er gethan hat.

Vater. Und doch wagtest du es, mir Verdacht gegen deinen leiblichen Bruder einzuflößen?....... Schon das war häßlich, daß du mir abriethest, ihm den Kreuzer noch ein paar Tage lang fortzugeben; aber abscheulich ist es, daß du auch seine Gutmüthigkeit zu verschwärzen suchst. Schämst du dich nicht vor dir selbst? — Du aber, wackerer Moritz, von nun an sollst du jede Woche ein kleines Taschengeld haben, weil ich sehe, daß du guten Gebrauch davon machst.

149. Werth der Religion.

Religion, von Gott gegeben, sei ewig meinem Herzen werth! Wie trostlos würd' ich oft erbeben, wenn mich des Lebens Last beschwert. Nur du erheiterst meinen Sinn, und führst mich sanft zum Ziele hin.

Sie ist es, die mich Gott erkennen, mich meinen Schöpfer lieben lehrt. Ich darf getrost ihn Vater nennen, darf sicher sein, daß er mich hört. Sie ruft mir zu: Dein Gott ist gut, wohl dem, der seinen Willen thut!

Sie leitet mich auf allen Wegen, sie zeiget mir das höchste Gut; sie macht mir jedes Glück zum Segen, und gibt im Unglück frohen Muth. Wo sonst mich gar Nichts trösten kann, da hebt ihr wahrer Trost erst an.

Sie schafft dem Geiste süßen Frieden, verscheucht den sorgenvollen Sinn, und reichet jedem Lebensmüden den sichern Stab der Hoffnung hin, auf den er still und fest sich lehnt, so oft er sich nach Ruhe sehnt.

Sie läßt mich ew'ges Dasein hoffen, verkündigt mir Unsterblichkeit; der Himmel steht durch sie mir offen, und mein ist eine Ewigkeit. O, welche Wonne für den Geist, der sich der Sünde ganz entreißt!

Ich weiß gewiß, an wen ich glaube, ich glaube fest und wanke nicht; kein Wahn, kein Witz des Spötters raube

mir jemals meines Glaubens Licht! Religion erhebt mein Herz, sie adelt mich in Glück und Schmerz.

Ja, du des Lebens reinste Wonne, begleite du mich bis an's Grab, und leuchte dann, gleich einer Sonne, vor mir in's Todesthal hinab! Mein erster Laut an Gottes Thron sei: Dank für dich, Religion!

150. Der sterbende Vater.

Ein guter Vater war sehr krank und dem Tode nahe. Da rief er noch am letzten Morgen seines Lebens die Kinder zu sich an sein Sterbebette, und ermahnte sie zu allem Guten; besonders aber befahl er ihnen, den christlichen Unterricht immer fleißig zu besuchen und mit Aufmerksamkeit anzuhören.

„Liebe Kinder," sprach er, „ich habe fünfzig Jahre lang gelebt, und in dieser Welt viele Freuden genossen; die reinsten, seligsten, ja wahrhaft himmlischen Freuden aber hat mir die Religion gewährt; sie bewahrte alle meine irdischen Freuden rein, erhöhte und veredelte sie. Dies bezeuge ich vor Gott."

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt und in dieser Welt Vieles gelitten, und manchen harten Kampf zu bestehen gehabt; in allen Leiden aber habe ich den besten Trost und die sicherste Stütze einzig in unserer heiligen Religion gefunden. Dies bezeuge ich vor Gott."

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, bin öfters dem Tode nahe gewesen, ja ich werde diesen Abend sicher nicht mehr erleben, und bezeuge es aus Erfahrung und vor Gott: nur die göttliche Kraft der Religion kann dem Tode seinen Schrecken benehmen; nur der heilige Glaube an unsern Erlöser kann uns Muth und Stärke geben, den wichtigen Schritt zur Ewigkeit getrost zu thun, und vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen."

„Bestrebet euch daher, ihn, unsern göttlichen Erlöser, recht kennen zu lernen, und seine heiligen Lehren zu befol-

gen; so werdet ihr Gott wohlgefällig sein, zufrieden leben, und einst selig sterben."

Die Kinder vernahmen diese Worte unter heißen Thränen. Der Vater starb in der nächsten Stunde; die Kinder aber bewahrten seine Worte ihr Leben lang in ihrem Herzen, befolgten sie, und lernten nun auch aus Erfahrung, daß sie die lautere Wahrheit enthalten.

Gottes Wort führt uns den Weg zum Heil,
Wer ihm folget, wählt das beste Theil.

151. Die heiligen Bilder.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrand, war von Bruno, einem andern Ritter, schwer beleidigt worden. Da entbrannte der Zorn in seinem Herzen, und er konnte den Tag nicht erwarten, blutige Rache an seinem Feinde zu nehmen. So brachte er schlaflos die Nacht zu. In der Morgendämmerung gürtete er sein Schwert an die Seite und begab sich auf den Weg zu seinem Widersacher.

Aber da es noch frühe war, trat er in eine Kapelle, hart am Wege, setzte sich und betrachtete die von der Morgenröthe beleuchteten Bilder, welche an den Wänden hingen. Es waren aber der Bilder drei. Das erste stellte den Heiland im Spottgewande bei Herodes vor, und darunter stand geschrieben: Er schalt nicht, da er gescholten wurde. Das zweite Bild zeigte die Geißelung mit der Inschrift: Er drohte nicht, da er litt. Und das dritte Bild war die Kreuzigung; es führte die Worte: Vater, vergib ihnen!

Nachdem der Ritter dieses gelesen hatte, kniete er nieder und betete.

Als er nun aus der Kapelle kam, begegnete ihm ein Bote vom Ritter Bruno, und dieser sprach: Ich wollte zu euch. Unser Herr begehrt euer, denn er liegt hart darnieder. Da ging Hildebrand hin. Als er in den Saal trat, wo der Ritter lag, rief Bruno: Ach, vergib mir mein Vergehen! Ich habe dich schwer beleidigt.

Da sagte der andere mit freundlichen Worten: Lieber Bruder, ich habe dir nichts zu vergeben in meinem Herzen — und sie reichten einander die Hände, umarmten und trösteten sich und schieden in herzlicher Liebe.

Da leuchtete dem heimkehrenden Ritter die Abendröthe lieblicher, als die Morgenröthe.

152. Genügsamkeit.

Wird vom Glück dir viel beschieden, nimm es froh und dankbar an; ist es wenig, sei zufrieden und begnüge dich daran.

Wechsel ist bei allen Gaben, die das Schicksal gibt und nimmt; sie sind, dauernd dich zu laben, von dem Himmel nicht bestimmt.

Freuden, die uns stets begleiten, gibt die Tugend uns allein. Sie kannst du dir selbst bereiten, und sie bleiben ewig dein.

153. Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst, und fühlest die Beschwerden
Des Stand's, in dem du dürftig lebst;
Du strebest, glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage, Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk' im Klagen auch zurück:
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen

Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand.
  Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er gibt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.
  Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit,
Besorge deines Stand's Geschäfte
Und nütze deine Lebenszeit.
  Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung seh'n,
Dies ist der Weg zu Ruh' und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich geh'n!

154. Wer auf den lieben Gott vertraut, der hat auf sichern Grund gebaut.

(Nachstehende Geschichte hat sich 1772 in Magdeburg zugetragen.)

Ein armer Handwerksmann, der durch Krankheit, Theuerung und nahrungslose Zeiten ganz zurückgegangen war, und schon zu verschiedenen Malen sich in solcher Noth befunden hatte, daß er mitleidige Herzen um Hülfe anflehen mußte, sah sich eines Tages wieder genöthigt, Rath und Beistand bei einem Menschenfreunde zu suchen, dessen mildthätige Gesinnungen hinlänglich bekannt waren. Der Zufall wollte es, daß er seinen Wohlthäter nicht zu Hause fand, sondern ihn außerhalb der Stadt aufsuchen mußte. Er ging daher, vom äußersten Mangel getrieben, über eine Straße, die eben von vielen durchreisenden Kaufleuten, welche von der Messe zurückkehrten, befahren wurde. Sein Herz war von Nahrungssorgen beschwert, und der beklemmten Brust entstieg mancher heiße Seufzer zu Gott, dem Allmächtigen und Allgütigen, daß er ihm und seinen Kindern Brod geben möge. Im Vorbeigehen fand er eine Kirche offen, trat in dieselbe, und verrichtete kniefällig ein inbrünstiges Gebet und setzte dann, im Vertrauen auf

Gottes Fürsehung auf's Neue gestärkt, seinen Weg fort. Auf einmal rollte, wie in in einem Nu, ein Wagen an ihm vorbei, von dem er etwas herabfallen sah. Noch ehe er hinzugehen und es aufheben konnte, war der Wagen ihm aus dem Gesichte, so daß es ihm unmöglich war, den Reisenden, die auf dem Wagen saßen, nachzurufen und sie auf das Verlorene aufmerksam zu machen. Er hob also das Paket auf, und fand bald an der Schwere desselben, daß es Geld war. Mit vieler Mühe trug er es vom Wege fort, bis er einen schicklichen Ort fand, wo er es in Sicherheit bringen konnte. Er sah, daß es in große Beutel vertheilt war, die er nicht auf einmal fortzubringen vermochte; daher scharrte er die Hälfte in die Erde, trug die andere in seine Wohnung, und nachdem er auch das Uebrige nachgeholt hatte, überlieferte er Alles seiner Obrigkeit mit der Anzeige, wie es in seine Hände gerathen sei.

Man legte das Geld versiegelt auf dem Rathhause nieder, und nach einigen Tagen machten öffentliche Blätter bekannt, daß ein durchreisender Kaufmann 1200 Thaler verloren habe und dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 100 Thalern zusichere. — Der Kaufmann erhielt das Geld aus den Händen des armen Mannes wieder, und fand bei der Nachzählung desselben, daß auch nicht ein Groschen daran fehlte. Ein großer Beweis von der Redlichkeit jenes Armen, welcher zu der Zeit, als er das Geld fand, mit seiner Familie in den bedrängtesten Umständen lebte.

Der Nothleidende weinte Freudenthränen bei dem Empfang der 100 Thaler, da er auf einmal durch Gottes Fügung mit einer Summe versorgt war, die er in seinem ganzen Leben noch nicht im Besitz gehabt hatte. Er sah nun hierdurch seine drückenden Sorgen zerstreut, für sich und die Seinigen aber, bei der Sparsamkeit, womit sie zu leben gewohnt waren, einen Grund gelegt, sich in Zukunft Unterhalt zu verschaffen.

Mit dankbarem Herzen gegen die göttliche Fürsehung nahm er seinen kleinen Schatz hin, ward in seinem Vertrauen auf Gott noch mehr gestärkt, und führte mit seiner

Familie ein häusliches, arbeitsames Leben, in welchem er jetzt nicht mehr ängstlich fragen durfte: „Wo nehm' ich Brod her, daß ich und die Meinigen nicht umkommen?"

Sollte Gott in meiner Noth
Seine Sorge von mir kehren,
Und, wenn mir ein Mangel droht,
Mich nicht wissen zu ernähren?
Sollt' mein Weinen und mein Fleh'n
Gar nicht ihm zu Herzen geh'n?
O! mein Gott, der gütig ist,
Kann mich, sein Geschöpf nicht hassen;
Der der Blumen nicht vergißt,
Wird er wohl sein Kind verlassen?
Darum will ich ihm vertrau'n
Und auf seine Güte bau'n.

155. Gott ist heilig und gerecht.

Ein Mann, der dem äußern Scheine nach für ehrlich gehalten wurde, trieb heimlich Straßenräuberei, wovon er sich gemächlich nährte. Einst überfiel er einen Kaufmann auf der Straße, der im Begriffe war, auf die Messe zu reisen, und wollte ihm sein Geld abnehmen; und da derselbe sich wehrte, so gab er ihm einige tödtliche Streiche. Nun nahm er ihm sein Geld und seine Uhr, ließ ihn liegen und ging davon. Und damit er ja nicht entdeckt werden könne, leerte er den Geldgurt aus, und warf ihn weg. — Bald darauf kam ein anderer Reisender dieselbe Straße, fand den leeren Geldgurt, und weil derselbe noch gut war, so hob er ihn auf, und nahm ihn mit. Nun kam er an den Ort, wo der verwundete Kaufmann lag. Er besah ihn, fühlte — und da er noch Wärme bei ihm spürte, so nahm er sich seiner an, und versuchte, ob er ihn wieder zum Leben bringen könne.

Ueber dieser wohlthätigen Bemühung trafen ihn einige Bauern, hielten ihn für den Mörder und nahmen ihn gefangen. Er betheuerte seine Unschuld auf das Aeußerste; allein es half Nichts; er mußte vor Gericht. Der Richter

ließ ihn visitiren; und man fand den Geldgurt des ermordeten Kaufmanns, welchen die Verwandten desselben wohl kannten. Nach allen Umständen war es ziemlich wahrscheinlich, daß er der Mörder sei. Und obgleich er es nicht eingestanden, so wurde er dennoch zum Tode verurtheilt. Der wirkliche Mörder hatte indessen von der Sache gehört, und war so verwegen, daß er selbst ins Gefängniß ging, um den Unglücklichen zu sehen, der für ihn büßen sollte. — O du Bösewicht, sei nur nicht so sicher! es kann sich bald ändern. Freue dich nur nicht zu sehr über das Mißverständniß! Gott weiß die Unschuld zu retten, wenn auch Alles wider sie ist. Gott weiß die Bosheit zu offenbaren, wenn auch Alles für sie ist; wenn auch kein Mensch daran dächte, daß du der Thäter sein könntest. — In der Zeit, da er in das Gefängniß gegangen war, brach sein Knecht den Schrank auf, nahm die Uhr des ermordeten Kaufmanns heraus, und verkaufte sie an einen Juden. Dieser bot sie feil, und sie kam endlich zu einem Manne, der sie kannte, und die Sache bei Gericht anzeigte. Man fragte den Juden, wo er die Uhr bekommen. Er sagte es. Dadurch kam Alles an den Tag, und zwar eben noch zur rechten Zeit, da der Unschuldige noch lebte. Dieser wurde nun losgegeben, der wahre Thäter aber gefangen genommen, und für seine Missethat bestraft.

156. Das große Meer.

Das Meer ist tief, das Meer ist weit; doch gehet Gottes Herrlichkeit noch tiefer als des Meeres Grund, noch weiter als das Erdenrund. So viele Fischlein wohnen drin, der Herr sieht freundlich auf sie hin, reicht allen ihre Speise dar, führt auf und ab sie wunderbar. So hoch die wilden Wogen geh'n, wenn er gebeut, sie stille steh'n. Da führet seine treue Hand das Schifflein hin in's fernste Land.

157. Sehet, welch' eine Liebe!

Sehet, sehet, welche Liebe
Hat der Vater uns erzeigt;
Sehet, wie er voll Erbarmen
Ueber uns sein Antlitz neigt!
Seht, wie er das Allerbeste
Für das Allerschlechtste gibt!
Seinen Sohn für uns're Sünden!
Sehet, seh't, wie er uns liebt!
Sehet, sehet, welche Liebe
Unser Heiland zu uns trägt,
Wie er alles für uns leidet,
Selbst, daß man an's Kreuz ihn schlägt;
Wie er da auch noch den letzten
Tropfen Blut für uns vergießt!
Sehet, seht, ob das nicht Liebe,
Namenlose Liebe ist!
Sehet, sehet, welche Liebe
Uns erzeigt der heil'ge Geist,
Wie er auch den ärgsten Sünder
Gern zum Leben unterweist;
Wie er strafend, lehrend, tröstend,
Immer zu den Menschen spricht!
O, wer priese solche große,
Dreifach große Liebe nicht!

158. Das Glück und die Art zu beten.

Wenn ich vor meinen Schöpfer trete, und hier in stiller Einsamkeit zu ihm aus voller Seele bete, was fühl' ich da für Seligkeit! Ganz werd' ich Geist und Alles flieht, was mich zur Erde niederzieht.

Dann weichen auch die schwersten Sorgen, das bängste Leben, das mich drückt; ich weiß, sie sind dem nicht verborgen, der in des Herzens Tiefen blickt! Der Gutes seinen Kindern gibt, bleibt Vater, wenn er sie betrübt.

Ja, das Gebet gibt Kraft im Leiden, erhöht zur Tugend unsern Geist, und hilft uns Alles, Alles meiden, was uns der Tugend sonst entreißt; nur müssen unsre Bitten rein und eines Christen würdig sein.

Drum bitt' ich nicht in meinen Leiden: „O Vater, nimm du sie von mir!" Auch bitt' ich nicht in meinen Freuden: „Erhalte, Schöpfer, diese mir!" Nur um ein Gott ergebnes Herz bet' ich in Freuden und in Schmerz.

159. Der Frühling, ein Bild der Jugend.

Die ganze Natur ist ein treuer Abdruck der Menschenwelt, und es gewährt kein kleines Vergnügen, aus den Abdrücken der Pflanzen und Thiere den Menschen zu erkennen. So ist der Frühling das Bild der Jugend. Wie die Frühlingszeit die schönste und freudenreichste für die ganze Natur ist, so ist auch die Jugendzeit für alle Menschen überhaupt die heiterste und die erfreulichste. Alles regt sich jetzt in der Natur. Alles lebt und ist munter auf der Erde, in der Luft und im Wasser! So sei auch du regsam, o Jugend! Laß keinen Augenblick deines Lebens ungenützt dahingehen, nicht die schöne kostbare Jugendzeit umsonst verfließen! Welche Welt von Kräften und Fähigkeiten ruhet in den Tiefen der Natur! Viele schlummern noch, viele sind schon erwacht und zum Tageslicht gefördert. So auch in deinem Innern, o Jüngling, ruhen so manche Anlagen zum Guten, Schönen und Erhabenen. Viele hast du schon zu veredeln angefangen; wecke durch Eifer und Thätigkeit die noch unentwickelten, um preisvoller zu erscheinen! Es stehen die Bäume voll herrlicher Blüthen, ein ergötzender Anblick; aber um die Blüthen herum legt sich das Blatt, sie zu beschirmen vor dem Andrange der Winde und des Wetters! So breite um die Jugendblüthe deines Lebens auch du den Mantel der Sittsamkeit und Tugend, damit nicht der giftige Hauch des Lasters eindringe und sie verderbe.

160. Die Fülle des Sommers.

Kaum, daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre! kaum, daß wir einen Schritt thun können, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken

von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein! Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Zeit allein! Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir; es flattert vor dir; überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser Sommerzeit.

Es sind Wesen, die mit sein wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen; denen er angewiesen hat ihren Ort; denen er gegeben hat zu dem Bedürfnisse die Werkzeuge, es zu befriedigen; denen mehrere und wenigere Sinne aufgethan sind, weiter zu dringen, als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen, und die Freude suchen, wie du, o Mensch!

Wolltest du verachten eins derselben? nicht eines Anblicks, nicht eines Gedankens würdigen? Du kannst hundert tödten mit einem Fußtritt; aber auch ein einziges bilden? Nein, mußt du bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand; wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie scharf dein Verstand sei, so kannst du kein einziges schaffen, von welchen Gott so viele tausend mal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du nicht zählen kannst, wie weit du mit deinen Augen nur reichst, wie viel auf einem einzigen Baume nur lebt; denn es ist allenthalben von allerlei Art, woget und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerzeit.

161. Ludwigs Tafelobst.

(Ludwig, im Garten unreifes Obst essend.)

Jette. Bist du wieder über dem unreifen Obste? Hilft denn alles Warnen bei dir Nichts? — Und wahrscheinlich wieder geschüttelt?

Ludwig. Nichts geschüttelt! Es war abgefallen.

Jette. Auch das sollst du nicht essen, weil du nicht krank werden sollst.

Ludwig. Was geht das dich an, Jungfer Gernklug? Wer hat dich zu meiner Vormünderin gesetzt?

Jette. Die Liebe zu dir.

Ludwig. Ei großen Dank für deine hofmeisterliche Liebe!

Jette. Nun gut, wenn du die Hofmeisterin nicht hören magst, so will ich's dem Vater sagen.

Ludwig. Das kannst du, Schwätzerin! (Er beißt auf's neue in den Apfel.)

Jette. Wie? Was? du beißest noch immer darauf los? Gleich den Apfel weg, oder ich gehe.....

Ludwig. Recht so, auch ich will zum Vater gehen und ihm sagen, wer neulich sein schönes Trinkglas zerbrochen hat.

Jette. Das hab' ich ihm selbst gesagt, und er hat mir verziehen. Ich zerbrach es nicht absichtlich, du aber issest den Eltern gleichsam zum Trotze das unreife Obst.

Vater (dazu kommend und den Streit hörend). Was habt ihr wieder gegen einander?

Jette. Ludwig schilt mich, daß ich ihm nicht erlauben will, unreifes Obst zu essen.

Vater. Aha! Bist du wieder hinter das Tafelobst der Schweine gerathen? — Gewarnt hab' ich dich bisher genug; nun wird es Ernst! Zum letztenmale also: Treff' ich dich noch einmal, so lange es Obst gibt, im Garten, so bekommst du den Meister Erich auf den Rücken, daß dir der Appetit gewiß vergehen soll.

Ludwig. Wenn ich aber nur im Garten spazieren gehe?

Vater. Ueber den Spaziergänger! — Ich kenne dich schon. Wo du das Schweinefutter siehst, da kannst du dich nicht enthalten. Kurz und gut also: Treff' ich dich während der Obstzeit noch einmal hier, so sollst du erfahren, daß, wer nicht hören will, fühlen muß.

162. Der reiche Herbst.

Der Frühling hat es angefangen, der Sommer hat's vollbracht. Seht, wie mit seinen rothen Wangen so mancher Apfel lacht! Es kommt der Herbst mit reicher Gabe, er theilt sie fröhlich aus, und geht dann wie am Bettelstabe ein armer Mann nach Haus. Voll sind die Speicher nun und Laden, daß Nichts uns mehr gebricht.

Wir wollen ihn zum Gaste laden, er aber will es nicht. Er will uns ohne Dank erfreuen, kommt immer wieder her. Laßt uns das Gute drum erneuen, dann sind wir gut wie er!

163. Der gastfreie Wirth.

Bei einem Wirthe wundermild, da war ich jüngst zu Gaste; ein gold'ner Apfel war sein Schild an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum, bei dem ich eingekehret; mit süßer Kost und frischem Schaum hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus viel leichbeschwingte Gäste; sie sprangen frei und hielten Schmaus, und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh' auf weichen, grünen Matten; der Wirth — er deckte selbst mich zu mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit, da schüttelt' er den Wipfel. Gesegnet sei er allezeit von der Wurzel bis zum Gipfel.

164. Der Winter.

Nun zieht mit seiner ganzen Macht Herr Winter wieder ein: vergangen ist der Fluren Pracht, erbleicht der Sonne Schein.

Weh uns! schon naht der kalte Mann mit seinem weißen Bart; wer Arm' und Beine rühren kann, komm', hemme seine Fahrt!

Schließt Thür und Thor und Fenster zu, und laßt ihn nicht herein, daß er uns nichts zu Leide thu'; es friert ja Groß und Klein.

Bewaffnet ist der Kinder Schaar, die ihm entgegentritt; was hilft's? Er kommt wie alle Jahr', bringt Schnee und Eis uns mit.

Bringt eine lange, lange Nacht und einen kurzen Tag, des Schneegestöbers Flockenjagd und noch so manche Plag'.

Doch beut er viele Freuden auch, bringt neuer Mährchen Traum, und hat — es ist sein alter Brauch — bei sich den Weihnachtsbaum.

Eisblumen malt an's Fenster er in weißem Blüthenkranz, die freuten uns noch immer sehr mit ihrem Zauberglanz.

Schneemänner gar und Blindemaus und Schattenspiel bei Licht; das bringt der Winter auch in's Haus; drum schmäht den Alten nicht!

Herein, herein denn, Wintermann! Komm', setz' dich zum Kamin! Wärm' deine kalten Hände dran, und auf ein Mährchen sinn!

Erzähl' es dann, wir hören zu und haben sorgsam Acht; und ist es aus, ge'hn wir zur Ruh, und wünschen gute Nacht.

167. Treue Liebe zum Heilande.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei!
Für mich empfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz,
Drum schenk' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu!
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir an's Herz.

166. Genügsamkeit aus kindlicher Liebe.

In einem französischen Erziehungshause, in welchem Soldatenkinder unterrichtet und ernährt wurden, befand sich ein Knabe, der Sohn eines alten Offiziers, der seit dem Tage seiner neulichen Aufnahme nur mit Suppe und mit trockenem Brode sich begnügte, und die übrigen Speisen meistens unberührt ließ. Der Aufseher, auf dieses sonderbare Betragen aufmerksam geworden, machte dem Kleinen darüber Vorwürfe und stellte ihm vor, daß er von allen Speisen essen müsse. Dieser nahm den Verweis bescheiden hin, doch blieb er, wenn es eben anging, bei Suppe und Brod. Als auch der Vorsteher der Anstalt den Knaben wegen seines auffallenden Benehmens zur Rede stellte, bat dieser demüthig, man möge ihm erlauben, sich mit Suppe und Brod begnügen zu dürfen. „Aber warum denn?“ fragte der Vorsteher; doch der Knabe schwieg verlegen. „Nun denn,“ fuhr jener mit anscheinender Strenge fort, „wenn du eigensinnig bist, so werde ich dich von hier entfernen und deinem Vater zurückschicken.“ Der Zögling, durch diese Drohung erschreckt, sprach zitternd: „Ach, ich bitte — bitte sehr, mich nicht von hier fortzujagen. O mein Gott! der gute Vater würde mich dann auch fortjagen und vielleicht vor Kummer sterben.“ — „Nun, sei ruhig,“ entgegnete der edle Kinderfreund; „doch erkläre mir offen, warum du nur Suppe und Brod nimmst, da dir gewiß auch die andern Speisen gut schmecken würden?“ — „Nun, bester Herr, weil Sie es durchaus wissen wollen,“ sprach der Kleine, „aber ich bitte, über mich nicht böse zu werden, denn ich that es nicht aus Bosheit, — ich aß so

wenig, weil ich mir nicht mehr zu nehmen getraute. Zu Hause — bei meinen guten aber armen Eltern, aß ich nur Suppe und Brod; aber die Suppe war sehr dünn und das Brod schwarz. Doch wie gut ist hier die Suppe und wie schön weiß und schmackhaft das Brod! Wie gut lebe ich hier! Ich konnte mich nicht entschließen, mehr zu essen, indem ich mich immer erinnerte, mit welcher schlechten Kost Vater und Mutter und Geschwister zu Hause sich begnügen müssen, während ich es hier so gut habe." — Der Vorsteher des Erziehungshauses mußte sich auf die Seite wenden, und nachdem er einige Mal mit dem Sacktuche über die nassen Augen gefahren, fuhr er fort zu fragen: „Aber, wenn dein Vater dem Könige gedient hat, erhält er denn kein Gnadengehalt?" „Ach nein", antwortete traurig der Kleine; „schon seit einem halben Jahre hat er darum nachgesucht, aber noch Nichts erhalten können, und er sagte, er wolle lieber mit seiner Familie Noth leiden, als Schulden machen, die zu bezahlen er keine Hoffnung hätte." „Gut!" versetzte der Vorsteher, „ich halte dich für einen guten Sohn, der mir nur die reine Wahrheit gesagt, und deinen Vater für einen Ehrenmann. Ich werde sorgen, daß dein Vater das verdiente Gnadengehalt erhält, indem ich mich für ihn unmittelbar an unsern guten König wenden werde. Damit aber deinem Vater ehemöglichst geholfen werde, so schicke ich ihm aus meiner Börse einen zureichenden Vorschuß. — Aber wie steht es denn, lieber Kleiner, mit deinem Taschengelde? Du hast gewiß keins, da dein Vater so dürftig ist?" — „Ich habe nie Geld gehabt," gab der Kleine zur Antwort, „und brauche jetzt auch keins. Ich habe hier ohnehin Alles im Ueberfluß." — „Doch ein wenig Taschengeld schadet dir nicht, theurer Junge!" sprach lächelnd der Vorsteher, „hier geb ich dir drei Goldstücke zu deinem beliebigen Gebrauche." Der Knabe dankte überrascht dem edlen Wohlthäter, hielt ein paar Augenblicke die Goldstücke nachdenkend in der Hand, und gab sie dann mit den Worten zurück: „Bester Herr! ich bedarf des Geldes wahrlich nicht. Da Sie aber vorhin sagten, Sie wollten meinem lieben Vater einen Vorschuß schicken,

damit seine Noth eher zu Ende gehe, so bitte ich, diese drei Goldstücke auch dazu zu legen, die armen Eltern haben sie nöthiger als ich.“ — „Bravo! mein lieber Knabe! dein Wille soll geschehen,“ sagte gerührt und erfreut der edle Herr, und der Knabe verließ das Zimmer. — Nach ein paar Wochen kam ein Brief vom Vater, worin er dem braven Sohn berichtete, daß jetzt zu Hause alle Noth verschwunden sei, und Eltern und Geschwister, die ihn alle herzlich grüßen ließen, nicht mehr bloß dünne Suppe und schwarzes Brod, sondern auch bessere Speisen zu essen bekämen; auch er möchte jetzt im Erziehungshause nach dem Willen seines so edlen Wohlthäters, — für den sie zu Hause täglich beteten, was auch er zu thun nicht unterlassen solle, — etwas von den andern Speisen essen, was der Knabe von nun an auch gerne that.

167. Ein guter Sohn, der im Glücke sich nicht seiner geringen Eltern schämt.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Ziethen, stand auch ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wieder zu sehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen und aßen allzeit mit ihm an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Wie sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine

Antwort. Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich schon viele Jahre ihr Kind."

Der brave General von Ziethen hörte von diesem Vorfalle, und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des Letzteren wünschten diesmal selbst, nicht an dem Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische?" Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten.

Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen auf's freundlichste. Als man anfing Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister!" Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör er, Rittmeister", fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt er denn eigentlich? wer sind seine Eltern?" „Ew. Majestät," antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, das ich Ew. Majestät verdanke."

„So ist's recht," sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht geboren zu sein."

Ephes. 6, 2. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

168. Kinder sind die größten Schuldner ihrer Eltern.

„Liebes Kind! pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebt; denn die Wohlthat, die man dem Vater erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden, und es wird dir Gutes widerfahren; und es wird deiner gedacht werden zur Zeit der Noth.“
Sir. 3, 14 — 18.

Gottfried war der Sohn armer Eltern, die sich ihren Unterhalt durch harte und saure Taglöhner-Arbeit verdienen mußten. Sie hielten daher ihren Sohn auch vorzüglich zum Arbeiten an, und kaum war er aus der Schule entlassen, so mußte er ihnen schon mit seinen geringen Kräften das Brod verdienen helfen. Der Vater starb frühzeitig; die Mutter fing an zu kränkeln und nach und nach ihre Kräfte zu verlieren. Sie sollte nun aus der Almosen-Kasse der Stadt eine Unterstützung erhalten; aber ihr braver Sohn gab dieses nicht zu. „Nein,“ sagte er, „so lange ich gesund bin, lasse ich mir die Ehre und Freude nicht nehmen, meine liebe Mutter zu versorgen, denn es ist meine Schuldigkeit.“

Gottfried war Tag und Nacht bemüht, und wo es schwere Arbeit gab, bei welcher sich Etwas verdienen ließ, da war er gewiß dabei. Hatte er die gewöhnliche Tagesarbeit vollbracht, und kam er nach Hause, so that er in der Nachbarschaft noch dies und das, um einige Groschen zu verdienen, mit denen er das Alter der immer schwächer werdenden Mutter erleichtern konnte. Bekam er in den Häusern, in welchen er arbeitete, Suppe, Fleisch u. dgl. zu essen, so bat er um Erlaubniß, es seiner Mutter heimtragen zu dürfen.

„Sohn! lieber Sohn!“ sagte die Mutter oft zu ihm, „du thust sehr viel an mir, Gott segne dich!“ — „Ach Mutter,“ antwortete er dann, „schweiget doch still davon! Ich bin euch ja viel mehr schuldig, und weiß es wohl, wie sauer es euch geworden ist, mich zu erziehen.“ —

In derselben Stadt, wo der brave Gottfried so fleißig

für seine Mutter arbeitete, und so kindlich für sie sorgte, waren wohl mehrere arme Väter und Mütter, die ihre Töchter und Söhne noch am Leben hatten; aber sie empfingen Nichts von ihnen. Die Söhne lagen in den Schenken und Wirthshäusern am Spieltische, mit den Karten in der Hand, und die Töchter standen zu Hause am Küchenherde, und kochten Kaffee, oder verwendeten ihre Groschen auf Flitterwerk, indeß die armen Eltern in Dürftigkeit schmachteten, und oft Hunger leiden mußten. — Und wenn man die alten, schwachen Leute fragte: „Wie geht es?" so war ihnen Nichts schmerzhafter, als daß ihre Kinder so undankbar seien. „Ach!" sagten sie mit Seufzen, „das haben wir um unsere Kinder nicht verdient."

169. Der gute Sohn und Vater.

August I., König von Sachsen, ging einst ohne Abzeichen seiner königlichen Würde in der Nähe des Schlosses Uebigau bei Dresden, spazieren. Es wurde eben die Straße ausgebessert, und viele Leute waren dabei beschäftigt. Unter den Arbeitern fiel dem König ein junger Mann auf, der ein heiteres Lied singend, fleißiger war, als alle seine Kameraden. „Wie viel verdienst du täglich?" fragte ihn freundlich der König. „Vier Groschen," war die Antwort. „Das ist nicht viel! Wie kannst du davon leben?" fragte jener weiter. „Leben!" erwiderte der Arbeiter, „hm! wenn's nur dies allein wäre; aber, Herr! ich bezahle auch noch Schulden von diesem Gelde und lege darüber hin noch Kapitalien an. Machen Sie mir einmal dieses nach!" Erstaunt entgegnete der König: „Lieber Freund, du sagst mir da ein Räthsel, das ich nicht auflösen kann." „Nun, so kommen Sie mit in mein Häuschen," fuhr der Arbeiter fort, „es ist eben eine Freistunde; dort will ich Ihnen das Räthsel augenscheinlich lösen." Darauf nahm er den König, den er freilich nicht kannte, treuherzig bei der Hand und führte ihn ohne Umstände einem kleinen, ärmlichen Häuschen zu, vor welchem auf einer Bank ein Paar alte Leute saßen. Nachdem der

Arbeiter die zwei Alten freundlich gegrüßt hatte, sprach er zu dem fremden Herrn: „Sehen Sie, — diese sind meine alten, guten Eltern, die Nichts mehr verdienen können und daher von meinem geringen Verdienste unterhalten werden. Sie erzogen mich einst in der Furcht Gottes, schickten mich in die Schule und arbeiteten für mich, bis ich selbst mein Brod verdienen konnte. Das ist das Kapital, wovon ich nun die Zinsen bezahle; denn ganz abzubezahlen, was sie mir gethan, bin ich nicht im Stande. Die volle Vergeltung überlasse ich dem lieben Gott.“ Nun führte er den König in die Stube hinein und zeigte ihm sechs lebensfrische Kinder, die alle um die Mutter herumsaßen, lesend, schreibend, strickend, spielend — kurz vollauf beschäftigt. „Sehen Sie,“ sprach nun weiter der brave Mann, „in diesen meinen lieben Kindern, denen ich thue, wie meine Eltern mir gethan, sammle ich mir ein Kapital, das, so Gott will, mir in meinem Alter auch schon seine Zinsen tragen wird.“ Der König war sehr gerührt, sprach einige freundliche Worte und ging dann nachdenkend von dannen. Am andern Morgen erschien ein königlicher Bediente bei dem wackern Straßenarbeiter mit dem Auftrage, dieser solle augenblicklich auf das Dresdener Schloß kommen, weil der König ihn zu sprechen wünsche; doch solle er Niemanden sagen, wohin er gehe. Nun erst fielen dem Manne die Schuppen von den Augen und erschreckt und erfreut zugleich sagte er, während er eiligst seinen besten Rock anzog, zu seiner Frau: „Mein Gott! der Herr, den ich gestern hieher führte, war vielleicht der König selbst.“ Als er in das königliche Schloß kam, wurde er in ein prachtvolles Zimmer geführt und da zahlte ihm ein Kammerherr im Auftrage des Königs hundert blanke Thaler aus. Bald trat der Monarch selbst aus seinem Nebenzimmer, hob den ihm zu Füße fallenden und seinen Dank stammelnden Arbeiter huldvoll auf, belobte ihn wegen der gestrigen Lösung des schönen Räthsels und versprach, auch ferner für ihn und seine Familie zu sorgen. Freudetrunken eilte der glückliche Mann nach Hause, schüttete die hundert Thaler vor den Augen seiner erstaunten Familie auf den

Tisch, erzählte ihnen, wie er auf den Schlosse empfangen und beschenkt worden sei, und alle, Groß und Klein fielen auf die Kniee nieder, dankten Gott und beteten für den guten König August.

170. Dankbarkeit.

Eine reiche Frau, die keine Kinder hatte, nahm aus ihrer Nachbarschaft eine arme Waise zu sich, und wollte sie als ihr Kind erziehen. Sie hielt das arme Mädchen schon frühzeitig zur Arbeit und Sparsamkeit an, und lehrte es alle Arten von weiblichen Handarbeiten, Stricken, Stopfen, Nähen, Putzmachen, wodurch ein fleißiges Mädchen sein Brod verdienen und andern Menschen nützlich sein kann; auch sagte sie dem Kinde oft, daß seine Eltern beim lieben Gott im Himmel seien, und daß es recht fromm werden solle, damit es einst auch dahin kommen könne.

Diese gute Frau aber verlor in ihrem hohen Alter auf einmal durch einen Unglücksfall ihr ganzes Vermögen. — Da sprach sie eines Tages zu dem Mädchen: „Meine Umstände haben sich geändert; ich kann dich nun nicht mehr ernähren; denn ich weiß nicht, wovon ich nunmehr selbst leben soll. Du kannst nun nicht mehr bei mir bleiben, sondern du mußt zu einer Herrschaft in den Dienst ziehen. Sei nur immer rechtschaffen und gut, so wird es dir der liebe Gott überall wohlergehen lassen; arbeite fleißig und liebe deine Herrschaft und denke zuweilen an deine alte Freundin, die dich stets lieben wird.“ — „Nein,“ antwortete darauf das Mädchen mit weinender Stimme, „ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben; können Sie mir auch Nichts mehr geben, so kann ich Sie doch jetzt unterstützen. Sehen Sie, ich werde recht fleißig arbeiten, und meine beiden Hände werden schon so viel verdienen können, als Sie und ich brauchen, und der liebe Gott wird dazu seinen Segen geben.“ Das gute Mädchen hielt Wort, und er-

nährte die alte Frau mit ihrer Hände Arbeit, bis diese in ihren Armen starb.

Lieb' und Dankbarkeit gefällt,
Undank haßt die ganze Welt.

171. Der christlich gesinnte Dienstbote.

Ein christlich gesinnter Dienstbote gehorchet seiner Dienstherrschaft in Allem, und dient ihr nicht bloß unter den Augen, um sich bei ihr einzuschmeicheln, sondern in Einfalt des Herzens und aus Liebe zu Gott. Und was er immer thut, das thut er von Herzen gern, als thäte er es dem Herrn selbst und nicht den Menschen; denn er weiß, daß Jedem alles Gute, das er thut, vom Herrn vergolten, und ihm zur Vergeltung jenes Erbtheil im Himmel gegeben werdeu wird.

Ein solcher Dienstbote war Sabine Hellborn. Schon als Schülerin besuchte sie fleißig die Christenlehre, wohnte derselben jedesmal aufmerksam bei, und prägte sich die Pflichten der Gottes- und Nächstenliebe tief in's Herz. Alles, was sie that, verrichtete sie genau und ganz. Das halbe und nachläßige Thun genügte ihr nicht; denn sie arbeitete nicht etwa aus Zwang, sondern um sich den Beifall Gottes und die Zufriedenheit ihrer Herrschaft zu erwerben. Ihre Liebe und Treue gegen ihre Herrschaft bewährte sich schon dadurch, daß sie auf alle Weise, sowohl in der Gegenwart derselben, als in ihrer Abwesenheit, durch kluge Benutzung der ihr anvertrauten Lebensmittel zu sparen, und damit gut und weislich hauszuhalten suchte. Sie betrachtete die Wohlfahrt ihrer Herrschaft wie ihre eigene, nahm den herzlichsten Antheil an jedem frohen Ereignisse, welches ihrer Herrschaft begegnete, und war traurig und betrübt, wenn dieselbe häusliche Leiden trafen.

Sabina war auch höchst verschwiegen. Die Herrschaft durfte ihr jedes Geheimniß anvertrauen, ohne befürchten zu müssen, es werde durch die Magd offenbar und bekannt. Schlich sich im Hauswesen hie und da ein Fehler

ein, so wurde er von ihr gewiß nicht aufgedeckt, sondern sie suchte, so viel es ihr möglich war, denselben zu verbessern und vor andern zu verbergen. Sie pflegte nur von den guten Eigenschaften ihrer Herrschaft zu reden, und wenn es ihr die Wahrheit nicht erlaubte, immer Gutes von ihr zu sagen, so hielt sie die christliche Liebe ab, übel von ihr zu reden. Hiemit konnte sich die Dienstherrschaft auf Sabina in jedem Falle verlassen; denn sie war durchaus christlich gesinnt. Ein Dienstbote, der Gott liebt, ist auch Gott getreu, und wer Gott getreu ist, kann dem Nächsten nicht untreu werden.

Eine christliche Dienstmagd ist daher ein großes Glück für eine Familie und sollte stets mit aller Liebe und Güte behandelt werden.

172. Der Klügste gibt nach.

Herr Gutmann sah auf einem Spaziergange in einem Hohlwege zwei Fuhrleute sich einander entgegen fahren. Auszuweichen war auf keiner Seite möglich, und doch fuhren beide so aufeinander los, als wenn keiner von dem andern etwas wüßte. „Es soll mich einmal wundern, wo das hinaus will", dachte der Spaziergänger: „Da wird es einmal einen Streit absetzen, wenn es nicht zum Prügeln kommt." Wie gedacht, so geschah's! Jetzt standen die Pferde mit ihren Köpfen dicht vor einander, und es erhob sich folgender Wortwechsel:

Kaspar. Warum weichst du nicht aus?

Melchior. Hm! Warum weichst du nicht aus?

K. Ich habe es nicht nöthig.

M. Ich auch nicht.

K. Du sahst ja, daß ich gefahren kam!

M. Du hast das auch von mir gesehen.

K. Ich will dich bald Ordnung lehren (indem er nach der Hacke greift und sie drohend in die Höhe hebt)!

M. Nun, ich thu' es nicht!

K. (indem er die Hacke sinken läßt.) Nun, so weich ich aus. „Huf zurück!" — und damit hatte der Streit ein Ende.

Herr Gutmann erzählte dies in einer Gesellschaft von Kindern, die recht herzlich über den drolligen Fuhrmann lachten, der sich anfangs so böse stellte und auf einmal so auffallend nachgab. „Aber welchen haltet ihr für den Klügsten,“ fragte Gutmann. „Ei, den, der nachgab,“ war die Antwort. „Merkt euch das hübsch,“ fuhr Gutmann fort: „es kann euch begegnen, daß ihr unvermuthet Anlaß zu Zank und Streit bekommt; dann denkt an das „„Huf zurück!““ und gebt lieber nach, als daß ihr steif auf eurem Kopfe beharret und euch Verdruß und Schaden zuziehet.“— „Soll man denn allezeit nachgeben?“ fragte Fritz. „Ja,“ versetze Gutmann, „so lange es Pflicht und Gewissen nicht verbieten. Wenn aber Jemand von dir Etwas verlangt, was wider die Tugend und die guten Sitten ist, dann mußt du es standhaft verweigern. In den meisten Fällen aber, wo viele Menschen streiten, könnten sie nachgeben, ohne gegen Rechtschaffenheit und wahre Ehre anzustoßen.“ (Sprüchw. XX. 3.)

„Huf zurück!“ so sprach der Fuhrmann da,
Weich dem Streiter klug nachgiebig aus.
Kommt zum Streite Jemand dir schon nah,
Denk an's „Huf zurück!“ und weich ihm aus.

173. Der feurige Mann.

Ein Mann war eines Nachmittags in ein, etliche Stunden von seiner Heimath entlegenes Dorf gegangen, um einige Geschäfte dort zu besorgen. Da er sich etwas verspätet hatte, so wurde er gleich am Anfange seiner Heimreise von einer schwarzen Nacht überrascht, und er wanderte schnellen Schrittes und in Gedanken über seine Geschäfte vertieft der heimathlichen Hütte zu. Als er ungefähr die Hälfte seines Weges zurückgelegt hatte, da wurde er auf eine sehr unangenehme Weise aus seinem Nachdenken aufgeschreckt. Er blickte nämlich etwas auf die Seite und gewahrte in einer Hecke, dicht am Wege — denkt euch sein Entsetzen — er gewahrte einen von Kopf bis zu

Füßen ganz feurigen Mann. Bestürzt blieb unser Wanderer stehen und schaute mit bangem Blicke auf die grausige Erscheinung hin. Aber je mehr er sie ansah, desto furchtbarer ward sie: das Gespenst sprühte Feuer aus seinen Augen, und sein weiter, flammender Rachen sperrte sich auf, bereit, unsern Mann alle Augenblicke zu verschlingen. Todesangst ergriff den Mann; sein Blut erstarrte in seinen Adern, und es lief ihm eiskalt durch alle Glieder. Was war aber zu thun?

„Wenn der Unhold nichts Gutes im Sinne hat und dir einen bösen Streich spielen will," dachte der Mann, „so kannst du ihm nicht entrinnen; magst du vor- oder rückwärts eilen, so wird er dich gleich bei dem Kittel anpacken und dir den Garaus machen. Jedenfalls," sagte er zu sich selbst, „kann es mir nicht ärger gehen, wenn ich mich versichere, womit ich es eigentlich zu thun habe; muß ich das Leben hier lassen, so will ich doch wenigstens sterben als ein Mann von Herz." Nach dieser Ueberlegung faßte sich der Mann, empfahl Gott seine Seele und trat — freilich nicht ohne banges Herzklopfen — zur furchtbaren Erscheinung hin, und auf einmal sah er anstatt eines feurigen Mannes — was meint ihr wohl? — einen alten, faulen Eichenstamm. — Ihr wißt nämlich, liebe Kinder, daß faules Holz in der Dunkelheit wie Feuer leuchtet. — Die Angst und der Schrecken hatten die Einbildungskraft des Mannes so gewaltig aufgeregt, daß sie ihm den leuchtenden Eichenstamm als ein so furchtbares Gespenst vormalte.

Der Mann mußte nun selbst über seine thörichte Furcht lachen und ging wieder ruhig seinen Weg fort nach Hause. Seit dieser Zeit nahm er sich vor, erst die Dinge zu prüfen, ehe er sich von denselben in Schrecken setzen lasse, und gewöhnte sich seither an jene ruhige Ueberlegung und Besonnenheit, die dem Menschen im Leben so viele Unannehmlichkeiten erspart und ihm so manche wirkliche Vortheile zusichert.

174. Der alte Krieger.

Ihr Leutchen, hört! Es lebt' einmal
Auf seinem Rittergute
Ein alter, biedrer General,
Ein Mann von edlem Muthe.
Und helfen und trösten, erfreuen und geben —
Dies war ihm die einzige Freude im Leben.
Ihm starb sein Sohn, da nahm der Mann
Ein armes Fräulein Bäschen
Aus Menschlichkeit zur Tochter an; —
Die trug sehr hoch das Näschen:
Sie liebte das Gold nur, nur Perlen und Ringe
Und and're dergleichen vergängliche Dinge.
„Kind," sprach einmal der graue Held,
„Du machst mir wenig Freude,
Du liebst nur Tand und Putz und Geld,
Und hassest arme Leute.
Du siehst es, ich alt're und werde bald sterben;
Drum bess're dich, bess're dich, willst du mich erben.
Doch hör'! jetzt reis' ich über Land;
Ich will — hier steht die Kasse —
Daß niemals man mit leerer Hand
Den Dürftigen entlasse.
Doch jeden ehrwürdigen, alten Soldaten
Beschenke mir, hörst du? mit einem Dukaten."
So ritt er fort. Im Abendlicht
Hinkt über die Schloßbrücke,
Die Bärenmütz tief im Gesicht,
Ein Kriegsmann an der Krücke;
Der ehrliche Alte schien nahe dem Grabe,
Und flehte um eine mildherzige Gabe.
„Pack dich!" fuhr ihn das Fräulein an,
„Betrunk'ner Bärenhäuter,
Du alter, unverschämter Mann,
Mit deiner Krücke weiter;
Sonst laß ich, du Tagdieb, mit Hunden dich hetzen,
Die mögen dann tüchtig den Balg dir zerfetzen."
„Ha," rief der Mann mit einem Mal
Mit Augen voller Blitze,
„Sieh her! ich bin der General —

Hier liegen Krück und Mütze.
Ich wollte dein Herz nur, mein Bäschen, erproben,
Doch kann jetzt der Vetter das Bäschen, nicht loben:
  Du kannst nicht meine Erbin sein.
Du sollst mir ohne Säumen, —
Und da hilft weder Fleh'n noch Schrei'n —
Die Nacht das Schloß noch räumen.
Denn wer sich nicht annimmt der leidenden Armen,
Verdienet, beim Himmel! auch selbst kein Erbarmen."

175. Die zwei Wanderer.

Zwei Wanderer zogen gemeinsam über Land. Und als sie unterwegs in einer Herberge ausruhten, erscholl plötzlich ein Geschrei, es sei eine Feuersbrunst im Dorfe. Da sprang der eine Wanderer auf, warf Stab und Bündel von sich, um eilends zu helfen; der andere aber hielt ihn zurück und sprach: „Weßhalb sollen wir hier verzögern? Sind nicht Hände genug zum Helfen? Was kümmern uns die Fremden!" Aber jener hörte nicht auf die Reden, sondern lief hinaus zu dem brennenden Hause; nun folgte der andere langsam, und stand und sah zu von ferne. Vor dem brennenden Hause aber stand eine Mutter wie erstarrt, und rief: „Meine Kinder! meine Kinder!" Als der Fremdling Solches hörte, sprang er in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken, und die Flamme schlug um ihn her und über ihm zusammen. Das Volk aber rief: „Der ist verloren!" Als man aber eine Weile harrete, siehe, da trat er hervor mit versengtem Haare, und trug zwei Kindlein auf den Armen, und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Mutter und fiel dem Fremdlinge zu Füßen; dieser aber hob sie auf und tröstete sie, und unterdessen stürzte das ganze Haus zusammen. — Als nun sein Gefährte sagte: „Wer hieß dich doch ein so kühnes Wagestück beginnen?" antwortete er: „Der Herr des Feuers, der auch des Hauses Herr und der Kinder Vater und Mutter ist, der hat mir's in meinem Herzen befohlen."

176. Der arme Musikant und sein Kollege.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volk strömte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Gering freuten sich dort ihres Lebens; und es kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten.

Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der Etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklichen Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Maule hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und fidelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur einmal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine große Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten

Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergange, wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte, und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich Alles fruchtlos blieb, und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein, und stützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war aber, als wenn die Thränen wie siedend heiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er hinzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir die Geige ein Stündchen."

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm die Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt ihr das Geld, und ich spiele."

Da fing er denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilirten Engelstimmen in der Geige und dann wieder, als klagten Töne schweren Leids aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen, und sahen den stattlichen Herrn an, und horchten auf die wundervollen Töne; Jedermann sah's, der Mann geigte für den Armen, aber Niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer.

Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, Jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter," riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte that's, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in einen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere schallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser! rc." über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oesterreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schooß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort. „Wer war das?" rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl: es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher

welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen."

Der Herr hielt seinen Hut hin, und auf's Neue flogen Sechsbätzener in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als dann der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!"

„Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk.

Und der Invalide faltete die Hände und betete:

„Herr, belohne du's ihm reichlich."

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben war, der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

177. Der gerettete Handwerksbursche.

Ein Handwerksbursche ging unweit Preßburg in Ungarn in der grimmigsten Kälte, mit seinem Bündel auf dem Rücken, über die Haide. Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe waren zerrissen. Ach, da fror es ihn sehr. Er weinte, und die hellen Thränen froren ihm auf den Augenwimpern. „Lieber Gott!" seufzte er, „weit und breit kein Dorf und keine Stadt, nicht einmal eine Köhlerhütte. Ich werde erfrieren, ach, was wird meine arme Mutter anfangen! — Mein Vater ist schon todt, dann hat sie Niemanden mehr, der für ihren Unterhalt sorgt!" Er wollte laufen, um sich zu erwärmen; aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf sein Bündel und schlief ein. — Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn starr da liegen; da er indeß noch einige Lebenszeichen an ihm merkte, ritt er schneller und zeigte es unter dem Thore der nächsten Stadt an. „Was hilft's? bis wir hinaus kommen, ist er längst todt," sagten die Gefühllosen.

Ein armer Taglöhner aber, welcher gerade in der Wachtstube war, sich zu erwärmen, hörte es, und ihm brach das Herz vor Mitleid. Ohne ein Wort zu sagen, eilte er auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in das nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit sich in die Stadt und theilte sein Holz und seinen Tisch, obgleich er selbst nicht viel hatte, mit ihm so lange, bis letzterer im Stande war, weiter zu reisen.

178. Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolff die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf See'n und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke d'rüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?"

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!"

Hoch auf den fernen Ufern stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich;
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?

Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —
  Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.
  „Halloh, halloh, frisch auf, gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und den Wind.
  Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.
  Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe, der Nachen war allzuklein,
Um Retter von allen zugleich zu sein.
  Und dreimal zwang er seinen Kahn!
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —
  Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an mein schönster Sang?

Der Bauer wagt' ein Leben d'ran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf seiu Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut!

„Hier", rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
Hier ist dein Preis! komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nich feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solchen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

179. Die Rache des Redlichen.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr, kam Semnon, der alte Fischer, aus dem entblätterten Haine zurück; mühsam wankte er den beschneiten Pfad vor dem Hause Ithamars, des Jägers, vorbei, und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber. „Halt, Alter!" rief jetzt der Jäger, und sprang wild aus seiner Wohnung heraus: „wo hast du das Holz her? Das Holz ist nicht dein; du hast mir's entwendet!" Semnon erschrack. „Jäger, ich habe Nichts entwendet", stammelte er.

Ithamar. Lüge mir Nichts vor, Alter! Gestern erst fällte ich Holz, drüben im Walde liegt es; von diesem nahmst du's! Her damit!

Semnon. Nein, Jäger! ich hab' es gesammelt, Reis für Reis, redlich und recht.

Ithamar. Du lügst, alter Graukopf! Her damit!

Semnon. Seht nur, es sind ja lauter kleine dürre Reiser, die ich zusammentrug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand.

Ithamar. Entwendet hast du's! Was will ich deiner Lügen?

Da riß er dem Greise ungestüm die Bürde vom Rücken und warf sie über die Brücke hinab, dem Strom zum Spiele. „Nun ist der Streit zu Ende!“ sagte er höhnisch, und trabte wild in das Haus. Semnon sah ihm wehmüthig nach, und wankte nassen Blicks von dannen.

Nach einigen Tagen wurde die Luft wärmer. Der Eisstoß ging. Da schwammen die Stücke mächtig heran und bäumten sich krachend an den Jochen empor. Schollen zerborsten zu Schollen und Trümmer zu Trümmern. Eisstöße sammelten sich sträubend zu Haufen, und stemmten sich und schwellten die Wasser des reißenden Stromes.

Da kam Chalisson, Ithamar's Sohn, aus der Stadt und wollte über die Brücke wandern. Aber er bebte unschlüssig und erschrocken zurück, als er die Schauderscene sah. Semnon selbst, der eben in der Gegend einen Kahn zimmerte, mißrieth ihm, sein Leben in die Todesgefahr zu wagen. Ithamar sah's. „Komm hurtig herüber!“ rief er trotzig: „Die Brücke wird eben nicht brecheu; weiß Gott, zu was dich sonst der alte Haderer noch verleiten würde! Komm herüber!“

Chalisson lief. Stoß auf Stoß auf die Brücke. Er wankte. — — Noch ein Stoß. Jetzt fiel er nieder. — — Nun wieder einer. — — Da sank die Brücke und stürzte in das Wasser und der Knabe mit. Wie wüthete da der Vater drüben, wie jammerte Semnon, der Greis, herüber! Fürchterlich heulte im Flusse der Knabe und schrie um Hülfe. An einem Balken angeklammert, bald vom Eise erdrückt, riß ihn der Strom hin. Untröstlich lief der Jäger am Gestade umher, stampfte den Boden, und schrie, und rang muthlos die Hände. Wie konnte er hoffen, daß der Fischer den Unglücklichen retten würde?

Aber Semnon mit den Silberhaaren sprang beherzt in seinen Kahn, und zwang ihn muthig durch die Schollen und durch die Tannenbalken der Brücke, riß den Knaben aus dem Strudel, und brachte ihn glücklich zum Vater an's Land. „Hier geb' ich dir deinen Sohn zurück“, sagte er liebreich mit einem Tone, der selbst Wölfe bezähmt hätte: „sieh, er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken.“ Ithamar getraute sich nicht, die Augen aufzuschlagen, und stand lange beschämt und stumm da. „Vergib, redlicher Greis!“ sprach er endlich, zu sehr gerührt und mit einem Strome von Zähren, die ihm wider Willen die rauhen Wangen herabstürzten: „vergib mir mein hartes Betragen!“

„Was soll ich dir vergeben?“ erwiderte Semnon mit freundlicher Miene: „habe ich mich denn nicht eben genug an dir gerächt?“

Ithamar. „Also war Wohlthun deine Rache, beleidigter Mann? — — Gott! rächt sich der Redliche so?“

180. Der Papst Sixtus V.

Bei einem Dorfe in der Markgrafschaft Ankona lebten ein Paar arme Bauersleute; die hatten einen Sohn, der hieß Felix. Dieser Knabe hatte zwar einen guten Verstand; weil er aber sehr arm war, mußte er die Schweine im Felde hüten.

Felix wurde von seinen Eltern immer angehalten, gegen Jedermann gefällig, zuvorkommend und freundlich zu sein. Die andern Knaben im Dorfe verachteten aber den Schweinehirten und waren grob.

Als Felix eines Tages seine Herde hütete, kam des Weges ein Barfüßermönch, der durch den Wald einen Wegweiser begehrte. Weil es aber schlechtes Wetter war, so sagten die andern Knaben mit ihrer gewöhnlichen Grobheit: „Nein, ich gehe nicht!“ Da sprang Felix hervor, grüßte freundlich und bot sich zum Wegweiser an.

Da der Mönch unterwegs aus den klugen Antworten des Knaben einen guten Verstand wahrgenommen, hat er ihn mit sich in sein Kloster geführt und mit Bewilligung seiner Eltern in seinen Orden aufgenommen.

Felix studirte sehr fleißig, und ungeachtet er bald einer der gelehrtesten von allen Mönchen wurde, erhob er sich doch nicht mit Stolz, sondern blieb demüthig, höflich und dienstfertig. Dies machte, daß Alle, die ihn kannten, ihn lieb gewannen, und so wurde er von einer Ehrenstelle zur andern erhoben, bis er sogar Bischof und zuletzt Kardinal wurde. Endlich da der Papst starb, wurde er einhellig am 24. April 1585 zum Papste erwählt. Und er hat unter dem Namen Sixtus V mit großem Ruhme regiert.

Diese Geschichte lehrt, wie oft ein kleiner Umstand unser Glück machen kann, und wie die Höflichkeit das erste Mittel ist, sich unter den Menschen beliebt zu machen. Höflichkeit besteht aber vornehmlich darin, daß man gegen Jedermann freundlich ist, alle unanständigen Reden meidet, und sich zu jeder Zeit und Gelegenheit bereitwillig finden läßt, an Dienstfertigkeit alle Andern zu übertreffen.

181. Liebevolles Betragen gegen Andersglaubende.

In der egyptischen Wüste, die von vielen rechtgläubigen Vätern bewohnt war, lebte auch, wiewohl weit von ihnen entfernt, in einsamer Zelle ein Irrgläubiger; er war von der Sekte der Manichäer, die auch ihre Priester und Einsiedler hatten.

Der Manichäer wollte eine Reise machen, verirrte sich in der Wüste, ward von der Nacht überfallen, und gelangte endlich zur Zelle eines der rechtgläubigen Väter.

Er stand lange vor der Thüre, unentschlossen, ob er es wagen sollte, um eine Nachtherberge zu bitten. Allein die ungestüme Witterung und die Furcht vor den wilden Thieren, deren Gebrüll er vernahm, ließen ihm keine Wahl; schüchtern und leise klopfte er an.

Der Rechtgläubige öffnete die Thüre, erkannte in ihm sogleich den berüchtigten Irrgläubigen, nahm ihn aber dennoch freundlich auf, führte ihn in die Zelle, setzte ihm von Allem, was er in seinem kleinen Vorrath an Lebensmitteln hatte, reichlich vor, betete mit ihm zu Tische, aß mit ihm, und bereitete ihm ein bequemes Lager zur Nachtruhe.

In der Nacht dachte der Manichäer bei sich selbst: „Dieser Mann kennt mich wohl; er hält mich für einen Irrgläubigen und doch ist er so liebreich gegen mich! Bei den Unsrigen wäre er wohl nicht so gütig aufgenommen worden. Er ist wahrscheinlich ein Diener Gottes, er zeigt es durch die That. Die Liebe ist ja das sicherste Kennzeichen der wahren Jünger Jesu, das Jesus selbst angegeben hat.“

Am Morgen fiel der Irrgläubige seinem Bewirther zu Füßen und sprach zu ihm: „Nun bin ich auch deines Glaubens; laß uns Freunde sein!“ Sie wurden Freunde, besuchten sich sehr oft, und waren allemal selig in Gott.

So ward durch Liebe eine Seele gewonnen, die durch Lieblosigkeit und hartes Betragen in ihrem Irrthume wäre bestärkt worden.

182. Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben, trotz ihrer gelben Vögel, doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann Nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Ist draußen Wind oder schnauft der Nachbar so?“—Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagsessen aufhörte und wo das Abendessen anfing. Nach dem Abendessen legte er sich in's Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein großer Getreidesack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man ihn aber selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Eimer voll Tränkchen, und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm Nichts, denn er befolgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Tausend, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll „leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen „für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzte, der 100 Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Wege wo er sich nur sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart', dich will ich bald geheilt haben.“ — Deßwegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen sein, wenn ihr folgen wollet. Ihr habt ein böses Thier im Bauche, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm, und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz

entzwei. Für's andere dürft ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Abends ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch Nichts mehr anzumessen, wohl aber der Tischler. Das ist mein Rath, und wenn ihr ihn nicht befolgt, so hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer schreien. Thut, was ihr wollt!" — Als der Kranke so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel wichsen und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte.

Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel lange nicht mehr so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief." Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sprach; „Jetzt erzählt mir denn doch einmal von Grund aus, was euch fehlt!" Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob Nichts, und wenn ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem guten Rath gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Einer im Leibe, daher müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnet ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremde sagte: „Herr Doktor, ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' euch wohl," und ist nachher dem Rathe gefolgt, und hat 87 Jahre, 4 Monate, 18 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dukaten zum Gruße geschickt.

183. Die Macht des Gewissens.

Meinst du, es bliebe gar verborgen,
Was du bei Nacht und Nebel gesponnen;

Wie fein es ist, ans Licht der Sonnen
Durch Nacht und Nebel bringt's der Morgen.

Ein Diener hatte seinen Herrn, einen holländischen Juwelier, auf der Reise hinterrücks erschossen, und den Leichnam des Ermordeten in einen abgelegenen Sumpf versenkt. Er bemächtigte sich des Geldes und der Juwelen, die jener bei sich geführt hatte, schiffte sich mit seinem Schatze nach England ein, und wählte daselbst, unter fremdem Namen, eine kleine Landschaft zu seinem Aufenthalte.

Hier fing er gar geschickt und vorsichtig erst im Kleinen an, einen Handel zu treiben, den er nach und nach vergrößerte, daß Jedermann seinen Reichthum für den Erwerb seines Fleißes halten mußte; er heirathete aus einer reichen und angesehenen Familie, und weil er sich übrigens im Handel und Wandel als einen rechtlichen, höchst ehrenhaften Mann bewies, ward er endlich zum Mayor der Stadt und zum Vorsitzer bei den Gerichtsverhandlungen gewählt.

Auch dieses Amt verwaltete er zur größten Zufriedenheit seiner Mitbürger; aber in und mit sich selbst konnte er durchaus nicht zufrieden werden. Vergebens, daß er einen großen Theil seines Vermögens zu Wohlthaten verwendete: sie gewährten ihm nur Ruhm vor den Leuten, aber keine Ruhe im Gewissen. Grade in solchen Augenblicken, wo ein Anderer sich seines Lebens freut, trat ihm das gräßliche Bild jener unseligen Stunde am lebhaftesten vor die Seele: der blutende Leichnam seines Herrn, und das öde Grab im Sumpfe. Je glücklicher er in seiner Lage hätte sein können, um desto ängstlicher fürchtete er jene andere Stunde, die noch kommen sollte, die Stunde der Rechenschaft, — die Stunde der Entdeckung. Und sie kam; sie kam durch ihn selbst.

Einstmals hatte er den Vorsitz im Gerichte zu führen über einen Menschen, der seinen Herrn ermordet haben sollte; die Zeugen waren verhört, die Schuld erwiesen, die Beisitzer des Gerichtes hatten einstimmig der Reihe nach ihr „Schuldig“ über ihn ausgesprochen. Jetzt war es an ihm, dem Vorsitzer, das Todesurtheil zu verkündigen. —

Alles schwieg und war auf diesen Augenblick gespannt. Es war ein fürchterlicher Augenblick, als ihm die Stimme versagte, als er von seinem Gewissen überwältigt, sich dennoch erhob, um einen Menschen zu verurtheilen, mit dem er selbst in gleicher Schuld und Verdammniß war. Er ward blaß und bleich, wie das Bild des Todes; er zitterte und sank ohnmächtig in seinen Stuhl zurück, dann plötzlich ermannte er sich wieder, stand auf und stellte sich neben den Angeklagten. Nun erst kam ihm Besinnung und Sprache wieder.

„Ihr sehet hier", sagte er, „ein Beispiel der gerechten Rache des Himmels; dreißig Jahre lang habe ich geheuchelt und mein Verbrechen und die Höllenangst in meinem Herzen zu verhehlen gewußt."

„Wehe, wehe über mich, daß ich es so lange vermocht habe!"

Und nachdem er vor den Richtern und der ganzen Versammlung sein Verbrechen offen und mit Darlegung aller Umstände bekannt hatte, fuhr er fort:

„So habe ich denn dreißig Jahre lang mit mir gerungen und mein Gewissen durch gute Werke zu beschwichtigen gesucht; umsonst! — In diesem Augenblick, wo ich über mein Verbrechen an diesem Manne hier das Todesurtheil aussprechen soll, hat mir Gott den einzigen, letzten Weg zur Rettung gewiesen. Länger darf ich ihm nicht widerstreben; ich fühle, daß ich seine Gnade dadurch auf immer und ewig verlieren würde. Demnach bezeuge ich vor Gott, dem Allmächtigen und Allgegenwärtigen, und vor dieser ganzen Versammlung, daß ich des absichtlichen Mordes schuldig bin an meinem Herrn, wie dieser hier, und daß ich hier stehe, mit ihm die gleiche Strafe zu erleiden."

Alle Richter, alle Anwesenden waren außer sich vor Erstaunen. Einige seiner Freunde wollten ihn für wahnsinnig erklären; aber der Zusammenhang seiner Rede bewies das Gegentheil. Andere wollten für ihn, nach einem dreißigjährigen unsträflichen Lebenswandel, das Recht der Verjährung in Anspruch nehmen; er aber blieb standhaft auch

gegen diese Versuchung und bat um sein Urtheil als um eine Gnade; er flehte um Gotteswillen. Es ward ihm gewährt. — — Die Thränen der Richter, die ihn verurtheilen mußten, die Thränen seiner Freunde, der Armen, die ihren Wohlthäter auf seinem letzten Gange nicht lassen wollten, erleichterten ihm die schwere, bange Stunde des Todes. Er starb in Zuversicht auf Gottes Gnade, die sich auch des Sünders erbarmt, wenn er Buße thut mit reuevollem Herzen.

Die Strafe macht dich, Kind, frei vom Gefühl der Schuld,
Drum straft dich nicht der Zorn des Vaters, sondern Huld.

184. Trost in Jesu.

Wenn dich Menschen kränken
Durch Verrath und Trug,
Dann sollst du gedenken,
Was dein Herr ertrug.

Kommen trübe Tage,
Sieh allein auf ihn;
Freundlich, ohne Klage,
Geh' durch Dornen hin!

Wird dir's immer trüber,
Nagt dich inn'rer Schmerz,
Hab' ihn immer lieber,
Drück' ihn an dein Herz.

Machen deine Sünden
Dir das Leben schwer,
Suche ihn zu finden!
O, er liebt dich sehr!

Quält dich heimlich Sehnen,
Tief' verschwieg'nes Weh,
Sprich zu Gott mit Thränen:
„Herr, dein Will' gescheh'!“

185. Von den Engeln.

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie schön die guten Engel sind!
Sie sind so hell von Angesicht,
Als Erd' und Himmel und Frühlingslicht,
Sie haben Augen, gar blau und klar,
Und ewige Blumen im lockigen Haar.
Und ihre raschen Flügelein,
Die sind von silbernem Mondenschein.
Bei Tag und bei Nacht
Schweben die Englein in solcher Pracht.
Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,

Wie die Englein fliegen leis und lind!
So leis, als der Schnee vom Himmel fällt,
So leis, als der Mond zieht über die Welt,
So leis, als der Keim aus der Erde sprießt,
So leis, als der Duft durch die Lüfte fließt,
So leis, als vom Baume weht ein Blatt,
So leis, wie das Licht über Land und Stadt;
  So leis und lind
Fliegen die Englein, mein liebes Kind!
  Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wozu die guten Englein sind!
Wo ein Armer betet in seiner Noth,
Da bringen sie in das Haus ihm Brod;
Wo beim kranken Kinde die Mutter wacht,
Da nehmen des Kindleins sie in Acht,
Und wo in Gefahren ein Guter schwebt,
Wo Jemand weinet, Jemand bebt,
  Dahin geschwind
Gehen die Englein, mein liebes Kind!
  Und willst du, mein Kind, die Englein seh'n,
Das kann auf der Erde wohl nicht gescheh'n;
Doch wenn du hier lebest fromm und rein,
Wird stets ein Englein um dich sein,
Und wenn sich dereinst dein Auge bricht,
Du nicht mehr erwachst zum Tageslicht,
Dann wirst du ihn schau'n: er winkt dir still,
Dann folg' ihm, wohin er dich führen will:
  Im Himmelsschein
Wirst du dann selber ein Engel sein!

186. Sankt Augustin.

Es ging einmal Sankt Augustin am Meersgestade her und hin; das Wesen Gottes, unsres Herrn, wollt er erforschen gar zu gern und es dann bringen in ein Buch. Er kannte jeden Bibelspruch, drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.

So wallt' er sinnend hin und her und meint wohl schon im eitlen Wahn, ihm sei der Himmel aufgethan. Auf einmal wird sein Aug' gewahr, ein Knäblein, schön und wunderbar; es macht ein Grüblein in den Sand und bückt sich

dann hinab am Strand, und schöpft vom Meer das Wasser d'rein mit einer Muschel, weiß und fein.

„Du lieber Knab', was machst du da?" fragt Augustin. — „Du siehst es ja! Zum Zeitvertreibe fass' ich mir die See in dieses Grüblein hier." Der Heil'ge lächelt: „Dieses Spiel, mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel." „Ei!" sagt der Knab', „wer das nicht kann, der bleibe hübsch auf seiner Bahn. Viel ist dem Herzen offenbar, doch wird es dem Verstand nicht klar." Und flugs, da schießt ein Flügelpaar dem Knaben an, und wie der Aar schwebt er empor im Sonnenlicht. Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht: „Der Knab' hat Recht: Des Menschen Sinn kann über Zeit und Raum nicht hin. Wer wandelt fromm und ohne Trug, der weiß vom lieben Gott genug."

187. Das Brod des heiligen Jodokus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit, kam einst der Herr vor Sankt Jodokus Thür, in ärmlicher Gestalt, und bat um Brod.

„Gib," sprach Jodokus, „gib ihm, guter Schaffner!" „Herr," sprach der Schaffner, „nur ein Brod ist übrig: was bleibt denn dir und mir und unserm Hunde?" „Gib immer!" sprach der Abt. „Der Herr wird sorgen."

Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte mit Fleiß, und schnitt genau das eine Brod in vier ganz gleiche Stücke, reichte eins dem Bettler hin, und sprach nicht allzu freundlich: „Eins dir, eins mir, dem Abt eins, eins dem Hunde!" Jodokus lächelt', und der Bettler ging.

Nicht lang', und in noch ärmlich'rer Gestalt kam abermals der Herr, und bat um Brod. „Gib," sprach Jodokus, „gib mein Stücklein ihm! Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und noch verhungerter erschien zum dritten mal der Herr, und bat um Brod. „Gib," sprach Jodokus, „gib dein Stücklein ihm! Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Nicht lang' — und lahm, blind, nackt und bloß erschien zum vierten mal der Herr, und fleht' um Brod. Jodokus sprach: „Gib ihm des Hundes Stücklein! Der Herr wird sorgen, der die Raben speist."

Der Schaffner gab das Stück. Der arme ging, und eine Stimm' erscholl: „Groß ist dein Glaube, du deines Meisters echter Jünger, groß; und wie du glaubtest, so soll dir geschehen!"

Der Schaffner trat an's enge Fenster; schau'! da landeten im nahen

Fluß vier Schifflein mit Brod und Obst und Oel und Wein befrachtet.
Der Schaffner eilte freudig an den Strand. Von Menschen fand er keinen, fand dafür am Ufer eine weiße Flagge weh'n, woran in Goldschrift diese Worte flammten:
„Vier Schifflein sendet, der die Raben speist, dem Abt, der heute viermal ihn gespeiset: ihm eins, dem Schaffner eins und eins dem Hunde; das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft."

188. Sankt Nikolaus.

„Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." Math. 22, 39.

Sankt Nikolaus war ein Bischof; aber er predigte nicht bloß und verrichtete nicht bloß die Geschäfte am Altare, sondern er half Allen, welche der Hülfe bedurften.
Einst ging er am Ufer des Meeres, und sah da eine arme Frau, welche mit ihren drei Kindern Muscheln auflas, um damit ihren Hunger zu stillen. Die Kinder aber waren zu weit gegangen und versanken plötzlich in ein tiefes Loch; ihr Jammergeschrei und das der Mutter erfüllte die Luft; aber außer dem Bischof war Niemand in der Nähe, und dieser konnte nicht schwimmen. Allein der fromme Mann wollte helfen, und wenn es sein eigenes Leben kostete. Im Namen Gottes stürzte er sich in das Wasser, und war so glücklich, ein Kind nach dem andern herauszuziehen. Gott hatte ihn gestärkt, daß er auch ohne vorherige Uebung schwimmen konnte.
Ein ander Mal fuhr Sankt Nikolaus auf einem Schiff. Es entstand ein heftiger Sturm, und die Wellen schlugen bis in das Fahrzeug. Da verzagten die Schiffer, und weil sie sich doch für verloren hielten, so wollten sie nicht mehr arbeiten. Aber der heilige Nikolaus faßte ein Ruder und befahl auch den Uebrigen, wieder zu rudern. „Wenn wir das Unsrige thun," sprach er, „so wird Gott helfen. Laßt uns beten und arbeiten." Und die Schiffer thaten, wie er befohlen hatte, und das Schiff mit Allen, die darin waren,

wurde gerettet. Seitdem rufen die Schiffer, wenn sie in Noth kommen, den heiligen Nikolaus um Beistand an.

Einst war Hungersnoth in der Stadt und der ganzen Umgegend. Es war kein Brod mehr zu bekommen, und wenn man eine Hand voll Geld dafür gegeben hätte. Da wollte das Volk verzweifeln, und sie sprachen zu dem Bischof: „Siehst du, daß Gottes Hülfe ausbleibt.“ Sankt Nikolaus aber nahm ein Schifflein, und fuhr so lange, bis er in ein Land kam, wo es mehr geregnet hatte, und wo Getreide im Ueberflusse gewachsen war. Dort sah er einen Bäcker an seinem Laden stehen. „Lieber Mann,“ sprach der Bischof, „habt ihr wohl so viel Getreide, um ein Schiff damit beladen zu können?“ „O ja,“ antwortete der Bäcker, „wohl noch mehr.“ „O dann erbarmt euch um Christi Willen, und bringt ein Schiff voll Getreide in meine Stadt, wir sterben sonst Hungers.“ Der Bäcker ließ sich rühren, und versprach so schnell als möglich, das Schiff zu beladen. „Aber, was ihr von Backwerk im Laden habt, das gebt mir, damit ich nach Hause eile, und es den hungrigen Kindern bringe; die Erwachsenen können warten, bis das große Schiff kommt.“ Der Bäcker gab ihm zwei Körbe voll Wecken, Bretzeln, Brödchen und was er nur hatte; und Sankt Nikolaus ruderte nun auf's schnellste nach Hause.

Da kann man sich die Freude vorstellen, mit welcher ihm die Kinder auf der Straße entgegen liefen, und seine Gaben empfingen. Seitdem ist es gebräuchlich, daß man am Sankt Nikolaustage den artigen Kindern Etwas schenkt. Die unartigen aber erhalten eine Ruthe.

189. Das Himmelsmahl.

Frühmorgens singet Bernhard die Messe am Altar, ihm dienen sie zwei Knaben, die blicken hell und klar.

Und ist die Meß' gesungen, dann macht mit frommem Mund den Kindern heil'ge Lehren der gute Bruder kund.

Mit Brod und süßem Honig beschenkt er sie zum Lohn, und wie er kam, so geht er, still betend dann davon.

Wenn nun ihr Mal sie aßen beim Muttergottesbild, dann stieg gar oft hernieder das Jesuskindlein mild.

Sie lachten ihm entgegen. Sie theilten Alles gleich, sie küßten sich und spielten und waren freudenreich.

Da dünkte ihnen einmal: „Ei, könnt' es denn nicht sein, daß uns auch Etwas brächte das kleine Jesulein."

„O liebes Jesulein! Ei laß auch uns einmal von deinem Honig kosten und theil' mit uns dein Mahl."

Das Jesulein sprach freundlich: „Gar gerne mag es sein, ich lad' euch mit dem Bruder zu meinem Vater ein."

„Am Feste meiner Auffahrt, dann haltet euch bereit, daß ihr bei süßem Honig mir liebe Gäste seid."

Als Bernhard von den Knaben des Kindleins Wort gehört, da ward der fromme Bruder gar ernst in sich gekehrt.

Den Kindern warf er über ein weißes Linnenkleid, und hieß sie ernst erwecken im Herzen Reu' und Leid.

So trat am Auffahrtstage er singend zum Altar; es dienten ihm die Knaben wie Engel rein und klar.

Und als das heil'ge Opfer der Priester hielt empor, erschien das Kindlein Jesus in einem Engelchor.

„Nun kommt ihr lieben Gäste mit mir zum Himmelsmahl, der Tisch ist schon gedecket in meines Vaters Saal."

Da flogen auf drei Tauben, drei Seelen rein und weiß, die flogen mit den Engeln zum frohen Paradeis.

Und von dem Himmelsmahle sind sie nicht mehr gekehrt; es blieb auf Erden duftend ihr Leib ganz unversehrt.

190. Der heilige Martin.

Ein junger, edler Krieger ritt auf schnellem, muth'gem Rosse in Kriegesdienst mit scharfem Schritt nach einem fernen Schlosse. Bedeckt mit Schnee war Berg und Thal, vom Frost der Boden hart wie Stahl, mit Macht der Hufschlag schallte und weithin wiederhallte.

Der Nordwind pfeift durch Strauch und Ast, erfüllt mit weißen Flocken, saust in dem Helmbusch sonder Rast und um die gold'nen Locken; an Helm und Schild setzt Eis sich an, der dichte Purpurmantel kann, so reich er auch an Falten, kaum mehr den Frost abhalten.

Sieh da — ein armer, schwacher Greis, fast ohne Kleid und Decke,

sitzt auf dem Boden, hart von Eis, nächst der bereiften Hecke; und strecket — ach, daß Gott erbarm'! — den langen, nackten, hagern Arm laut flehend ihm entgegen, sein Mitleid zu erregen.

Der Ritter hält den Rappen an, von Mitgefühl ergriffen, und zieht, so schnell er immer kann, sein Schwert erst frisch geschliffen, theilt' seinen Mantel in zwei Stück' und reicht, mit Thränen in dem Blick, die Hälfte voll Erbarmen dem fast erstarrten Armen.

„Da, Alter", spricht der junge Held, „schütz' vor dem Frost dein Leben! Gern wollt' ich dir, hätt' ich noch Geld, den letzten Heller geben. Vertraue auf den lieben Gott, der rettet dich aus aller Noth! Leb' wohl, ich darf nicht weilen, die Dienstpflicht heißt mich eilen!"

Er gab dem schnellen Roß den Sporn und ritt vergnügt und heiter durch Berg und Thal und Busch und Dorn im halben Mantel weiter. Beinah' erstarrt sprengt er in's Schloß, doch ihn verlacht der Krieger Troß; nicht einen zählt die Rotte, der nicht des Mantels spotte.

So sehr man seine That verlacht — ihm macht das wenig Kummer; er geht, da es bald Mitternacht, zu laben sich am Schlummer. Doch schließet er die Augen kaum, so tröstet ihn ein holder Traum, der himmlisch ihn entzücket, und lebenslang erquicket.

Umstrahlt von wunderbarem Licht, von Engeln rings umgeben, die mit gesenktem Angesicht auf gold'nen Wolken schweben, sieht — unaussprechlich hold und schön — er seinen Herrn und Heiland steh'n, verklärt von Gottes Klarheit, voll Anmuth und voll Wahrheit.

Und sieh'! ein purpurroth Gewand des Heilands Leib umhüllet, das, unserm Krieger wohl bekannt, mit Freude ihn erfüllet; sein heit'rer, froh erstaunter Blick erkennt darin des Mantels Stück, das er auf seiner Reise geschenkt dem armen Greise.

„Seht!" spricht der Herr zur Engelschaar, und auf den Mantel deutet, „mit diesem Kleide hat fürwahr mich Martin heut' gekleidet; was er dem Armen dort gethan, nehm' ich als mir geschehen an! — Als Richter aller Welten werd' ich's ihm einst vergelten!"

191. Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied! Er ist der Gott der Stärke; hehr ist sein Nam', und groß sind seine Werke, und alle Himmel sein Gebiet.

Licht ist sein Kleid, und seine Wahl die beste; er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich, ein Meer von Seligkeiten, ohn' An-

fang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten; Herr aller Welt, wer ist dir gleich?

Was ist und war im Himmel, Erd' und Meere, das kennet Gott, und seiner Werke Heere sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist dir nah, du sitzest oder gehest; ob du an's Meer, ob du gen Himmel flöhest, so ist er allenthalben da.

Er kennt mein Fleh'n und allen Rath der Seele; er weiß, wie oft ich Gutes thu' und fehle, und eilt mir gnädig beizusteh'n.

Er wog mir dar, was er mir geben wollte, schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte, da ich noch nicht geboren war.

Nichts, Nichts ist mein, das Gott nicht angehöre. Herr, immerdar soll deines Namens Ehre, dein Lob in meinem Munde sein!

Wer kann die Pracht von deinen Wundern fassen? Ein jeder Staub, den du hast werden lassen, verkündigt seines Schöpfers Macht.

Der kleinste Halm ist deiner Weisheit Spiegel. Du, Licht und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel, ihr seid sein Loblied und sein Psalm!

Du tränkst das Land, führst uns auf grüne Weiden; und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden empfangen wir aus deiner Hand.

Kein Sperling fällt, Herr, ohne deine Willen; sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen, daß deine Hand mein Leben hält?

Ist Gott mein Schutz, will Gott mein Retter werden, so frag ich Nichts nach Himmel und nach Erden, und biete selbst der Hölle Trutz.

192. Christi Klage.

1. In jenen äußersten Stunden,
Nachts in des Oelberges Grunden,
Schwitzt Ich von Aengsten umwunden,

Ströme des Blutes für dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

2. Wie Ich von Geißeln zerschlagen,
Wunde an Wunde getragen,
Laß es von Engeln dir klagen,
Wie viele Wunden um dich!
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

3. Wies man Mir Scherben zum Throne,
Reicht' man Mir Dornen zur Krone,
Gab man ein Rohr Mir zum Hohne,
Ach! da gedacht Ich an dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

4. Fast von den Leiden erdrücket,
Peinlich von Dornen umstricket,
Unter dem Kreuze gebücket,
Schleppt Ich zum Berg Mich für dich!
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

5. Sieh, an das Holz angeschlagen,
Eiserne Nägel Mich tragen,
In einem Meere von Plagen
Wollte Ich sterben für dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

6. Sieh Mich im Tode verlassen,
Dutstend in Qualen erblassen,
Kannst du die Liebe erfassen,
Die Mich getödtet für dich?
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

7. Himmel und Erd' hat's durchdrungen,
Nacht hat die Sonne verschlungen,
Felsen sind bebend zersprungen,

Als Ich verschieden für dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

8. Was wär' zu thun noch geblieben,
Da ein unendliches Lieben
Mich bis zum Sterben getrieben?
Ließ auch die Mutter für dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

9. Bohrte ein Speer bis zum Grunde
Tief in das Herz mir die Wunde,
Quillt d'raus all' Tag' und all' Stunde
Wasser des Lebens für dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

10. Wie Ich am Kreuze in Leiden
Deiner gedacht bis zum Scheiden,
So auch nun herrschend in Freuden
Denk' Ich noch immer an dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

11. Habe im liebenden Streben
Mich dir zur Speise gegeben,
Will auch im ewigen Leben
Selber der Lohn sein für dich.
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an Mich.

193. Zum hl. Altarssakramente.

Eh' der Herr sich von uns trennte,
Gab er selbst zur Speise sich:
Sakrament der Sakramente,
Wir verehren kindlich dich.

Knie'n vor dir in heil'gem Beben,
Beten dich vertrauend an,
Eilen hin, durch dich das Leben,
Unsern Heiland, zu empfah'n!

In der Hostie willst du weilen,
Liebevoller Gottessohn!
Trost und Stärke uns ertheilen
Hier vor deinem Gnadenthron.
Willst sogar zum höchsten Segen
Kehren in die Herzen ein,
Führen uns auf Gottes Wegen,
Ganz mit uns vereinigt sein.
Nichts soll uns von Jesus bringen,
Keine Freude und kein Leid;
Unser Herz soll ihn umschlingen
Treu durch alle Ewigkeit.
Uns're Sehnsucht wird er stillen,
Wann wir wallen dort im Licht,
Liebend wird er sich enthüllen
Dann vor unserm Angesicht.

194. Blicke in die Natur.

Liebe Kinder! Ihr habt bisher in diesem Lesebuche viel Schönes und Nützliches gelesen, und gewiß nicht ohne Nutzen für die Bildung eures Geistes und für die Veredlung eures Herzens. Die nun folgenden Lesestücke sollen euch mit den Werken Gottes, die ihr täglich über und um euch wahrnehmet, und die wir alle mit dem Worte Natur bezeichnen, näher bekannt machen, und euch über einiges Andere belehren, was ein jeder Mensch im bürgerlichen Leben zu wissen nöthig hat. Daß in diesem Lesebuche eure Aufmerksamkeit auch auf die Werke der Natur gelenkt wird, ist euch gewiß willkommen: lebt und webt doch der Mensch beständig in der Natur; ist er doch stets von den herrlichen Werken der Schöpfung umgeben, und habt ihr euch doch schon so oft an denselben herzlich gefreut. Wie oft habt ihr schon am Tage mit Lust hinaufgeschaut zum hellblauen Himmel mit seiner majestätischen Sonne, die Licht und Segen auf unserer Erde verbreitet, und in der Nacht auf die Millionen funkelnder Sterne, diese freundlichen Boten des himmlischen Vaters, die wie Augen Gottes so freundlich auf unsere Erde herniederblicken,

und in dem Herzen des gefühlvollen Menschen eine so innige Sehnsucht nach oben wecken.

Wie gerne wandelt ihr nicht im Frühlinge ins Freie hinaus, um eure Augen und Ohren an seinen herrlichen Wundern zu laben. Auf allen Zweigen sehet ihr dann die muntern Vögel sich wiegen, und ihr lauscht mit Entzücken auf die süßen Lieder, die sie ihrem Schöpfer zum Preise ertönen laßen. Wie wohl thut nicht eurem Auge das frische Laub der Bäume und Gesträuche, deren liebliche Blüthen die heitere Luft mit ihrem süßen Dufte durchwürzen. In kindlicher Unschuld hüpfet ihr auf dem grünen Wiesenteppiche umher, und windet euch Kränze aus den holden Blümchen, die ihn wie mit einem schönfarbigen Schmelze überziehen; ihr sehet euch kaum satt an den prächtigen Farben der Schmetterlinge, die euch gaukelnd umflattern, und ihr könnt nicht genug die Thauperlen bewundern, die mit der Pracht der Edelsteine an jedem Morgen an Blättern und Gräsern funkeln. Wie oft wandelt ihr nicht am murmelnden Bache hin und ergötzt euch an dem muntern Treiben der niedlichen Fische, die in seinen klaren Wellen plätschern, oder sammelt euch bunte Steine zu euren unschuldigen Spielen.

Hat der heiße Sommer auch nicht mehr alle diese Schönheiten aufzuweisen, so liefert er euch dafür reichen Ersatz durch ein regeres Leben, durch die reiche Fülle, welche er überall auf den Fluren darbietet. Der Anblick der wallenden Saaten macht eure Herzen weit, und ihr gedenket mit frommer Rührung des himmlischen Gebers, der so treu für seine Kinder sorgt.

Froh begrüßt ihr den Herbst mit seinen reichen Ernten, die den Schweiß des Landmanns lohnen, und labet euch an dem süßsaftigen Obste, das er spendet; und selbst der rauhe Winter bringt euch willkommene Gaben in dem blendend weißen Schnee, den ihr, nicht achtend der Kälte, zu Schneemännern zusammenrollt, und in der glatten Eisdecke, über die ihr so lustig hinweggleitet.

Ueber alle diese Dinge und Erscheinungen, wie über so

manches Andere, was euch die Natur täglich vorführt, wünscht ihr gewiß näher belehrt zu werden, und mit Freuden lenken wir daher eure ersten Schritte in eine Wissenschaft, die sich mit Dingen abgibt, welche so viele Reize für euch haben, und deren nähere Kenntniß euch im Leben so sehr frommen kann. Diese Wissenschaft, weil sie sich mit den Dingen in der Natur beschäftigt, heißt Naturkunde und umfaßt ein sehr großes Gebiet. Sie zerfällt daher in mehrere Zweige. In diesem Lesebuche können wir euch nur von etlichen dieser Zweige, von der Naturgeschichte, der Naturlehre, der Geographie, der Himmelskunde, und auch von diesen leider nur Weniges mittheilen; allein dieses Wenige wird von großem Nutzen für euch sein, wenn ihr aufmerksam darüber nachdenket und es richtig zu verstehen suchet; alsdann wird auch gewiß die Lust in euch immer größer, eine jede Gelegenheit zu benutzen, eure Kenntnisse in dem herrlichen Gebiete der Naturkunde immer mehr zu erweitern.

195. Die drei Naturreiche.

Wenn ihr die Dinge oder Wesen, die euch auf der Erde umgeben, mit einander vergleichet, so findet ihr gar bald einen großen Unterschied zwischen ihnen. Betrachtet nur einen Hund, einen Vogel, einen Käfer: sie können sich frei von einem Orte zum andern bewegen; sie haben Empfindung, d. h. sie fühlen, ob etwas ihnen wehe oder wohl thut; sie nehmen Nahrung durch einen Mund zu sich, wodurch sie wachsen. Diese Wesen, wie alle andern, welche ihnen hierin gleichen, nennen wir Thiere. Merket dagegen auf einen Baum, ein Kraut, ein Gras: sie können sich nicht von selbst bewegen, denn sie sind fest in die Erde eingewurzelt; sie sind anfangs sehr klein, wachsen aber allmählich, indem sie durch unzählige kleine Oeffnungen aus der Erde und aus der Luft Nahrung an sich ziehen und in sich aufnehmen; sie haben gar keine Empfindung; denn möget ihr sie auch noch so sehr verletzen, sie fühlen keinen Schmerz. Solche Naturkörper nennt man Pflanzen. Untersuchet nun auch einen Stein, Salz, Eisen: auch sie bewegen sich eben so wenig von selbst, wie die Pflanzen, und haben auch keine Empfindung; außerdem fehlt es ihnen an Werkzeugen, um Nahrung in sich aufzunehmen, und sie wachsen blos dadurch, daß sich

Theilchen von außen an sie ansetzen. Diese und ähnliche Körper heißen Mineralien. Die Thiere, die Pflanzen, die Mineralien nennt man oft die drei reiche der Natur, und wir sprechen daher von einem Thierreiche, von einem Pflanzenreiche und von einem Mineralreiche. Die Thiere empfinden, bewegen sich, und wachsen aus einer innern Kraft; ebenso nehmen auch die Pflanzen aus einer ihnen innewohnenden Kraft ihre Nahrung in sich auf; daher nennen wir sowohl die Pflanzen als die Thiere lebende Geschöpfe. Die Mineralien, welche bloß von außen wachsen, sind leblose Naturkörper.

196. Die Thiere.

Um die große Menge der Naturkörper besser unterscheiden und kennen zu lernen, haben gelehrte Männer jedes der drei Reiche nach gewissen Merkmalen oder Kennzeichen in Klassen gebracht und auf ähnliche Weise die Klassen wieder in Unterabtheilungen: in Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten abgetheilt. So findet man in der innern Beschaffenheit der Thiere zwei Hauptunterschiede, wonach sie zwei Hauptabtheilungen bilden. Viele, wie das Pferd, der Sperling, der Frosch, der Karpfen haben einen Rückgrat, der aus mehreren Knochen besteht, die man Wirbel nennt, und ein mit diesem Rückgrate verbundenes Gerippe. Alle diejenigen Thiere, bei denen sich ein solcher Rückgrat vorfindet, bilden zusammen die erste Hauptabtheilung und heißen Rückgratsthiere oder Wirbelthiere. Es gibt aber auch sehr viele Thiere, wie der Krebs, der Käfer, die Biene, der Wurm, die Schnecke, denen ein solcher Rückgrat fehlt: diese gehören sämmtlich der zweiten Hauptabtheilung an, und werden rückgratslose oder gewöhnlicher wirbellose Thiere genannt. Die Rückgratsthiere haben rothes, die wirbellosen Thiere meistens weißliches Blut. Die Wirbelthiere theilt man in vier Klassen: in Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische.

Die Säugethiere haben warmes rothes Blut, athmen durch Lungen, bringen lebendige Junge zur Welt, und säugen sie mit ihrer Milch; ihr Körper ist meistens mit Haaren bedeckt. Solche sind: das Rind, der Hund, die Katze.

Die Vögel haben auch warmes rothes Blut, einen mit Federn bedeckten Körper und einen Schnabel; sie legen Eier, die sie ausbrüten. Zu dieser Klasse gehören namentlich: der Rabe, die Eule, die Gans.

Die Amphibien (Reptilien) haben kaltes rothes Blut, athmen in ihrem vollkommenen Zustand durch Lungen; sie legen meistens Eier, die sie aber nicht ausbrüten; einige bringen auch lebendige Junge zur Welt. Amphibien sind unter andern: Frösche, Kröten, Eidechsen, Schlangen.

Die Fische haben, wie die Amphibien, kaltes rothes Blut, athmen aber nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen, d. h. dünne, häutige Blättchen, die dicht neben einander stehen, wie die Fahne einer Feder oder die Zähne eines Kammes. Sie legen Eier und haben statt der Gliedmassen Flossen, d. h. Häute, mit welchen sie sich fortbewegen. Hieher gehören: der Aal, der Hecht, der Karpfen.

Die wirbellosen Thiere bringt man gewöhnlich in acht Klassen und zwar in: Insekten, als die Bienen, die Käfer, die Schmetterlinge, die Wespen, die Fliegen, die Heuschrecken; Spinnen, wie die eigentlichen Spinnen, die Skorpione, die Milben; Krustenthiere, worunter man unter andern die Krebse und die Kellerasseln zählt; Würmer, worunter namentlich der Blutegel, der Regenwurm — beide mit rothem Blute — und der Bandwurm gehören; Weichthiere, als Muscheln, Schnecken, Dintenfische; Strahlthiere, wie der Seestern, der Haarstern; Polypen, worunter namentlich die Seeanemone, der Armpolyp gehören; Infusorien, z. B. die Räderthiere, die Monaden.

197. Das Pferd.

Das Pferd gehört zu derjenigen Ordnung der Säugethiere, die man Einhufer nennt. Es hat Schneide- und Backenzähne, das Männchen auch wohl Eckzähne, aber zwischen jeder Zahnart ist eine Lücke; den Nacken schmückt eine schöne, lange Mähne. Es ist stark und schnell, hält lange Zeit im stärksten Laufe und bei der angestrengtesten Arbeit aus, und zeigt Muth und Klugheit im Kriege und bei Gefahren, läßt sich leicht zu verschiedenen Geschäften abrichten, beweiset Treue und Zuneigung gegen seinen Herrn, schläft nur sehr wenig und steht bei gehöriger Pflege immer zu allen Diensten bereit; kein Wunder also, daß es der Mensch zu seinem Lieblinge machte. Es gibt mehrere Arten Pferde. Die arabischen und persischen zeichnen sich durch Schönheit, die englischen durch Schnelligkeit, die spanischen durch Anstand, die schwedischen durch Kleinheit aus. Die deutschen Pferde sind gewöhnlich groß und stark; unter ihnen haben die aus Holstein und Mecklenburg einen verdienten Ruf. Die Nahrung dieses Thieres besteht in Getreide, besonders in Hafer, fein geschnittenem Stroh,

Gras und Heu. Zum Gedeihen des Pferdes gehört ein reinlicher, luftiger, mittelmäßig heller, vor großer Hitze und Kälte gesicherter Stall, Pünktlichkeit und Reinlichkeit beim Füttern, fleißiges Putzen und Schonung beim Arbeiten. Hierbei kann es 30—40 Jahre alt werden. Das Alter des Pferdes läßt sich bis nach dem achten Jahre an den Zähnen erkennen. Leider ist dieses edle Thier vielen Krankheiten unterworfen.

198. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

„Und an dem einen ist's zu viel", wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge den Boden durchwühlt, und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt. Wahr ist es ferner, daß durch die ausgestoßenen Erdhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachsthume gehindert, ja leicht erstickt werden können; dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut, damit dieser mögliche Schaden nicht zu einem wirklichen werden könne.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten? Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden: und wo keine Maulwürfe sind, da geschieht das auch nicht. — Folglich thut's der Maulwurf." — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quacken, so schlägt auch das Laub bei

Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quacken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quacken die Frösche das Laub heraus." — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Naturbeobachter, der sagt so: „Nicht „der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Larven „oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, und aus „welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kom„men. Der Maulwurf aber frißt die Larven und reinigt „den Boden von diesen Feinden." Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt", wird Mancher sagen, „Einer, der noch keinen Maulwurf gesehen hat." —

Halt, guter Freund! Der das sagt, kennt den Maulwurf besser, als ihr Alle, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt. „Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut." Denn alle Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Backenzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Backenzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne, und hinter diesen Eckzähne auf beiden Seiten, und daraus folgt: er ist kein Thier, das

an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut.“ Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, das muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder Aehnliches im Magen des Maulwurfs finden, sondern immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt. — Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können diese alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann in großer Menge der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Gukuks Dank und Lohn. So sieht's aus.

199. Die Singvögel. *)

Ein freundliches Dörfchen war von einem ganzen Wald fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blüheten und dufteten im Frühlinge auf das Lieblichste; im Herbste aber waren alle Zweiglein reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschen beladen. Auf ihren Aesten und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vöglein. Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Die Vögel zogen daher aus dem Orte nach und nach ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vöglein mehr singen, und in den Gärten war es ganz still und traurig. Die schädlichen Baumraupen, die sonst von den Vögeln weggefangen wurden, nahmen über-

*) Durch einen Beschluß des Regierungs-Collegiums vom 10. März 1846 ist das Ausheben und Zerstören von Vogelnestern in unserm Lande unter Polizeistrafe verboten. (S. Schulbote, 4. Jahrg., S. 136.)

hand und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Ueberflusse hatten, bekamen nicht einmal mehr ein Aepfelchen zu sehen.

200. Die Drosseln.

Die Drosseln sind musikalische und tanzlustige Vögel, vor allem aber die Spottdrossel, welche mehr Thiersprachen spricht, als der gelehrteste Professor Menschensprachen. Denn sie macht, auf ihrem Baume sitzend, nicht bloß die Stimme aller Vögel, sondern auch anderer Thiere, sogar das Geschrei der Aeffchen nach; dann aber auf einmal fängt sie selber auf ihre Weise an zu singen, und dieß so herrlich und entzückend, daß wohl kein Vogelgesang, selbst nicht der der Nachtigall, dem ihren gleichkommt. Dabei bewegt sie oft im Takte die Flügel, dann schwingt sie sich in die Luft, und dreht sich tanzend herum. Unsere Sangdrossel oder Weißdrossel kann zwar nicht so schön tanzen, aber schön singen. Besonders herrlich soll sich der Gesang von Tausenden solcher Musikdrosseln im nördlichen Norwegen und Schweden ausnehmen, wo während des kurzen Sommers in dem einsamen Gebirge alle Felsen und Bäume von dem Liede solcher Vögel wiederhallen.

201. Die Lerche.

Kaum röthet der Frühbote der Morgensonne den östlichen Himmel, da schwingt sie sich schon, die muntere Sängerin der Natur, von ihrem nächtlichen Aufenthaltsorte empor, um anzustimmen ihren melodischen Morgengesang. Sie kehrt zwar zurück auf die Erde, um sich ihre Nahrung aufzusuchen, steigt aber dann von Neuem wieder auf, und schweigt nicht eher, bis das nächtliche Dunkel auch ihre Augenlider schließt.

„Wie beschämst du,“ sprach die fromme Rosalie, die so eben eine singende Lerche über sich schweben sah,“ — „wie

beschämst du doch uns Menschen! Du erhebst dich von der Erde, und singest, dir zwar unbewußt, dem gütigen Schöpfer deinen Dank. Wir fesseln so oft Herz und Sinn nur an die niedere Erde, und werden dadurch unfähig, uns geistig aufzuschwingen. Wir genießen, — und vergessen nicht selten über dem frohen Genusse der reichen Gaben den liebenden Spender derselben. Ich aber will, wie du, lobsingen, so lange ich hier bin, und durch mein Wort und meine That den gütigen Vater preisen."

Mein ganzes Leben sei ein Lobgesang,
Dein, guter Vater, sei mein Herz, mein Leben;
Dir habe ich mich kindlich übergeben,
Dir töne lebenslang mein schwacher Dank.

202. Die Nachtigallen.

Zwischen dickbelaubten Zweigen
Sang mit süßem Schall,
Keinem Klange zu vergleichen,
Eine junge Nachtigall.

Horch! da tönte zart und leise
Aus dem nahen Wald
Einer ältern sanfte Weise,
Und die junge schwieg alsbald.

Warum schweigst du? fragte jene.
Und die junge sprach:
Schöner klingen deine Töne,
Noch ist meine Kraft zu schwach.

Darum horch' ich deinen Lehren,
Spreche selber nicht. —
Möchten alle Kinder hören,
Was das weise Alter spricht!

203. Nutzen der Thiere.

Der Nutzen, den uns die Thiere gewähren, ist überaus groß. Ohne sie könnte der Mensch nicht bestehen, oder er müßte doch ein höchst mühevolles und elendes Leben führen.

Welche Vortheile wir von den Säugethieren genießen und namentlich von denjenigen, deren sich der Mensch als Hausthiere bedient, brau=

chen wir euch nicht erst zu sagen. Wie würde es wohl um uns stehen, wenn uns das Pferd, die Kuh, das Schaf, das Schwein, die Ziege, der Hund u. a. m. fehlten? Gebet den Nutzen dieser Thiere an!

In fremden Ländern gibt es Hausthiere, die der ganze Reichthum ihrer Bewohner sind, z. B. das Kameel in Arabien. Es ist zwar ein häßliches Thier, aber nützlicher gibt es wohl keins auf der ganzen Erde; denn es ersetzt den Bewohnern dieses Landes das Pferd, das Rind, den Esel und das Schaf. Sein Fleisch ist schmackhaft, aus seiner Milch macht der Araber Butter und Käse, aus seinen wolligen Haaren bereitet er sich Kleidungsstücke, er gebraucht sogar dessen getrockneten Mist zum Brennen. Den meisten Nutzen gewährt indeß das Kameel als Lastthier. Schwer beladen mit Waaren macht es mit seinem Herrn die höchst beschwerliche lange Reise durch die brennenden Sandwüsten Arabiens. Dabei ist es äußerst genügsam, und harte Disteln sind ihm ein willkommenes Futter. Es kann mehrere Tage lang hungern und sogar zwölf bis vierzehn Tage dürsten. Ja, ohne das Kameel wäre Arabien völlig unbewohnbar. Eben so nützlich, wie dem Araber das Kameel, ist dem Lappländer das Rennthier. Aber auch viele wild lebende Säugethiere sind dem Menschen nützlich: einige sind ein wohlschmeckendes Wildpret, andere liefern ein sehr kostbares Pelzwerk.

Welchen Nutzen wir aus den Vögeln ziehen, ist euch ebenfalls, wenigstens theilweise bekannt. Das Fleisch vieler Vögel gilt als ein wahrer Leckerbissen, und welch' eine kräftige Speise sind nicht die Eier der Hühner und anderer Hausvögel! Wie weich ruht nicht das müde Haupt des Menschen auf den weichen Kissen, wozu die Vögel ihre Flaumfedern hergegeben haben! Wie nützlich werden uns die Gänse schon bloß dadurch, daß sie uns die Schreibfedern liefern!

Noch größer ist aber der Nutzen, den uns die Vögel mittelbar gewähren. Geier, Raben und andere Vögel nähren sich bloß oder doch größtentheils von Aas und verhindern eine übermäßige Anhäufung von stinkenden, pestartigen Dünsten in der Luft, welche häufig ansteckende Krankheiten zur Folge haben müßten.

Eulen, Habichte und andere Raubvögel machen Jagd auf kleine Säugethiere, wie Mäuse, und auf kleine Vögel, wie Sperlinge, die besonders auf den Saatfeldern so großen Schaden anrichten; andere Vögel nähren sich von Raupen, Würmern und ähnlichem Ungeziefer und leisten uns dadurch Dienste, die wir nicht hoch genug anschlagen können.

Damit nicht böse Menschen in Korn- und Gemüsefeldern, so wie in den Wiesen, Schaden anrichten, hat die Obrigkeit Bannhüter angestellt, welche Felder und Wiesen zu überwachen haben. Doch was würden diese ausrichten gegen die Raupen und Würmer, diese kleinen Frevler, die meistens, ungesehen von den Menschen, Gärten, Felder und Wiesen

verwüsten! Nun sind aber die Vögel gleichsam vom lieben Gott selbst angestellte Bannhüter und verrichten ihr Geschäft treu und mit rücksichtsloser Strenge. Den ganzen Tag hindurch fliegen sie spähend umher, und wo sie nur einen jener kleinen Räuber sehen, da führen sie nicht lange Prozeß mit ihm, sondern er muß augenblicklich seinen Frevel mit dem Tode büßen. Wie mancher Wurm und wie manche Raupe wird so einem einzigen Vogel an einem Tage zur Beute, und wieviel erst allen von solchem Ungeziefer lebenden Vögeln! Fürwahr, man muß eingestehen, ohne diese Vögel würde der Landmann vergebens seine Äcker bestellen, keine reiche Ernte würde seinen Schweiß lohnen.

Wie sehr beleben auch die muntern Singvögel Wälder und Auen durch ihren lieblichen Gesang! Ohne sie wäre es öde und still in der Natur, und ohne sie hätte selbst der Frühling keine Reize für uns, wenn auch Bäume, Kräuter und Blumen keinen Schaden litten.

Die meisten Amphibien dienen uns nur mittelbar, indem sie größtentheils andere schädliche Thiere verzehren; doch haben die Schildkröten auch ein sehr schmackhaftes Fleisch, und aus ihrer steinharten Rückendecke verfertigt man Kämme, Dosen und andere Kunstsachen. Die Froschschenkel sind Vielen eine beliebte Speise, und der Arzt verordnet Genesenden die Brühe davon als eine gesunde, stärkende Nahrung.

Viel ausgebreiteter ist wieder der Nutzen, den uns die Fische gewähren. Sie liefern uns ein sehr schmackhaftes Fleisch, und vielen Völkern, besonders wilden Völkerstämmen, sind sie beinahe das einzige Nahrungsmittel. Wohl 50,000 Menschen beschäftigen sich jährlich mit dem Stockfischfang; dasselbe gilt auch vom Häringsfange. Vom Häringe werden jährlich 1000 Millionen Stück gefangen, und der Handel mit denselben ist für viele Tausende von Menschen die einzige Quelle des Broderwerbs. Zwar erhalten wir den meisten Thran von den Wallfischen; doch liefern uns die Fische eine nicht unbedeutende Menge davon. Zudem ist der vom Häringe gewonnene Thran viel besser, als der des Wallfisches, und wenn er rein ist, steht er dem Rüböl, ja dem Baumöl an Güte nicht nach.

Aber auch die Thiere der zweiten großen Hauptabtheilung, die wirbellosen Thiere, sind uns von einem erheblichen Nutzen. Sie sind schon dadurch wichtig, daß sie den Vögeln, Fischen und Amphibien zur Nahrung dienen; indeß gewähren viele ebenfalls dem Menschen namhafte Vortheile. Die Seidenraupe liefert uns die kostbare Seide; die Bienen bereiten das so nützliche Wachs und den süßen Honig; die Krebse sind eine gesunde, nahrhafte Speise; auch mehrere Arten Schnecken, Austern und Muscheln werden vom Menschen genossen; von den Muscheln kommen noch außerdem die schönen, kostbaren Perlen; die spanischen Fliegen werden als Heilmittel in den Apotheken benutzt, und wieviel Tausenden von Menschen mögen schon die Blutegel das

Leben gerettet haben! Die Gallwespe erzeugt durch ihren Stich in die Eichenblätter die Galläpfel, die man zum Gerben, zum Färben und zur Dinte gebraucht. Von der Cochenille, einer in Amerika vorkommenden Art Schildlaus, haben wir die herrliche Scharlachfarbe, den Karmin, der uns beim Färben der Zeuge den Purpur der Alten ersetzt und einer der wichtigsten Handelsartikel unserer Zeit geworden ist. Ja, selbst die Infusionsthierchen (von denen es welche gibt, die so klein sind, daß ein berühmter Naturforscher mehrere Millionen davon in einem Tropfen Wasser entdeckt hat) haben im Haushalte der Natur eine Wichtigkeit, die man kaum ahnen und von so kleinen Thierchen gewiß nicht erwarten möchte. In sumpfigem und faulendem Wasser wimmelt es von solchen Thierchen, und sie hat der Schöpfer angewiesen, die in Fäulniß übergehenden Thier- und Pflanzenstoffe zu verzehren, welche, wenn sie auf gewöhnliche Weise verwes'ten, die Luft mit pestartigen Dünsten überfüllen, und häufig böse Seuchen herbeiführen würden. Dafür entwickelt sich aber da, wo diese Thierchen vorkommen, eine Luftart, ohne welche die Menschen und die meisten Arten Thiere auch nicht eine Minute lang leben könnten. Wie wesentlich fördern diese Thierchen daher die Heilsamkeit der Luft, die wir athmen, und mithin auch die Erhaltung unsrer Gesundheit! Und solch unschätzbare Dienste leisten uns Menschen diese kleinsten aller Thiere, die wir nicht einmal mit bloßen Augen sehen können! Ihr seht, liebe Kinder, wohin wir auch blicken mögen, überall zeigt sich das weise Walten Gottes, überall ist seine Liebe gegen seine Geschöpfe wach! Wer wollte nicht den Allgütigen wieder lieben und ihm mit gerührtem Gemüthe danken, daß er Alles in der Welt so weise eingerichtet hat! Aus dem Ganzen muß euch auch eine andere Wahrheit einleuchten: Wenn auch manche Thiere hie und da Schaden anrichten, oder den Menschen auf irgend eine Weise lästig werden, so dürfen wir doch versichert sein, daß sie in dem großen Haushalte der Natur keineswegs unnütze Glieder sind, sondern nach den unbegreiflichen Absichten des allweisen Schöpfers auch das Ihrige zum Wohl des Ganzen beizutragen haben. Wo wir über die Schädlichkeit der Werke Gottes klagen oder ihren Nutzen nicht einsehen, da haben wir eigentlich unsere eigene Kurzsichtigkeit anzuklagen.

204. Die Pflanzen.

1. Die Pflanzen werden eingetheilt in B ä u m e, S t r ä u c h e r, K r ä u t e r, G r ä s e r, F a r r e n k r ä u t e r, S c h w ä m m e, M o o s e und F l e c h t e n.

Die Bäume sind Holzgewächse, die nur einen Stamm aus der Wurzel treiben, der sich erst in einer gewissen Höhe in Äste zertheilt. Die

Wurzel eines Baumes verbreitet sich in dem Erdreiche umher. Der Stamm ist mit einer Rinde umgeben; unter dieser ist der Bast; die Rinde mit dem Baste umschließt das Holz, welches aus dem innern, festen Kernholz und dem äußern weichern Splinte besteht. Das Kernholz umgibt unmittelbar das Mark. Die Äste eines Baumes vertheilen sich wieder in Zweige; an den Zweigen sind die Knospen, und aus den Knospen kommen im Frühlinge Blätter, Blüthen, aus welchen letzteren sich später Früchte entwickeln. Die Bäume liefern uns das Bau- und Brennholz, und bei brennender Sonnenhitze gewährt uns ihr Schatten Kühlung.

Viele Baumfrüchte sind eßbar; man nennt sie Obst. Der Apfelbaum, der Birnbaum, der Pflaumenbaum, der Aprikosenbaum, der Kirschbaum und mehrere andere sind Obstbäume. Der Samen der Obstbäume ist im innern der Frucht enthalten und besteht bei einigen aus länglichen Kernen, die in einem häutigen, pergamentartigen Gehäuse (Gröps) eingeschlossen sind, und die Frucht heißt alsdann Kernobst; bei den andern ist der Kern von einer harten, steinichten Hülle umgeben, und bei diesen wird die Frucht Steinobst genannt. Aepfel und Birnen gehöhren also zum Kernobst; Kirschen und Pflaumen sind Steinobst. Reifes Obst darf Jedermann essen, es ist gesund und wohlschmeckend; doch vor unreifem Obst muß man sich in Acht nehmen, denn der Genuß desselben macht leicht krank.

Außer den Obstbäumen gibt es Wald- und Forstbäume. Die Forstbäume sind wegen ihres Holzes von sehr großem Nutzen. Die Forstbäume sind entweder Laubhölzer oder Nadelhölzer. Sie heißen Laubholz, wenn sie Blätter haben, wie Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Linden, Ulmen, Pappeln, Weiden. Nadelholz ist solches, wo die schmalen, spitzigen Blätter eine Art Nadeln bilden, wie die Tannen, Fichten, Kiefern, Lärchen und Cedern.

Die Palmen machen eine eigene Art von Bäumen aus. Sie haben keine Äste und keine Zweige. An dem Gipfel breiten sich große Blätter aus, zwischen welchen die Blüthen und Früchte hervorkommen. Sie wachsen bloß in heißen Ländern und werden oft zweihundert Fuß hoch. Die Früchte, das Mark und der Saft dienen zur Nahrung des Menschen. Zu den Palmen gehören der Sagobaum, der Kokosnußbaum, der Dattelbaum. Der Oelbaum hat schmale weidenartige Blätter und kleine Blüthen. Aus seinen Früchten, die so groß sind, wie kleine Kirschen und zur Zeit der Reife sich schwarz färben, preßt man das Baumöl. Die Feigen, die Muskatnüsse und der Kaffee wachsen ebenfalls auf Bäumen. Der Zimmet ist die Rinde eines Baumes.

2. Die Sträucher treiben aus der Wurzel mehrere niedrige Stämmchen. Manche Sträucher haben Dornen an ihren Stämmen und Zweigen, andere nicht. Die kleinsten Sträucher nennt man auch

Stauden. Mehrere Sträucher, wie der Himmbeerenstrauch, der Hollunderstrauch, der Stachelbeerenstrauch und der Johannisbeerenstrauch sind euch hinlänglich bekannt. Ein giftiger, in unsern Wäldern schon im März blühender Strauch ist der Kellerhals oder Seidelbast.

In warmen Gegenden gibt es mehrere sehr nützliche Sträucher, von denen wir auch einige angeben wollen.

Der Baumwollenstrauch, welcher in Indien wächst, enthält in seiner Samenkapsel die bekannte Baumwolle. Diese wird gesponnen und zu vielerlei Zeugen und Strickereien verwendet. Eine Art davon hat gelbe Samenwolle und liefert das unter dem Namen Nankin bekannte Zeug.

Der Theestrauch wächst in China und Japan. Er hat hellgrüne Blätter, die, getrocknet und mit kochendem Wasser abgebrüht, ein wohlschmeckendes Getränk geben.

Der Pfefferstrauch ist ein rankendes Gewächs, das mit unserer Weinrebe Aehnlichkeit hat. Seine Früchte sind kleine Beeren, die traubenförmig beisammen stehen, und den weißen und schwarzen Pfeffer geben.

3. Die Kräuter haben einen oder mehrere saftige Stengel. Sie werden auf dem Felde und in den Gärten angebaut und gewähren einen großen und manchfaltigen Nutzen. Viele Kräuter werden nicht zum Nutzen, sondern zur Zierde und zum Vergnügen gezogen, und man nennt sie Zierkräuter oder Blumen. Besonders schön ist die Tulpe, die Hyazinthe, die weiße Lilie, die Narzisse, die Levkoje, die Aurikel, die Nelke. Andere Kräuter dienen dem Menschen zur Nahrung. Sie heißen Küchengewächse. Es gibt sehr viele und verschiedene Arten von Küchengewächsen: Kohlarten, z. B. Blumenkohl, Weißkohl; Salat; Rüben, als rothe Rüben, Rettige; Zwiebelgewächse, als Knoblauch, Schnittlauch; Knollengewächse, z. B. Kartoffeln; Hülsenfrüchte, als Erbsen, Linsen, Bohnen; Gewürzkräuter, als Anis, Kümmel, Petersilie.

Noch andere Kräuter werden zu Arzneien gebraucht, und heißen daher Arzneikräuter, z. B. die Melisse, Kamille, Pfeffermünze. Auch gibt es Kräuter, aus denen wir Farben gewinnen, und die Farbenkräuter genannt werden. Solche sind der Krapp, dessen Wurzel eine rothe, der Waid, dessen Blätter eine blaue Farbe liefern.

Ferner gibt es Kräuter, aus deren unterer Rinde oder Baste Leinwand verfertigt, aus deren Samen Oel gepreßt wird, z. B. Flachs und Hanf; und Futterkräuter, die ein gutes und nahrhaftes Futter für die Hausthiere geben, z. B. die verschiedenen Arten Klee.

Zu den Krautgewächsen gehören auch die meisten Giftpflanzen,

deren Genuß den Tod oder doch Krankheiten zur Folge haben kann. Die gefährlichsten Giftpflanzen sind: die Tollkirsche, der Stechapfel, der Schierling, die Hundspetersilie, das Bilsenkraut, der Sturmhut, die vierblätterige Einbeere. Euer Lehrer wird euch diese und andere Giftpflanzen kennen lehren, damit ihr euch vor ihnen hüten könnet.

4) Zu den Gräsern gehören alle Gewächse mit halmartigen, größtentheils hohlen Stengeln und schmalen, stiellosen Blättern.

Viele Gräser sind rohr- und schilfartig. Unter diese gehört das Zuckerrohr, welches in warmen Ländern angebaut wird. Das daumendicke reife Rohr wird abgeschnitten, der Saft ausgepreßt und zu Zucker gesotten.

Die nützlichsten Grasarten sind diejenigen, welche wir Getreide nennen; denn aus diesen bereiten wir uns ja so manche Nahrungsmittel und besonders das so unentbehrliche Brod. Die bekanntesten Arten sind: der Weizen, der Roggen, die Gerste, der Hafer, der Reis, der Mais, auch Welschkorn oder türkischer Weizen genannt. Das gewöhnliche Gras ist für uns sehr wichtig, weil es entweder grün oder als Heu getrocknet zur Ernährung unserer meisten Hausthiere dient.

5. Die Farrenkräuter sind auf der ganzen Erde verbreitet und wachsen besonders an schattigen Orten zwischen Felsen und in sumpfigen Gegenden. Sie haben keinen eigentlichen Samen, sondern dafür blos Keimpulver in Kapseln, welche gewöhnlich auf der Rückseite der Blätter sitzen und zur Zeit der Reife braun aussehen. Zu den Farrenkräutern gehört der Schachtelhalm oder Zinnkraut, wovon eine Art zum Scheuern der Küchengeräthe dient, und eine andere vom Tischler zum Poliren gebraucht wird. Von dem Bärlapp haben wir den Bärlappsamen, der als Streupulver bei Kindern so wohlthätig wirkt.

6. Die Schwämme sind fleischige, lederartige oder holzige Gewächse, welche theils in der Erde wachsen, wie die Trüffeln, theils auf derselben, wie die Morcheln und der Fliegenschwamm, theils an Bäumen, wie der Baumschwamm, aus dem man den Zunder bereitet. Die Trüffeln und Morcheln sind eßbar; der Fliegenschwamm und mehrere andere Schwämme sind giftig, und man hat sich daher sorgfältig vor ihrem Genuß zu hüten. Auch der Schimmel, welchen man an feuchten Orten findet, gehört zu den Schwämmen.

7. Die Moose und Flechten wachsen auf schattigen und feuchten Plätzen, in Wäldern, an Bäumen und Steinen. Sie bleiben sehr niedrig. Auch sie verschaffen den Menschen manchen Nutzen. In den kältern Gegenden Europas, wie in Lappland und Island, leben die nützlichen Rennthiere größtentheils von einer Art Flechte, welche sie sich

im Winter unter dem Schnee aufsuchen. Die isländische Flechte, auch isländisches Moos genannt, ist eine heilsame Arznei für Brustkranke.

8. Welche herrliche Vortheile verdanken wir den Pflanzen, und wie reichlich läßt sie der liebe Gott für das Bedürfniß des Menschen wachsen! Ja der Geber alles Guten ist Gott. Von seinen Höhen herab befeuchtet er die Erde und gibt ihr Sonnenschein. Dadurch wächst Gras für das Vieh. Dadurch bringt die Erde Nahrung und Alles, was wir sonst brauchen, hervor. Kind, richte darum deine Augen zum himmlischen Vater, und bete recht andächtig: Unser tägliches Brod gib uns heute! Und Gott, der die Raben nährt, der die Blumen des Feldes kleidet, wird deiner nicht vergessen; denn er ist gütig, und seine Barmherzigkeit währt ewig.

205. Baumschänderei.

Hast du je ernstlich darüber nachgedacht, wie schändlich es ist, Bäume muthwillig zu beschädigen? Ein Baum ist ein herrliches Werk der Allmachtshand. Mit einem zarten Lebenstriebe hat der weise und gütige Schöpfer ihn beschenkt und mit Samen, sich fortzupflanzen für kommende Zeiten. Mit Schönheit hat er ihn geschmückt, mit Kraft und Dauer ausgerüstet, und seine Bestimmung ist, zu erfreuen und zu nützen. Im Lenz erfreut uns sein frisches Grün und der sanfte Duft seiner Blätter und Blüthen, im Sommer erquickt uns sein kühlender Schatten, im Herbste laben uns seine herrlichen Früchte, und im Winter wärmt uns sein nutzreiches Holz. Welche Mühe und Sorgfalt muß nicht oft der Mensch anwenden, ehe er sich diese nützliche Pflanze herangezogen hat, und wie erfreut er sich in ihrem Besitze! —

Wenn du dieses alles bedenkst, so wirst du gewiß erkennen, wie schändlich es ist, die Zweige und Blüthen abzureißen, die Rinde zu lösen und abzuschälen, Einschnitte in den Stamm zu machen oder gar junge Bäumchen zu zerknicken, abzubrechen oder zu zertreten. Ist es nicht ein Frevel, des Baumes schöne Gestalt zu verunehren, sein zartes Leben im Wachsthum zu zerstören, durch einen Schlag oder Schnitt die Zierde des Gartens zu vernichten, junge Eichen oder Buchen muthwillig zu fällen, die vielleicht die

prächtigsten des Waldes geworden wären? Ist es nicht eine Schande, die schönen Hoffnungen des Eigenthümers zu vereiteln, ihm so viele Freude zu rauben? Es ist ja keinem Sterblichen möglich auch nur einen zerbrochenen Blattstiel wieder ganz zu machen; und dennoch gibt es Menschen, die so bösartig sind, an den Bäumen der Landstraßen, der Gärten und des Waldes, Spuren ihrer verderbenden Hand zurück zu lassen. Mit Recht gibt man einem solchen rohen, unsinnigen Menschen den Namen Baumschänder, Baumfrevler. Wohl verdient er die Strafe, welche die Obrigkeit auf solche frevelhafte Handlungen gesetzt, und er hat noch schwerere Strafen dafür von Gott zu fürchten.

Du aber, wer du auch seist, verderbe nie ohne Noth etwas Nützliches; achte und schone die Schönheiten der Natur, fasse nicht mit verderbender Hand das Eigenthum deines Mitmenschen an.

Den größten Schaden, den du anrichtest, erleidet doch zuletzt deine eigene Seele.

206. An einen Obstbaum im Herbste.

So wird denn deines Hauptes Zier,
Du schöner Baum, der Zeit zum Raube!
Mein leichter Fuß rauscht unter dir
Schon in dem abgefall'nen Laube,
Und was noch nicht herunterfiel,
Hängt bleich und welk, der Winde Spiel.

Mit Ehren neigst du dich zur Ruh',
Denn schön und nutzbar war dein Leben;
Wie manche süße Frucht hast du
Mir und den Meinigen gegeben!
Wie oft gab uns dein Schattendach
Erquickung, wenn die Sonne stach!

Heil mir, ruft mich einst, ähnlich dir,
Des Lebens später Herbst zu Grabe,
Und nehm ich auch den Ruhm mit mir,
Daß ich viel Frucht getragen habe,
Daß ich nach Kräften Jedermann
Genützt, gedient und wohlgethan.

207. Die Eiche.

Die Eiche gehört zu den Laubholzarten. Sie hat einen dicken, hohen Stamm, welcher sammt den knorrigen Aesten mit einer rauhen, gefurchten Rinde umgeben ist; ihre Blätter sind glatt und am Rande gezähnt. Sie trägt kleine, länglich runde Früchte, die in Näpfchen sitzen und Eicheln heißen. Die Eiche wächst in Wäldern und kommt auf einem mäßig feuchten Boden am besten fort. Sie wird durch ihre Frucht fortgepflanzt. Bei uns gibt es zwei Arten Eichen: die Wintereiche und die Sommereiche. In wärmern Gegenden kommt noch eine dritte Art vor, die man Korkeiche nennt. Das Holz der Eiche dient zum Bauen, zum Brennen und zur Verfertigung von vielerlei Geräthschaften; ihre Rinde wird bei der Bereitung des Leders benutzt; die Eicheln sind ein gutes Futter für die Schweine, und außerdem wird aus ihnen Eichelkaffee bereitet. Aus der Rinde der Korkeiche macht man die Korkstöpsel, um Flaschen zu verstopfen.

208. Der Seidelbast.

Der Seidelbast oder Kellerhals ist ein giftiger Strauch. Er wird drei bis 4 Fuß hoch. Er hat eine grüne, glänzende Rinde und lanzettförmige, blaßgrüne Blätter. Die schönen, rothen Blüthen kommen noch vor den Blättern im März, riechen stark, sitzen zu drei beisammen und haben acht Staubfäden. Die Beeren werden im August reif, sind von der Größe einer Erbse und roth wie Korallen. Das ganze Gewächs hat, frisch zerrieben, einen starken Geruch und einen brennenden Geschmack. Besonders sind die Kinder davor zu warnen, die leicht von den schönen Beeren angelockt werden; denn zehn Stücke können schon den Tod bewirken. Sie verursachen Trockenheit, Brennen im Halse, Entzündung der Eingeweide. Die Rinde dient zum Blasenziehen, und die Zweige und Blätter geben gelbe und braune Farben. Der Seidelbast wächst in Wäldern; er wird je-

doch der schönen, frühzeitigen Blüthe wegen auch in Gärten gezogen; aber der Geruch dieser Blüthe verursacht Kopfweh.

209. Das Leben der Blumen.

Die Erde ist eine gute, sorgende Mutter. Alle ihr Kinder liebt sie treu und innig; aber mit besonderer Zärtlichkeit hegt und pflegt sie die Blumen. Wenn der Herbst durch Gärten, Felder und Wiesen geht, um die Herrschaft des Winters vorzubereiten, so ruft sie dieselben, um seiner rauhen Strenge nicht ausgesetzt zu sein, an ihr mütterliches Herz zurück, und läßt sie daran so lange ruhen und schlummern, bis der Engel des Frühlings sie wieder hinauslockt zu erneuter Lust. Da rauschen ihnen, wie sie sich nur zeigen, die Quellen lustig entgegen; die Vögel bringen ihnen zum Gruß fröhliche Lieder dar; die Sonne küßt sie mit lächelndem Munde; und die Lüftchen spielen den ganzen Tag hindurch kosend mit ihnen und wiegen sie Nachts in süßen Schlaf. Bienen und Sommervögel werben um ihre Gunst, und der Mensch, mit dem fühlenden Herzen, wendet sich gerne zu ihnen: denn aus dem Hause ihrer Mutter sind sie schön geschmückt, mit Farben aller Art bekleidet, hervorgegangen, und noch täglich sendet sie kühlen Thau, um ihre Gestalt frisch und fleckenlos zu erhalten.

Diese, über die Güte der Mutter, die Freundschaft der Menschen, und die Nähe der kleinen, geflügelten Wesen entzückt, wissen, sprachlos wie sie sind, ihren Dank und ihre Freude nicht besser auszudrücken, als daß sie die honigschwere Fülle ihres Kelches duftend um sich her verbreiten. Womit könnten sie auch ihre Mutter schöner ehren, womit die theilnehmenden Menschen und die Schaaren geflügelter Wesen, denen es so wohl in ihrer Nähe ist, mehr erfreuen und erquicken? So genießen sie denn ein schönes, heiteres Dasein, eben so sehr begünstigt von den einflußreichen Mächten des Himmels, als geliebt von der mütterlichen Erde. Und haben sie sich und andere lang genug gefreut,

so kehren sie bis zum nächsten Frühling in's Haus der harrenden Mutter zurück.

210. Aussaat der Blumen.

Sink, o Körnlein, denn hinab, sink in's stille Grab, in das Bett von Erde! Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich Nichts mehr von dir sehen werde. Wüßtest du, was ich da thu'; hättest Sprache du dazu, ach! du sprächst mit Weinen: Nie seh' ich den Himmel mehr, nie den Garten um mich her, nie die Sonn' mehr scheinen. Aber Körnlein, habe Muth, sieh, du liegst ja sanft und gut, hast bald ausgeschlafen! blickst dann aus der Erd' hervor, blühst als eine Blum' empor. Bist ganz neu geschaffen. Ich auch sinke einst hinab, so wie du in's kühle Grab, mich auch deckt die Erde; aber herrlicher noch ruft aus der stillen, düstern Gruft mich des Schöpfers: „Werde."

211. Die grüne Stadt.

Ich weiß euch eine schöne Stadt, die lauter grüne Häuser hat; die Häuser, die sind groß und klein, und wer nur will, der darf hinein. Die Straßen, die sind freilich krumm, sie führen hier und dort herum; doch stets gerade fortzugeh'n, wer findet das wohl allzuschön? Die Wege, die sind weit und breit mit bunten Blumen überstreut; das Pflaster, das ist sanft und weich, und seine Farb' den Häusern gleich. Es wohnen viele Leute dort, und alle lieben ihren Ort; ganz deutlich sieht man dies daraus, daß Jeder singt in seinem Haus. Die Leute, die sind alle klein, denn es sind lauter Vögelein, und meine ganze grüne Stadt ist, was den Namen „Wald" sonst hat.

212. Das Schneeglöckchen.

Ich kenne ein Blümchen so einfach, so schön,
Wie Engel des Himmels im Lichtglanz zu seh'n;
Es hüllet bescheiden in Demuth sich ein,
Es ist dieses Blümchen wie Unschuld so rein.

Noch trauert die Erde im starrenden Eis,
Da blüht schon die zarte im blendenden Weiß.
Doch ehe die Nachtigall singet ihr Lied,
Da ist schon mein liebliches Blümchen verblüht.
Es lächelt voll Wehmuth, voll Milde mir zu;
Dann welken die Blätter — es eilet zur Ruh.
Ich liebe dich Blümchen auf schneeiger Flur,
Dich Botin der bessern, der schönern Natur.
O wäre das Leben ein Bild nur von dir!
Der Mensch wär' ein Engel, der Himmel schon hier.

213. Die Lilie.

Schöne Silberblüthe, meines Gärtchens Zier,
Zeigest Gottes Güte gar so freundlich mir;
Der so schön dich schmücket, daß dein heller Schein
Jedes Aug' entzücket — muß doch gütig sein!
Bild der reinsten Güte, Bild der Unschuld seh'
Ich in deiner Blüthe blendend weißem Schnee!
Möcht' doch meine Seele, fleckenlos und rein,
Rein von jedem Fehle, ganz dir ähnlich sein!

214. Drei Blümchen.

Es wächst ein Blümlein Bescheidenheit, der Mägdlein Kranz und Ehrenkleid. Wer solches Blümlein sich frisch erhält, dem blühet golden die ganze Welt. Auch wird ein zweites, das Demuth heißt, als Schmuck der Mägdlein hoch gepreist; die Englein, singend an Gottes Thron, es tragen als Diamant in gold'ner Kron'. Ein drittes Blümlein, wo diese zwei nur steh'n, ist immer dicht dabei zu seh'n: heißt Unschuld, sieht gar freundlich aus, das schönste Blümchen im Frühlingsstrauß. So pflege, Mägdlein, der Blümlein drei mit frommer Sorge und stiller Treu'. Denn wer sie wahret, wird nimmer alt, er trägt die himmlische Wohlgestalt.

215. Die Himmelsblume.

Es blüht der Blumen eine auf ewig grüner Au';
Wie diese blühet keine, so weit der Himmel blau.

Wenn ein Betrübter weinet, getröstet ist sein Schmerz:
Wenn ihm die Blume scheinet ins leidenvolle Herz.
Und wer vom Feind verwundet, zum Tode niedersinkt,
Von ihrem Duft gesundet, wenn er ihn gläubig trinkt.
Die Blume, die ich meine, sie ist euch wohl bekannt,
Die Fleckenlose, Reine, Maria wird genannt.
Maria ist's, die süße, die Lilie auserwählt,
Die ich von Herzen grüße, die sich der Geist vermählt.
Maria ist's, die reine, die also lieblich blüht,
Daß in so lichtem Scheine der Rosen keine glüht.
Erfreue, süße Blüthe, der Erde finst're Gruft;
Erblühe im Gemüthe mit deinem Himmelsduft.
Und Heiterkeit und Frieden verleihe unsrer Brust,
Und nach dem Tod hienieden des Himmels ew'ge Lust.

216. Die Mineralien.

Die Mineralien werden in vier Klassen. Erden und Steine, Salze, brennbare Mineralien und Metalle eingetheilt.

Der Stein unterscheidet sich von der Erde nur dadurch, daß seine Theile fester an einander hangen; zerreibt oder zerstößt man den Stein, so bekommt man Erde. Die Erde aber, woraus die Steine bestehen, ist verschieden. Die gewöhnlichsten Erdarten sind die Kalkerde, die Thonerde und die Kieselerde.

Die Kalkerde und die kalkhaltigen Steine sind häufig nicht sehr hart, und werden, wenn sie gebrannt werden, locker und leichter. Sie geben kein Feuer, wie viele andere Steine, wenn man mit dem Stahle daran schlägt. Gebrannter Kalk erhitzt sich im Wasser und löst sich in einen Brei auf, den man gelöschten Kalk nennt. Der gemeine Kalkstein sieht meistens aschgrau aus. Er findet sich überall auf der ganzen Erde und bildet Hügel und niedrige Berge, oft auch große Gebirge. Er wird zum Tünchen, und mit Sand vermischt als Mörtel, ferner als Mauerstein und Pflasterstein gebraucht.

Der Marmor enthält größtentheils Kalkerde. Er ist sehr hart und fein, theils gleichfarbig, theils bunt, und läßt sich schön poliren. Er wird zu Standbildern (Statuen), Tischplatten und andern Dingen gebraucht. Auch der Gips ist ein kalkhaltiges Mineral; man gebraucht den gemeinen Gips zu Modellen, zu Stukaturarbeit und zu Mörtel; besonders nützlich ist er zum Bestreuen und Düngen der Kleefelder und Wiesen. Der schönste und herrlichste Gipsstein ist der schneeweiße Alabaster, der in der Bildhauerei und zu Gefäßen benutzt wird. Die Kreide, welche ebenfalls hieher gehört, ist weiß und weich. Sie färbt

stark ab und hängt sich an die Zunge an, weil sie die Feuchtigkeit schnell einsaugt.

Die Thonerde erweicht im Wasser und verhärtet im Feuer. Der Grund oder Boden der Seen, Sümpfe und Quellen hat eine thonige Unterlage, durch welche das Wasser nicht durchdringen und entweichen kann. Aus dem Töpferthon, der gewöhnlich von grauer Farbe ist, verfertigt der Töpfer allerhand Gefäße: Töpfe, Schüsseln, Teller u. dgl. Aus Lehm, welcher von lederbrauner Farbe ist, werden Ziegel und Backsteine gebrannt. Der Schiefer, ein thonartiger Stein, läßt sich in Tafeln spalten, und wird zur Bedeckung der Gebäude und zu Rechentafeln gebraucht.

Die Kieselerde ist der Hauptbestandtheil von vielen harten Steinarten, die am Stahle Feuer geben. Sie ist sehr hart, kann aber mit Beimischung einer Art von Salz zu Glas geschmolzen werden. Sie findet sich im Sande, welcher zur Bereitung des Mörtels und zum Scheuern der Küchengeschirre gebraucht wird; eben so im Sandsteine, den man als Mauerstein, Schleifstein und Mühlstein benutzt; ferner im Feuerstein, im Achat und vielen Edelsteinen.

Die Edelsteine sind unter allen Steinen die härtesten. Sie werden mit großer Mühe geschliffen, und bekommen dadurch ein sehr glänzendes und schönes Ansehen, weßwegen sie auch sehr hochgeschätzt werden. Der kostbarste Edelstein ist der Diamant, der aber keine Kieselerde enthält, sondern aus reiner Kohle besteht. Wenn der Diamant unten und oben regelmäßig geschliffen ist, wird er Brillant genannt.

2. Die Salze sind solche Mineralien, die sich leicht und ganz im Wasser auflösen lassen, und einen scharfen, stechenden Geschmack haben. Am wichtigsten für uns ist das Kochsalz, welches entweder als Quellsalz aus salzigem Quellwasser gesotten (Soole), oder als Steinsalz aus der Erde gegraben wird. Ein sehr scharfes Salz ist der Vitriol, der zur Dinte und in Färbereien gebraucht wird; der Salpeter, eine andere Art Salz, wird zur Bereitung des Schießpulvers verwendet.

3. Es gibt in der Erde auch solche Körper, die sich leicht anzünden lassen und fortbrennen. Zu diesen gehören der Schwefel, der Bernstein, das Bergpech oder Asphalt, die Steinkohle, der Torf; das Reißblei, welches stark abfärbt und das man daher zu Bleistiften und als Ofenschwärze benutzt; ferner das Bergöl, welches an einigen Orten aus der Erde quillt und als Brennmaterial, als Leuchtöl, 2c., gebraucht wird.

4. Einige Mineralien sind merklich schwerer als die übrigen, schmel-

zen im Feuer und haben einen eigenthümlichen Glanz. Das sind die Metalle. Zu den Metallen gehören das Gold, die Platina, und das Silber, welche man edle Metalle nennt, weil sie nicht rosten, fein klingen und einen hohen Glanz annehmen, ferner das Kupfer, das Zinn, das Eisen. Die edlen Metalle sind uns zwar sehr nützlich, denn wir prägen daraus unser Geld und brauchen sie zu unsern Schmucksachen; aber so unentbehrlich sind sie uns nicht als das Eisen, aus welchem wir die Pflugschar, das Schwert und fast alle Werkzeuge verfertigen, mit welchen unsere Handwerker und Künstler arbeiten. Auch aus Kupfer machen wir uns eine Menge unentbehrlicher Gefäße. Wir müssen jedoch bei dem Gebrauche kupferner Gefäße sehr vorsichtig sein, weil der Essig und andere Säuren, oder auch nur Feuchtigkeit, das Kupfer zernagen und den giftigen Grünspan erzeugen. Das Zinn wird gewöhnlich mit Blei zusammengeschmolzen, ehe es verarbeitet wird. Weil aber das Blei der Gesundheit so schädlich ist als Gift, und weil es von scharfen Dingen wie Essig leicht aufgelöst wird, so ist es gefährlich, Speisen und Getränke in solchen Gefäßen aufzubewahren.

Ein eigenthümliches Metall ist das Quecksilber. Es ist flüssig und wird nur bei sehr großer Kälte so fest, daß es sich hämmern läßt.

Man findet die Metalle selten rein oder gediegen, sondern meistens mit andern mineralischen Stoffen verbunden, als Erze. Um Erze zu gewinnen, graben die Bergleute senkrechte Gruben oder Schachte und wagrechte Gänge oder Stollen in die Erde. Die gewonnenen Erze werden in besonders dazu eingerichteten Öfen zu reinem Metalle geschmolzen.

217. Hier ist gegipst!

Benjamin Franklin nützte seinen Landsleuten, den Nordamerikanernn, nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Landwirth bestrebte er sich, durch sein Beispiel zu nützen. Unter andern wandte er den Gips als Düngmittel an, und erhielt dadurch, was jeder Bauer weiß, damals aber noch wenig bekannt war, — viel schönern Klee als seine Nachbarn. Diese wollten aber nicht glauben, daß das Gipsen die Ursache des schönern Klee's sei. Das ärgerte Franklin, und er dachte anfangs: nun, wenn ihr's nicht besser haben wollt, so laßt euern Klee ungegipst. Doch über Winter besann er sich anders, und im Frühlinge wählte er einen

Acker an der Straße aus, und streute in aller Stille die Worte: „Hier ist gegipst!" in mannsgroßen Buchstaben mit Gips über den Klee; im übrigen ließ er dieses Kleestück ungegipst. Als nun später die Landleute vorbei kamen, sahen sie die dunkeln, fetten Streifen im Klee, fingen an zu buchstabiren und brachten bald die drei Worte heraus: „Hier ist gegipst." Nun wanderte Alles zu dem Acker hin, sah und las; und daß von jetzt an die Belehrung wirkte, das brauchen wir eigentlich nicht hinzuzusetzen.

218. Der Thon.

Der gemeine Thon wird auch Letten genannt. Ist er trocken, so kann man ihn leicht zwischen den Fingern zu einem feinen Pulver verreiben. Er zieht die Feuchtigkeit begierig in sich hinein, wird davon ganz weich, zähe und klebrig, und läßt sich im Feuer sehr hart brennen. Seine Farbe ist verschieden: weiß, grau, blau, grünlich, röthlich, braun. Man findet ihn selten ganz rein, sondern meist mit anderen Erdarten vermischt. Enthält er Sand mit Eisentheilen, so nennt man ihn gewöhnlich Lehm. Der Thon ist schichtenweise in der Erde, oft nahe an der Oberfläche, zuweilen aber auch in bedeutender Tiefe. Nicht selten sind im Thone Thierknochen und Pflanzentheile eingeschlossen. Seine Benutzung ist sehr mannigfach. Man verfertigt daraus Oefen, feine und grobe Geschirre, Töpfe, Krüge, Schüsseln, Teller, Näpfe. In manchen Gegenden werden die Wände der Häuser und Stallungen mit Thon ausgeworfen. Für die Bereitung der Ziegel ist er sehr wichtig; die Dämme erhalten durch ihn Festigkeit; er macht die Sandäcker fruchtbar; endlich dient er zur Bereitung des Alauns.

219. Schlußbemerkung über die drei Reiche.

So sehet ihr denn, liebe Kinder, daß alle drei Reiche der Natur für uns Menschen von der größten Wichtigkeit sind. Sie sind uns alle drei zum Fortbestand unseres

Lebens unentbehrlich. Wohnung, Kleidung, Nahrung, kurz Alles, was wir zum Leben brauchen, liefern sie uns. Aber nicht bloß das Nothwendige bieten sie; sie sind für uns eine reiche Quelle von Freuden und Vergnügungen. Seid darum dem gütigen Geber stets dafür dankbar! Vergesset seiner nie, wenn ihr dem lieblichen Gesang der Vögel lauschet, oder die Farbenpracht der Blumen bewundert, oder der Glanz und die Regelmäßigkeit der Steine euch ergötzt. Richtet immer, wenn ihr die Schönheiten der Natur preiset, den Blick nach oben zum Vater im Himmel, der über den Sternen thronet und durch sein allmächtiges Wort alle diese Herrlichkeiten schuf! Seid stets fromm und gut, befolget jederzeit Gottes heiligen Willen: dann werdet ihr beim Anblick aller von Gott geschaffenen Dinge süße, reine Freuden empfinden.

220. Künstliche Einrichtung des menschlichen Körpers.

Euer Leib, liebe Kinder, ist das vollkommenste Meisterstück Gottes auf Erden und wird vom weisen Schöpfer auf eine wunderbare Art erhalten und entwickelt. Ein Theil der Speisen, die ihr genießet, verwandelt sich nach und nach in Blut, und Theilchen des Blutes setzen sich überall an Knochen, Fleisch, Nerven an, so daß diese zunehmen und euer Leib wächst. Wie merkwürdig! Brod, Gemüse und Früchte, die ihr esset, verwandelt der liebe Gott in Knochen, Fleisch, ja in Haare und Nägel!

In der ganzen Einrichtung eures Körpers, liebe Kinder, muß euch die unendliche Weisheit Gottes sonnenklar einleuchten. Welchen Theil eures Leibes ihr auch betrachtet, ihr findet immer, daß er seinem Zwecke vollkommen entspricht. Die Hand dient zum Arbeiten. Untersucht nun auch, ob eure Hand zu diesem Zwecke gut eingerichtet ist! Den Daumen könnet ihr euren übrigen Fingern entgegenstellen, und so die Dinge bequem greifen und festhalten. Wie aber, wenn der Daumen mit den andern Fingern in einer Reihe

stände? Der Daumen ist so stark, daß er den Druck gegen die vier andern Finger aushält; würde das auch der kleine Finger können? Wäre es wohl gut, wenn alle Finger gleich lang wären? Würdest du sie dann auch so fest verschließen können? Wie würde es gehen, wenn keine Gelenke in den Fingern wären? Oder wenn das Gelenk hinter der Hand fehlte? Wenn die Knochen und Adern in der Hand so oberflächlich unter der Haut lägen, als sie auf dem Rücken der Hand liegen? Wenn keine Nägel an den Spitzen der Finger wären? Hat nicht also der liebe Gott eure Hände recht gut zum Arbeiten eingerichtet?

Wie schön und zweckmäßig sind nicht auch eure Augen gebaut! Wie hoch stehen sie am Kopfe, um so weit als möglich umher sehen zu können! Wie leicht lassen sie sich nach allen Seiten drehen! Wie sehr ist nicht dieser edelste Sinn durch die festen Augenhöhlen, die Augenbraunen, die Augenlider, die Augenwimpern vor Verletzung geschützt!

Mein Leib, so wunderschön gebaut,
Mit allen seinen Kräften,
Mit Nerven, Sinnen, Bein und Haut,
Mit Adern, Herz und Säften;
Dies Alles ist ein Werk von dir,
Mein Gott, und dir gebührt dafür
Anbetung, Dank und Ehre.

221. Hoher Werth gesunder Sinne.

Wunderbar ist euer Körper gebaut, und wunderbar wird euer Leben vom gütigen Schöpfer erhalten. Wie elend würdet ihr aber euer Leben zubringen müssen, wenn der liebe Gott euch nicht die fünf Sinne: das Gesicht, das Gehör, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl gegeben hätte. Durch sie werden euch eben so viele Quellen der Freude eröffnet, und ihr werdet in den Stand gesetzt, so viele nützliche Dinge zu lernen und euch vor manchen Gefahren zu bewahren, die euer Leben alle Augenblicke bedrohen. Wie bedauernswerth ist nicht ein Mensch, dem

nur einer der edlen Sinne fehlt. Der Blinde z. B. sieht Nichts von Gottes schöner Erde! Er sieht nicht um sich die buntgefärbten Wiesen, noch die Bäume der Gärten und Wälder mit ihrem reizend grünen Laube. Er sieht nicht die prächtige Sonne am blauen Firmamente, noch den freundlichen Mond und alle die funkelnden Sterne! Er sieht nicht die guten, besorgten Eltern, die zärtlichen Freunde, die ein so inniges Mitleid mit ihm haben, noch alle die gutherzigen Menschen, die ihm sein trauriges Loos zu versüßen suchen. Ebenso zu beklagen ist der Taube. Wenn einer taub geboren wird, so bleibt er auch stumm und heißt dann taubstumm. Die Sprache ist aber die Pforte, durch welche das Denken dem Menschen erschlossen wird; daher ist der taubstumme noch weniger des Unterrichtes und der Bildung fähig als der Blinde. O wie viel Dank seid ihr dem lieben Gott schuldig, daß er euch gesunde Sinne gegeben hat! Und wie müßt ihr es euch angelegen sein lassen, mit ihrer Hülfe nur Gutes zu lernen. Wie undankbar wäret ihr gegen Gott, wie sträflich würdet ihr euch machen, wenn ihr eure Sinne zum Bösen mißbrauchtet. O so weihet denn, liebe Kinder, alle eure Kräfte, sowohl des Leibes als der Seele, dem liebenden Schöpfer!

222. Das menschliche Auge und der Himmel.

Seiner Lieblichkeit wegen ist das menschliche Auge mit einem klaren Quell, mit einem Krystall verglichen worden. Beziehungsreicher ist indeß seine Vergleichung mit dem Himmel: Beide befinden sich in der Höhe, beide sind gewölbt; der Augenstern gleicht der Sonne, die am Himmel strahlt; das Weiße im Auge, matter als der Stern, ist dem mildern Lichte des Mondes ähnlich; die Regenbogenhaut mit ihren verschiedenen Farben kann mit dem Regenbogen am Himmel verglichen werden. Auch hat das Auge nach seinen verschiedenen Zuständen Aehnlichkeiten mit den Zuständen des Himmels. Es wird getrübt durch Gemüths-

bewegungen, wie der Himmel durch Ungewitter; das Funken sprühende Auge des Zornigen findet sein Gegenbild am Blitze, der bei einem Gewitter aus den tobenden Wolken zuckt; die Thränen des Auges sind wie die Regentropfen, die der Himmel auf die Erde herabgießt; das Auge erheitert sich gleich dem Himmel; es strahlt nach dem Weinen wieder hell und freundlich. Und wie schön ist auch ihre wechselseitige Beziehung: der Himmel leuchtet lieblich in das Auge, um das Auge zu sich hinauf zu ziehen, und mit welcher Sehnsucht blickt nicht das Auge zu ihm hinauf!

223. Das Wasser.

Du siehst das Wasser in Bächen und Flüssen dahin fließen und immer neues nachkommen. Wo kömmt denn all das Wasser her, und wo geht es hin? Den ganzen Tag hindurch steigen von der Erde, und besonders von der Oberfläche des Wassers, kleine Wassertheilchen in luftförmiger Gestalt in die Höhe empor, das sind Dünste. Diese Dünste könnet ihr am Tage gewöhnlich nicht sehen, wohl aber gegen den Abend, wo sie sich verdichten und als sichtbare Wasserdämpfe auf dem Wasser und feuchten Plätzen schweben. Der Nebel, der manchmal den Tag so sehr verdunkelt, ist auch nichts Anderes, als solche Wasserdünste, die sich in der niedern Luft angehäuft haben. Die Dünste, die den Tag hindurch in die Höhe hinaufsteigen, verdichten sich während der Nacht wieder und werden zu Tropfen, die ihr dann am Morgen in der Gestalt von Perlen an Kräutern und Gräsern hangen sehet. Das ist der Thau. Die Dünste sammeln sich oft hoch in der Luft und bilden dann Wolken, welche bald wie Schäfchen, bald wie Berge, bald wie lange Streifen aussehen. Wenn nun die Dünste, woraus die Wolken bestehen, sich verdichten, so bilden sie Tropfen, die als wohlthätiger Regen herabfallen. Der Regen erfrischt den lechzenden Erdboden, und erquickt die Pflanzen, wenn sie in des Sommers Hitze zu verschmachten drohen. Oft ist unser Himmel heiter und die Erde ausgetrocknet, die Blumen welken, Gras und Kräuter hangen schlaff nieder und drohen zu verdorren, und die Thiere des Feldes schmachten vor Durst. Woher soll nun ein starker Regen kommen, da der Himmel wolkenlos ist, die Erde nicht mehr viel ausdünstet und die Luft glühend ist? Höret, Kinder, wie der liebe Gott sorget! Es erhebt sich durch seinen Willen der Wind, und der führt plötzlich Wolken herbei, die sich an fernen Orten gebildet hatten. Aus ihnen strömt nun der Alles erquickende Regen auf unsere Fluren. Wie muthig erheben sich jetzt wieder die getränkten

Kräuter und Blumen, wie frisch wird das Grün der Wiesen und Wälder, welche Wohlgerüche durchfliegen die abgekühlte Luft!

Das Wasser ist kühl oder kalt, es nimmt jedoch die Wärme an, so daß es sehr heiß werden kann. Wird das Wasser warm, so löst es sich in Dünste oder Dämpfe auf. Die Kälte verwandelt das Wasser in Eis. Gefriert der Thau, so nennen wir ihn Reif. Gefrieren die Wassertropfen in der Luft, indem sie herunterfallen, so entsteht daraus Schnee oder Hagel. Der Schnee bedeckt und erwärmt im Winter die junge Saat, daß der Frost und der kalte Wind ihr nicht schaden.

224. Quellen, Bäche, Flüsse, Meere.

Auf Bergen und Anhöhen sickert beständig Wasser durch die lockere Erdmasse, bis es auf eine Erdart gelangt, welche kein Wasser durchläßt. Hier sammelt es sich und sucht dann einen Ausweg; da wo es hervorquillt, ist eine Quelle. Das meiste Quellwasser ist klar und kann zum Trinken und Kochen benutzt werden. Viele Quellen führen verschiedene aufgelöste mineralische Stoffe, als Schwefel, Eisen u. s. w. mit sich und heißen daher Mineralquellen. Da sie auch heilende Kräfte besitzen und Kranke ihr Wasser trinken und es als Bäder benutzen, so nennen wir sie Heilquellen und Gesundbrunnen. Die Mineralquellen sind kalt, warm oder heiß. Man findet deren, die so heiß sind, daß man darin Eier sieden und Fleisch kochen kann. Viele Quellen halten auch eine Menge Salztheile in sich aufgelöst, und diese nennt man Salzquellen; aus ihnen wird das Salz gesotten, ein Gewürz, das wir bei Zubereitung unserer Speisen durchaus nicht entbehren können. Da sehen wir, wie liebreich Gott für uns sorgt; auch in der Tiefe der Erde hat er Vorräthe, woraus er uns so viel gibt, als wir bedürfen.

Die weiterfließende Quelle wird nach und nach größer und bildet ein Bächlein. Dieses erhält von andern Quellen, von Regen und Schnee einen Zufluß, und wächst an zu einem Bache. Mit diesem vereinigen sich andere Bäche, und er breitet sich aus zu einem dahin rauschenden Flusse. Der Fluß ist breit und tief und nimmt von beiden Seiten viele Bäche und andere Flüsse auf, und so entsteht ein Strom, welcher seinen Wasserreichthum in's Meer ergießt.

Derjenige Theil des Landes, welcher dicht an das Gewässer stößt, heißt Ufer. Wer auf einem Kahne den Fluß hinabfährt, der hat zu seiner linken Hand das linke, und zur rechten Hand das rechte Ufer. Die lange Vertiefung, in welcher das Wasser eines Flusses fließt, heißt das Bett desselben. Da, wo ein Fluß in einen andern oder in's Meer fließt, ist seine Mündung.

Das Meer füllt die niedrigsten Theile des Erdbodens und bedeckt den größten Theil desselben, so daß es viel größer ist, als alle Länder der Erde zusammen. Obgleich sich viele Flüsse und Ströme in dasselbe ergießen, so wird es doch nicht größer. Denn ein Theil seines Wassers löset sich beständig in Dünste auf; diese werden vom Winde fortgetrieben und ergießen sich als Landregen auf unsere Felder. Die Tiefe des Meeres ist sehr verschieden; an einigen Stellen beträgt sie mehrere hundert, an andern mehrere tausend Fuß. Das Meerwasser ist salzig und untrinkbar, und so geschieht es wohl, daß Seeleute, obschon vom Wasser umgeben, wenn ihnen das mitgenommene Trinkwasser ausgeht, in Gefahr stehen, vor Durst zu sterben. Daß das Meerwasser so viel Salz enthält, ist indeß wieder eine Weise Einrichtung Gottes. Wäre es nicht salzig, so könnte es leicht in Fäulniß übergehen, und im Winter würde es eben so leicht gefrieren, als das Flußwasser, und die Schiffe auf dem großen Weltmeer würden plötzlich festsitzen. Merkwürdig ist, daß das Meer regelmäßig jeden Tag zweimal eine ziemliche Strecke vom Ufer oder von der Küste zurücktritt, eine Viertelstunde in dieser Lage bleibt, dann wieder sechs Stunden lang steigt, bis es eine gewisse Höhe am Lande erreicht hat. Das Fallen des Wassers wird Ebbe, das Steigen Fluth genannt.

225. Nutzen des Wassers.

Das Wasser ist eine der größten Wohlthaten Gottes. Wie durchaus unentbehrlich ist nicht der Regen der Pflanzenwelt! Eben so nothwendig ist das Wasser allen anderen lebenden Geschöpfen; daher gab die treue Fürsorge des gütigen Schöpfers es allen in so reicher Fülle. Was Jedes haben muß, das gibt's im Ueberfluß.

Außerdem daß das Wasser den Fischen und vielen andern Thieren zum Aufenthalt, den Pflanzen zur Nahrung dient, und Menschen und Thiere ihren Durst damit löschen, gewährt es dem Menschen insbesondere noch mancherlei erhebliche Vortheile. Er gebraucht es, seine Speisen zu bereiten, seinen Körper, seine Wäsche, seine Kleider, Häuser und Hausgeräthe zu reinigen. Auch löscht Wasser das Feuer und ist daher bei Feuersbrünsten wichtig; es trägt Schiffe, wodurch es möglich wird, auch die entferntesten Gegenden mit einander in Verbindung zu setzen; es treibt Mühlen und andere Maschinen, und was sind die Dämpfe, deren erstaunliche Kräfte wir bei den Dampfmaschinen bewundern müssen, anders als Wasser?

Obgleich das Wasser so überaus viel Nutzen bringt, so kann es doch auch großen Schaden anrichten. Wie verderblich kann nicht im Sommer der Hagel wirken! Auch ereignet es sich wohl, daß die aufsteigen-

den Dünste, die höher hinauf Wolken bilden würden, sich plötzlich in Wasser zersetzen, und daß es zugleich aus einer höher stehenden Wolke in der gewöhnlichen Weise regnet. Alsdann fällt das Wasser auf einmal und in großen Massen zur Erde. Dieses ist der sogenannte Wolkenbruch. Es sieht dabei aus, als wenn eine große Wolke aus der Höhe bis auf die Erde herunter reiche und letztere berühre.

Wo ein Wolkenbruch stattgefunden hat, da fluthet das Wasser in ungeheuren Strömen fort, zerreißt die Felder, stürzt Mauern und Häuser ein, wälzt große Steinmassen fort und überschwemmt weite Landstrecken so, daß Menschen und Vieh in Lebensgefahr gerathen. Die Wolkenbrüche geben uns Zeugniß, was für eine große Wassermasse in einem kleinen Raume des Luftkreises enthalten ist. — Wie große Gefahren droheten uns jeden Augenblick, wenn die allenkende Hand Gottes die Wolken nicht so führte, daß sie den Menschenkindern nur Segen herabträufeln!

Welche Verheerungen die Ueberschwemmungen eines Flusses anrichten können, ist euch bekannt.

226. Lied der Bauern beim Regen.

Von neuem seh'n wir's offenbar, daß Gott uns nie vergißt, daß Gott zu jeder Stund' im Jahr der beste Vater ist. Da gießt nach langem Sommerbrand sein Regenguß auf's dürre Land. Du lieber Gott, wie traurig sah's in Gärten, Wies' und Feld! Verdorrt war Korn, Gemüs' und Gras, das Laub von Hitz' entstellt; vor dickem Staub erkannte man nicht Wegewart noch Wandersmann. Die welken Aehren neigten sich, und gelblich war ihr Grün; der zarte Flachs schwand sichtbarlich, erstickt vom Unkraut, hin. Matt schlich das Vieh zur Weid' hinaus und kehrte matter noch nach Haus. Des Futters und der Milch beraubt, wehklagte Kalb und Kuh. Wir standen mit gesenktem Haupt' und sah'n dem Jammer zu und seufzten auf: Du lieber Gott, gib uns und unsern Kindern Brod! Doch allbarmherzig schauet er, der Vater, unsere Müh'n. Am Himmel sah'n wir fernerher Gewölk wie Schäfchen zieh'n; und näher zog im raschen Lauf das schwarz gedrängte Wetter auf. Rings schwand, in Wolkennacht gehüllt, des Himmels lichtes Blau, und Regen rauschte kühl und mild

auf Garten, Feld und Au! Und Donner jauchzten durch die Nacht, o Vater, deine Lieb' und Macht! Wie frisch erhebt der Halm sein Haupt! Wie blüht der Flachs so blau! Wie steht der Baum so neu belaubt, so glänzend grün die Au! Und welch' ein übersüßer Duft füllt rings umher die kühle Luft! Das Alles, lieber, guter Gott, hat deine Macht gethan! Verschwunden ist des Wetters Noth, die wir mit Schrecken sah'n! Drum laß uns immer dir vertrau'n und nie zu ängstlich vorwärts schau'n!

227. Die Luft.

1. Ueberall, wo wir gehen und stehen, sind wir von Luft umgeben. Wir können sie zwar nicht sehen, aber wir fühlen sie, wenn wir nur eine Hand schnell bewegen, oder wenn der Wind weht; denn der Wind ist nichts anders als schnell sich bewegende Luft. Ein sanfter Wind ist an warmen Tagen angenehm, weil er die Luft abkühlt. Aber ein heftiger Wind, ein Sturm, der so heult und braust, kann auch große Verwüstungen anrichten. Er kann Bäume mit der Wurzel ausreißen, Menschen, Thiere und Wagen umstürzen, Dächer abdecken, Schiffe auf dem Meere hin und her werfen und an Felsen schleudern, daß sie Schiffbruch leiden. Der Wind leistet aber auch vielerlei Nutzen. Er setzt die Windmühlen in Bewegung und bläst in die ausgespannten Segel der Schiffe, so daß diese leicht und schnell über das Wasser dahin fahren. Er reinigt die Luft von schädlichen Dünsten, verbreitet die Lebensluft (von der wir bald mehr sagen werden) überall gleichmäßig, und führt die Wolken aus entfernten Gegenden herbei, welche das Land durch Regen erquicken.

2. Die Luft ist so fein, daß sie auch in die kleinsten Zwischenräume der Körper, selbst in die des Wassers eindringt. Ihr könnt die Luft zusammenpressen. Dies thut ihr mit euren Knallbüchsen. Die zusammengepreßte Luft sucht sich aber wieder auszudehnen und thut dies oft mit großer Gewalt.

So fein die Luft auch ist, so hat sie doch eine gewisse Schwere und übt einen Druck aus; und ihr glaubt es kaum, wenn euch gesagt wird, daß ein Mensch von mittlerer Größe einen Luftdruck von 30,000 Pfund mit seinem Körper auszuhalten hat! Von einer solchen Last würde er freilich zermalmt werden, wenn die Luft nicht von allen Seiten her drückte, und die im Körper eingeschlossene Luft dem Drucke der äußern Luft nicht entgegenwirkte, und so den Körper im Gleichgewicht erhielte.

3. Ohne Luft gäbe es keinen Schall, und wäre es todtenstill in der

ganzen Natur. Der Schall entsteht, wenn ein Körper in zitternde Bewegung geräth; diese Bewegung theilt sich der Luft mit, welche den Schall zu unsern Ohren fortleitet. Wenn ihr sprechet, so setzet ihr die Luft durch eure Sprachwerkzeuge in eine solche zitternde Bewegung, und dadurch entstehen die Sprachtöne. Der Schall verbreitet sich schnell und in einer Sekunde wohl durch einen Raum von 340 — 345 Meter. Wenn der Schall an einen festen Körper anstößt, so prallt er wieder zurück, und man hört ihn noch einmal; dies nennt man Echo oder Wiederhall.

4. Die Luft besteht hauptsächlich aus zwei Luftarten, welche Stickstoff und Sauerstoff heißen.

Der Sauerstoff, auch Lebensluft genannt, verbindet sich beim Athmen mit unserm Blute und erhält dadurch unser Leben. Ohne diese Luft würden Menschen und Thiere in einem Augenblicke umkommen, und selbst die Pflanzen würden sterben. Der Sauerstoff würde aber für sich allein unser Leben allzuschnell aufzehren; deßhalb hat der liebe Gott in seiner Weisheit ihn mit dem Stickstoffe vermengt.

5. Beim Ausathmen hauchen Menschen und Thiere eine höchst schädliche Luftart aus, welche die uns umgebende Luft zum Athmen ganz untauglich machen würde, wenn sie sich darin anhäufte. Damit dies aber nicht geschehe, hat es Gott wieder so eingerichtet, daß die Pflanzen gerade diese böse Luft zu ihrer Nahrung brauchen und sie fortwährend aufsaugen und dafür die uns so unentbehrliche Lebensluft aushauchen. O wie schön, wie wunderbar ist doch Alles in der Natur eingerichtet, und wie väterlich sorgt der liebe Gott für alle seine Geschöpfe!

Ihr begreifet nun auch, wie schädlich es sein muß, wenn viele Menschen in einem engen Raume zusammen sind, und wie die Sorge für die Gesundheit es erfordert, das Wohnzimmer häufig zu lüften. Diese böse Luft, welche Menschen und Thiere ausathmen, wird aber auch beim Verbrennen, bei der Gährung des Weines, des Bieres, bei der Fäulniß der Thiere und Pflanzen u. s. w. erzeugt, und ist fast immer in unterirdischen Höhlen, Bergwerken, in Kellern und Brunnen, zu denen die äußere Luft keinen freien Zutritt hat. Sollt ihr euch nun einmal in einen solchen Ort begeben, so vergesset nicht, vorher ein Licht an einer Stange hinabzulassen. Erlischt das Licht, so ist das ein Zeichen, daß kein Sauerstoff da ist; denn nur im Sauerstoffe kann ein Feuer brennen. Wolltet ihr dessen ungeachtet euch hinabwagen, so würdet ihr unfehlbar an böser Luft ersticken.

228. Der Nordwind.

Der Nordwind ging einmal spazieren; aber da er ein

wilder Geselle war, so trieb er allerlei Unfug. Als er in den Garten kam, da zaus'te er die Rosen an den Haaren, der Lilie knickte er den Stengel, brach die reifen Aprikosen ab, und warf die Birnen in den Koth. Im Felde trieb er es noch ärger. Da stieß er die Aehren in den Staub, schüttelte die reifen Aepfel ab, riß die Blätter von den Zweigen und streute sie in der Luft umher; ja einen alten, schwachen Baum stürzte er ganz um, daß die Wurzeln in der Höhe standen. Da gingen die Leute klagen zu dem Windkönige, der in seinem Luftschlosse die Winde nach Belieben gefangen hält oder gehen läßt. Und sie erzählten ihm, was der wüste Nordwind angerichtet habe, und wie der Garten und das Feld trauerten über das Leid, das er ihnen zugefügt habe. Da ließ der König den Nordwind kommen, und fragte ihn, ob es wahr sei, was die Leute klagten. Er konnte es nicht leugnen, denn der zerstörte Garten und das zerstörte Feld lagen vor Aller Augen. Da fragte der König: „Warum hast du das gethan?“ Der Nordwind antwortete: „Ei, ich habe es ja nicht übel gemeint; ich wollte spielen mit der Rose, und mit der Lilie, und der Aprikose, und mit den Uebrigen. Ich habe nicht gedacht, daß es ihnen weh thun würde.“ Da sagte der König: „Wenn du ein so grober Spieler bist, dann darf ich dich nicht mehr hinauslassen. Den ganzen Sommer über muß ich dich eingesperrt halten; im Winter, wenn es keine Blumen und keine Blätter und Früchte mehr gibt, dann magst du hinausgehen und spielen. Ich sehe, du passest nur für das Eis und den Schnee, aber nicht für die Blumen und Früchte.“

229. Das Licht.

1. Eine der edelsten Gaben ist das Licht, welches bewirkt, daß wir die uns umgebenden Dinge sehen können. Die Ursache des Lichtes ist uns noch unbekannt. Gewisse Körper haben die Eigenschaft, das Licht von sich ausströmen zu lassen oder dasselbe in Thätigkeit zu setzen, und heißen daher selbstleuchtende Körper. Alle übrigen Körper, die kein eigenes Licht haben, und nur gesehen werden können, wenn sie das Licht irgend eines selbstleuchtenden Körpers zurückwerfen, nenne

man dunkle Körper. Leuchtende Körper sind die Fixsterne, Irrlichter, Sternschnuppen oder fallende Sterne, brennende Lichter und vor allen die mächtig strahlende Sonne. Auch faules Holz, die Johanniswürmchen und andere Thierchen leuchten im Dunkeln. Die Planeten, die Erde und fast alle auf der Erde befindlichen Gegenstände sind dunkle Körper.

2. Das Licht strömt nach allen Richtungen und zwar in geraden Linien, die man Strahlen nennt. Damit wir irgend einen Körper sehen können, müssen Lichtstrahlen von ihm in unsere Augen fallen. Durch eine kleine Oeffnung in einem Kartenblatte sehen wir eine ganze Gegend, d. h. es fallen Lichtstrahlen von allen Gegenständen einer ganzen Gegend durch diese kleine Oeffnung in unser Auge. Wie erstaunlich fein ist daher das Licht!

3. Gewisse Körper, wie Glas, Wasser, Luft, lassen das Licht durchfallen und heißen daher durchsichtige; andere lassen kein Licht durch, sondern werfen es ganz oder theilweise zurück; diese nennen wir undurchsichtige Körper; durchscheinend werden solche Körper genannt, die, wie Papier, nur wenig Licht durchlassen. Fällt das Licht auf einen undurchsichtigen Körper, so bemerken wir hinter demselben einen nicht erleuchteten Fleck, der Schatten heißt.

4. Das Licht verbreitet sich mit einer unbegreiflichen Geschwindigkei und fliegt in einer Sekunde durch einen Raum von 80,000 Stunden.

5. Das Licht ist die Ursache der Farben. Fängt man einen durch ein kleines Loch eines Fensterladens in ein dunkles Zimmer fallenden Lichtstrahl vermittels eines dreieckig geschliffenen Glases, das man Prisma nennt, auf, so werden aus dem einen weißen Lichtstrahl sieben einfache auseinander laufende Strahlen, wovon ein jeder eine andere Farbe hat; und man sieht an der gegenüber stehenden Wand die sieben Farben des Regenbogens, nämlich: roth, gelb, pomeranzengelb, schwefelgelb, grün, hellblau, dunkelblau, veilchenblau. Hieraus glaubt man nun schließen zu können, daß ein Körper uns z. B. roth erscheint, wenn er die Eigenschaft hat, nur den rothen einfachen Strahl ins Auge zurückzuwerfen und die sechs übrigen aufzusaugen und zu verbergen. Wann wird demnach ein Körper grün, blau, gelb sein? Ein Gegenstand, der die sieben einfachen Strahlen zugleich zurückwirft, ist weiß; ein anderer, der sie alle auffaugt, ist schwarz, d. h. ohne Farbe. Wie weise hat es der Schöpfer wieder eingerichtet, daß die verschiedenen Körper auch verschiedene einfache Lichtstrahlen zurückwerfen! Dadurch entsteht jener Wechsel von Farben in der Natur, der das Auge so sehr erfreut, und es wird uns das Unterscheiden der Dinge erleichtert.

Wie aber eigentlich das Licht die Farben hervorbringt, und die Hü-

gel und Fluren so bunt malt, das ist ein Wunder Gottes; kein Mensch, auch nicht der allergelehrteste, kann es ergründen.

6. Zwar kennen wir die Ursache des Lichtes nicht, aber das wissen wir, daß es eine der größten Wohlthaten des Schöpfers ist, für welche wir ihm nicht genug danken können. Ohne Licht kann keine Pflanze keimen, wachsen und gedeihen. Gewächse, die in dunkeln Kellern gezogen werden, sind weißlich gelb und fast ohne Saft und Geschmack. Und wie merkwürdig! Die Keime der in Kellern aufbewahrten Kartoffeln und anderer Gewächse wachsen nach den Kelleröffnungen hin, gerade als ob sie Verstand hätten und wüßten, was ihnen fehle. Wie sieht man auch die Samen auf dem Felde so traurig und welk da stehen, wenn nur einige Wochen lang ein stets umwölkter Himmel die Sonne verhindert, sie mit ihren Strahlen zu beleben; welch ein kräftiges Grün schmückt sie dagegen bei heiterer Witterung! Auch den Menschen und den Thieren ist das Licht unentbehrlich. Wer eingekerkert des Lichtes entbehren muß, bleicht und siecht nach und nach hin, gleich einer welkenden Pflanze. Gesetzt auch, liebe Kinder, Menschen, Thiere und Pflanzen könnten ohne Licht bestehen; wie traurig würde dann doch euer Leben hinfließen! Ohne Licht hättet ihr vergebens das kunstvoll gebaute Auge; Alles wäre schwarz um euch; die Welt, in eine undurchdringliche Nacht gehüllt, wäre ein unendliches Grab. Kein frisches Grün, kein Farbenwechsel, kein blauer Himmelsbogen, kein funkelnder Stern würde euer Auge ergötzen. Kurz, ihr theiltet das Schicksal des armen Blinden! Drum erheben wir dankend das Gemüth zum freundlichen und gütigen Urheber des Lichtes!

230. Die Wärme.

1. Wenn ihr aus der kalten Luft in ein geheiztes Zimmer tretet, so empfindet ihr Etwas, das ihr alle wohl kennet, das aber weder ihr noch ein anderer beschreiben kann; ihr empfindet nämlich **Wärme**.

Wenn wir einen Körper berühren, der weniger Wärme hat, als unser Finger, so fühlen wir, daß er diesem Wärme entzieht, und wir nennen ihn **kalt**; hat dagegen ein Körper, den wir berühren, mehr Wärme, als wir, so theilt er uns von derselben mit, und wir nennen ihn **warm**. Den Grad der Wärme, den man bei einem Körper antrifft, heißt man seine **Temperatur**; einen sehr hohen Grad von Wärme nennen wir Hitze.

2. Es gibt verschiedene Mittel, die Wärme an einem Körper zu erregen. Unter diesen Mitteln steht das Licht der Sonne oben an. Wie mächtig offenbart es nicht seinen Einfluß auf Erregung der Wärme im Sommer, und wie kräftig wirkt es durch Brenngläser, worin sein

Strahlen gesammelt werden! Auch durch Zusammendrücken der Körper, welches wir durch Reiben, Stoßen, Klopfen und dgl. bewirken, wird Wärme erregt. Was seht ihr oft die Leute thun, um die kalten Hände zu erwärmen? Wenn ihr mit freien Händen an einem Seile oder Baume herunterrutschet, was empfindet ihr an demselben? Habt ihr auch schon Bohrer, Sägen unmittelbar nach ihrem Gebrauche berührt? und welche Empfindung verursachten diese Dinge euch? Wißt ihr auch, daß zwei Holzstäbe heftig an einander gerieben, sich bald vor Hitze entzünden, und daß sich die Wilden durch dieses Mittel Feuer verschaffen? Daß Funken herausfahren, wenn man einen Stahl an einem Feuerstein herunterschlägt, wißt ihr wohl; aber das dürftet ihr noch nicht wissen, daß diese Funken glühende Theilchen des Stahles sind. Wie erklärt ihr euch diese Erscheinungen, und welche andere hieher gehörige wißt ihr noch anzuführen?

Daß Heu, Grummet, feucht aufeinander gepackt, in eine solche Hitze gerathen können, daß sie sich entzünden, habt ihr wohl schon gehört; daß eine bedeutende Hitze entsteht, wenn man Wasser auf gebrannten Kalk gießt, das wißt ihr auch schon längst aus Erfahrung. Auch durch mehrere andere Mischungen und Verbindungen von Körpern kann ein hoher Grad Hitze entstehen, und somit kennt ihr nun ein drittes Mittel der Wärmeerregung.

3. Die Wärme pflanzt sich auf zweierlei Weise fort: einmal durch die Luft, indem sie, wie das Licht, in Strahlen von einem erhitzten Körper ausströmt, was man strahlende Wärme nennt; dann auch, indem sie sich durch die ganze Masse eines Körpers von Theilchen zu Theilchen verbreitet, bis alle einen gleichen Wärmegrad haben.

Wenn man zwei Körper von ungleicher Wärme mit einander in Berührung bringt, so gibt der wärmere so viel von seiner höhern Temperatur an den kälteren ab, bis sie beide gleich warm sind. Hieraus kann man sich eine Menge häufig vorkommender Erscheinungen leicht erklären, z. B. warum sich im Winter bei Thauwetter, das auf Frost folgt, Glatteis bildet; warum unter denselben Umständen die Mauern von einer weißen Eiskruste überzogen werden u. s. w.

4. Die Körper nehmen aber nicht alle gleich gut die dargebotene Wärme an. Diejenigen, welche dieselben schnell annehmen, sie eben so schnell wieder verlieren und daher bald erkalten, heißen gute Wärmeleiter; solche Körper dagegen, welche die Wärme nicht so leicht annehmen, aber die einmal empfangene Wärme längere Zeit behalten, nennen wir schlechte Wärmeleiter; gute Wärmeleiter sind schlechte Wärmebehälter und schlechte Wärmeleiter, gute Wärmebehälter. Gute Wärmeleiter sind Metalle, wie Gold, Silber, Eisen u. s. w., dann auch Steine, Ziegeln, Glas. Federn, Haare, Wolle, Stroh, Heu,

Holz, Schnee, Luft, Wasser sind schlechte Wärmeleiter, und mithin gute Wärmebehälter. Warum lassen wir uns nun unsere Kleider aus solchen Stoffen machen, die schlechte Wärmeleiter sind? Warum halten wollene Kleider wärmer als leinene? Wodurch verhindern wir die innere Wärme, die sich beständig in unserm Körper erzeugt, nach außen in die Luft zu entweichen? Warum haben metallene Geschirre hölzerne Griffe? Warum umwindet man im Winter Bäume mit Stroh? Welche andere Erscheinungen kennet ihr, die sich auf die Leitung der Wärme beziehen?

5. Wenn ihr eine schlaffe Blase, fest zusammengebunden, auf den warmen Ofen legt, so seht ihr, wie sie nach und nach aufschwillt, daß sie gar zerplatzen würde, wenn ihr sie nicht bei Zeiten herabnähmet; das kommt daher, daß die in der Blase eingeschlossene Luft sich durch die Wärme ausdehnet. Eine ähnliche Wirkung übt die Wärme, wenn auch nicht in gleichem Grade, auf alle Körper aus, denen sie sich mittheilt; dies drückt man gewöhnlich aus durch den Satz: bei steigender Wärme dehnen sich die Körper aus, bei abnehmender Wärme ziehen sie sich zusammen. Warum schlägt der Schmied das eiserne Band glühend um das Rad? Warum soll man einen Papierstreifen unter das Glas bringen, das man auf den heißen Ofen stellt? Gebet andere Erscheinungen an, die sich aus der Ausdehnung durch Wärme erklären lassen!

6. Zur Messung der Wärmegrade der Luft und anderer Körper bedient man sich des Thermometers. Es ist eine unten in eine hohle Kugel auslaufende und oben geschlossene Glasröhre, welche theilweise mit Quecksilber oder einer andern Flüssigkeit gefüllt ist. Diese Flüssigkeit steigt bei zunehmender und sinkt bei abnehmender Wärme; warum? Die Röhre ist an ein Brett befestigt und dieses ist in Grade abgetheilt, woran man erkennt, wie hoch die Flüssigkeit steht.

7. Plötzliche Ausdehnung durch Wärme wirkt oft sehr schädlich, und namentlich ist dies der Fall bei erfrornen Aepfeln, Kartoffeln, Eiern u. dgl. Wenn man z. B. erfrorne Aepfel gleich an einen geheizten Ort bringt, um ihre Temperatur schnell zu erhöhen, so werden sie wegen der plötzlichen Ausdehnung schal und geschmacklos und gehen bald in Fäulniß über; viel besser erreicht ihr euren Zweck, wenn ihr solche Äpfel nur allmählich wärmer werden lasset, und sie deßhalb in eiskaltes Wasser bringt. Die Äpfel entziehen alsdann, da sie kälter sind als das Wasser, diesem so lange von seiner höhern Temperatur, bis sie mit demselben einen gleichen Wärmegrad haben; daß hiebei das Wasser zu einer niedrigern Temperatur herabsinkt, erkennet ihr daran, daß dasselbe um die Äpfel gefrieret und eine Eisdecke sich ansetzt. Ebenso müssen auch erfrorene Glieder behandelt werden. Viele, die erfrorne Hände oder

Füße am heißen Ofen plötzlich erwärmt haben, mußten für diese Unvorsichtigkeit ihr ganzes Leben lang büßen und nicht selten wegen Brandentzündung diese Glieder abnehmen lassen. Auch erfrorne Menschen müssen zuerst mit Schnee gerieben werden, bis sich wieder eine Lebensspur bei ihnen zeigt; dann erst dürfen sie in ein mäßig erwärmtes Bett gebracht werden.

8. Indem die Wärme die Körper ausdehnt, vermindert sie auch den Zusammenhang der Theilchen, woraus sie bestehen; daher zerbrechen auch sobald irdene Schüsseln und Teller, die häufig am Feuer oder am heißen Ofen erhitzt werden. Das ist auch der Grund, warum viele Körper z. B. Metalle, schmelzen, warum Flüssigkeiten sich in Dünste auflösen, warum brennbare Körper verbrennen, wenn ihnen der gehörige Wärmegrad mitgetheilt wird.

9. Beim Verbrennen eines Körpers lösen sich fortwährend Theilchen von demselben auf; der Sauerstoff der Luft tritt hinzu und, indem er sich mit den sich auflösenden Theilchen verbindet, entsteht eine bedeutende Hitze, wobei sich Licht entwickelt; dies nennen wir Feuer. Will man daher ein Feuer löschen, so braucht man nur den Zutritt der Luft zu verhindern. Dies geschieht, indem man Wasser in Menge über den brennenden Körper stürzt oder ihn mit Sand, Steinen u. s. w. bedeckt. Kann man in einem brennenden Schornsteine die Luft von unten und oben verhindern einzudringen, so erstickt das Feuer fast augenblicklich; eben so kann man das in einem Keller ausgebrochene Feuer tödten, wenn man alle Öffnungen fest verstopft.

10. Wo ein flüssiger Körper sich in Dünste verwandelt, da entsteht eine merkliche Kühlung. Wenn wir uns an heißen Sommertagen im Freien bewegen, so wird die anfangs fast unerträgliche Hitze uns weit leidlicher, sobald wir zu schwitzen anfangen: die Schnitter auf dem Felde können es wegen des vielen Schweißes in der größten Hitze aushalten. Nach dem Gewitterregen folgt eine angenehme Kühlung auf die vorhin so drückende Schwüle; wenn ihr unmittelbar nach einem Bade aus dem Wasser tretet, so zittert euer Körper vor Kälte, obgleich die euch umgebende Luft wärmer ist als das Wasser; wenn wir in heißen Zimmern den Fußboden oder die Wände mit Wasser benetzen, so mäßigt sich merklich die Temperatur des Zimmers. Erkläret, wie dies Alles zugeht und gebet noch andere, ähnliche Erscheinungen an.

11. Welch ein kostbares Himmelsgeschenk ist nicht die Wärme! Ohne sie könnte keine Pflanze wachsen, kein Thier leben; durch ihre bloße Abnahme erstarret Alles, was nur eine Spur des Lebens äußert; durch sie trotzen wir im wohlgeheizten Zimmer dem grimmigen Winterfroste, der uns Zernichtung droht; das Feuer ist uns durchaus unentbehrlich

zur Bereitung der Speisen und der Arzneien, zum Bierbrauen, zum Brodbacken, zum Schmelzen der Metalle und zu unzähligen andern Verrichtungen; alle Kunsterzeugnisse verdanken wir dem durch die Wärme erzeugten Feuer. Ihr seht, liebe Kinder, je mehr wir die Gaben kennen lernen, die uns der liebe Gott zu Theil werden ließ, desto wärmer muß der Dank in unsern Herzen gegen den Allgütigen erglüh'n!

So groß aber der Nutzen des Feuers ist, ebenso schrecklich sind auch die Verheerungen desselben bei Feuersbrünsten, wodurch bisweilen ganze Dörfer und Städte in Schutthaufen verwandelt werden. Diese traurige Erfahrung sollte Jedermann bewegen, mit dem Feuer und dem Lichte vorsichtig umzugehen, und oft folgende Verse zu beherzigen:

Gebt Acht auf's Feuer und auf's Licht;
Sagt nicht: „ein Funke schadet nicht!“
Ein Funke Feuer noch so klein,
Er äschert ganze Städte ein.

231. Die Feuersbrunst.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft:
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand!
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth.

Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet!
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und, als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Leergebrannt ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück.

Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

232. Das Gewitter.

1. Reibt man eine Siegellackstange mit einem wollenen Lappen, so zieht sie kleine Papierschnitzel, die man ihr nahe bringt, an, stößt sie aber bald wieder ab. Glas, Schwefel, Seide, Pelzwerk, eben so gerieben, äußern dieselbe Wirkung. Wenn ihr einer Katze im Finstern das warme Fell streichet, so bemerket ihr leuchtende Fünkchen. Die Ursache dieser Erscheinung ist ein besonderer, sehr feiner Stoff, der allen Körpern innewohnt, und den man Elektrizität nennt. Die Elektrizität ist eine der mächtigsten Kräfte in der Natur und äußert sich besonders bei der furchtbar schönen Naturerscheinung, die wir mit dem Namen Gewitter bezeichnen. Ein Gewitter entsteht, wenn sich der elektrische Stoff in einer Wolke stark anhäuft, wodurch diese zu einer Gewitterwolke wird. Eine solche Wolke zieht andere Wolken an, und sucht ihnen ihre Elektricität mitzutheilen. Sind diese nun der ersten nahe genug gekommen, dann fährt der elektrische Stoff in der Gestalt eines zickzackförmigen Funkens heraus, den wir Blitz nennen. Der Blitzstrahl durchzuckt den Raum mit einer großen Geschwindigkeit, und dies hat eine plötzliche und gewaltsame Erschütterung der Luft zur Folge, wodurch jenes fürchterliche Krachen und Rollen hervorgebracht wird, das unter dem Namen Donner bekannt ist. Fährt der Blitz auf die Erde, so kann er Häuser entzünden, Bäume zersplittern, Menschen und Thiere lähmen oder gar tödten. Man sagt dann: es hat eingeschlagen. Die Meinung, daß mit dem Blitze sogenannte Donnerkeile herabführen, ist ein Vorurtheil: die kegelförmigen Körper, die man gewöhnlich so nennt, sind versteinerte Thiere, Belemniten genannt. Soviele Pulsschläge ihr zwischen Blitz und Donner zählen könnet, — erinnert euch an die Geschwindigkeit des Schalles, — etwa sovielmal 340 Meter ist das Gewitter entfernt. Hört ihr den Donner unmittelbar auf den Blitz, so ist das Gewitter nahe, und es gilt dann die größte Vorsicht zu gebrauchen.

2. Wer ein gutes Gewissen hat, und auf Gott vertraut, der wird sich beim Gewitter nicht fürchten. Da aber der Blitzstrahl dem Leben Gefahr drohen kann, so fordert die Klugheit, daß ihr euch mit den wichtigsten Verhaltungsregeln bei einem Gewitter bekannt zu machen sucht.

Merket euch daher vor allem diejenigen Körper, die den Blitz leicht

an sich ziehen. Solche sind: alle Metalle, Wasser, Dämpfe, die Körper der Thiere und überhaupt alle feuchten Gegenstände; hohe Gegenstände werden am häufigsten vom Blitze getroffen. Stellet euch daher im Freien unter keinen Baum, verkriechet euch nie in Heu- oder Getreidehaufen, und haltet euch fern von Teichen und Flüssen. Warum thut ein Reiter bei einem Gewitter wohl, vom Pferde herunter zu steigen? Meidet ferner jede schnelle Bewegung, als Laufen, Reiten; denn erhitzte Körper ziehen den Blitz um so leichter an.

In Zimmern entfernet euch bei einem Gewitter von den Fenstern, Öfen und Wänden, und haltet euch mehr in der Mitte des Zimmers; da eine hohe Rauchsäule den Blitz anziehen kann, so löschet das Feuer am Heerde; stellet euch in keine Zugluft und stehet vom Bette auf, wenn Nachts ein Gewitter heranzieht.

Mit dem Gewitter sehr nahe verwandt ist das Wetterleuchten, welches meistens durch die Entzündung einer mit Elektrizität überladenen Wolke entsteht. Diese Erscheinung kann aber auch durch die Blitze ferner Gewitter herrühren, von denen wir den Donner nicht hören.

3. Wie furchtbar auch die Gewitter manchem Menschen erscheinen, so sind sie eine große Wohlthat Gottes. Sie kühlen die Luft und reinigen sie von schädlichen Dünsten; sie sind meistens von einem fruchtbaren Regen begleitet, der die hinwelkenden Gewächse erfrischt und erquickt. Nach dem Gewitter scheint wieder so freundlich die Sonne am klaren, blauen Himmel; Menschen und Thiere erwachen zu neuer Lebenslust; die Lieder der muntern Vögel ertönen noch einmal so schön; Blumen und Kräuter erheben wieder das gesunkene Haupt; Alles freut sich der neubelebten Natur.

233. Das Gewitter.

Vater. Welch' ein Gewitter! Ist es doch, als krachte die Achse des Erdballs! Blitz und Schlag immer schneller und schneller aufeinander. Nun gilt es Vorsicht! — Weg vom Ofen, ihr Kinder! Tretet in die Mitte des Zimmers! Oeffnet die Thür! (dem Gesinde zurufend:) Löscht das Feuer auf dem Heerde aus! Geschwind!

Kinder (sich an ihn schmiegend). Ach, Vater! ach, Vater! O, wie es rasselt und rollt! Alle Fenster zittern!

Vater. Zittert ihr nur nicht! Furcht vergrößert die Gefahr!

Mutter. Gott sei bei uns! Ach, der Blitz hat gezündet! Gewiß! gewiß! Seht, da laufen schon Leute zusammen!

Kinder. Ach, Gott! Feuer! Feuer!

Vater. Still doch! noch wissen wir ja nicht, ob der Strahl gezündet hat oder nicht. — Bleibt, ich laufe, um selbst zu sehen.

Kinder. O, Vater! Vater! In dem schrecklichen Wetter willst du fort? Ach, du wirst erschlagen, und wir sterben vor Angst!

Mutter. Seid doch nicht so verwirrt, ihr Kinder! Geh', geh', lieber Vater, und bring uns bald gute Nachricht!

Vater. Gott geb' es! In wenigen Minuten bin ich wieder bei euch. Adieu! — —

Kinder. Der Vater kommt! Der Vater kommt schon wieder!

Mutter. Ach! was für Nachrichten wird er uns bringen?

Vater. (im Hereintreten). Gott Lob und Dank! Das Glück war größer als das Unglück! Der Strahl hat nicht gezündet, kein Mensch ist verunglückt! Das Wetter entfernt sich, und die Gefahr ist vorbei.

234. Die Sterne.

Keine irdische Herrlichkeit ist in Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Erleuchtung, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herabflimmert. Und wer vermag sie zu zählen, die prächtigen Ampeln des Himmels? Mit unbewaffneten Augen erblickt man ihrer schon über 5000, mittels des Fernrohrs aber entdeckt man immer mehr und mehr; und wie viele mögen noch vorhanden sein, die für unsere Sehkraft unerreichbar sind!

Wir unterscheiden zunächst zweierlei Sterne, nämlich:

1. Solche, die Jahr aus Jahr ein die nämliche Stellung gegen einander behalten; keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich vom andern. Man nennt sie Fixsterne (feste Sterne), und weil sie mit ihrem eigenen Lichte leuchten, Sonnen. Ein solcher Fixstern ist auch unsere Sonne, und für uns der freundlichste und segensreichste.

2. Um die Sonne (und wahrscheinlich auch um alle übrigen Fixsterne) bewegen sich oder wandeln andere Sterne, an und für sich dunkle

Himmelskörper, die ihr Licht und Gedeihen von der Sonne erhalten und Irr- oder Wandelsterne heißen. Einige darunter bewegen sich unmittelbar um die Sonne, und diese sind wieder zweierlei Art, nämlich: a) Solche, die auf ihrer Bahn von der Sonne immer ziemlich gleich weit entfernt bleiben, Planeten. Zu diesen gehört unsere Erde. b) Solche, die der Sonne bisweilen sehr nahe kommen, und dann wieder in eine unermeßliche Entfernung zurückgehen, Kometen, des schönen, leuchtenden Schweifes wegen, der sie mehrentheils ziert, auch Schweifsterne genannt. Andere Sterne bewegen sich zunächst um einen Planeten und mit diesem um die Sonne — so z. B. der Mond um unsere Erde und mit dieser um die Sonne; man nennt solche Sterne Monde oder Trabanten.

235. Die Himmelspracht.

Der Mensch braucht nur die Augen aufzuthun, um die lebendigste Freude und Dankbarkeit zu empfinden über den Wohnsitz, den ihm sein Schöpfer mit Pracht und Bequemlichkeit zuvor ausgerüstet hat, ehe er ihn selbst zum Herrn und Hüter so vieler Güter einsetzte. Ein majestätisches Gewölbe schwebt über unsern Häuptern, so fest und doch so leicht, daß wir staunend fragen, woraus doch dieses blaue Himmelsdach gemacht sei. Tag und Nacht könnte man zu diesem Gewölbe hinaufblicken und immer wieder Neues, immer Wunderbares entdecken. Da spannt sich am Morgen ein schönes Rosenroth bis auf die Erde aus, wie der prachtvollste Vorhang vor dem Gemach der Königin; allmählich färbt er sich heller und heller und prangt zuletzt in purem Golde, wenn auf einmal mitten hervor die glühende Sonne tritt und gar lieblich lächelt, daß sie in Allem, was auf Erden lebt und webt, frohe Lust und Freude zu erwecken vermag. Neben dem prachtvollsten Gestirn ziehen auch Wolken von tausenderlei Gestalt und Schattirung am Tageshimmel dahin; bald milchweiße Schäfchen, bald wieder die finstern, wie Berge aufgethürmten Ungeheuer, aus denen Hagel, Blitz und Donner auf die erschreckte Erde niederfahren. Und wie wird erst der Abend prächtig, wenn die Sonne hinter die fernen Gebirge hinabgesunken und wieder ein Purpurvorhang, das

Abendroth, den hellen Himmel überzieht, hie und da aber ein Sternlein nach dem andern neugierig hervorblinzelt, als wollt' es erlauschen, was die Geschöpfe Gottes da unten auf der Erde treiben. Eine Weile meint man die zerstreuten Himmelslichter zählen zu können; aber unvermuthet flammt hier ein neues, dort eins feuriger hervor, daß man verwirrt die Rechnung aufgibt; auch ist's bald dunkel und, wo man das Auge hinwendet, flimmert's und glitzert's in weißlichen, röthlichen und blauen Strahlen, bis sie alle bescheiden sich vor dem hellern Silberscheine des Mondes verbergen, der wie ein freundlicher Bruder sich aufmacht, um den Schlummer der Schwester Erde zu bewachen. Wie sehr auch der verspätete Wanderer schon eilt zu Weib und Kind, bleibt er doch stehen von Zeit zu Zeit, wirft einen Blick voll demüthiger Bewunderung nach oben, und bekennt das Lob seines Schöpfers, wie in der Stille der Nacht es der ganze leuchtende Himmel verkündet.

236. Die Erde.

Die Erde ist eine ungeheuer große Kugel, die frei und ohne Unterstützung in der Luft schwebt. Sie ist rings um und um, wo sie Land hat und wo Hitze und Kälte es erlauben, mit zahllosen Pflanzen besetzt und von Thieren und vernünftigen Menschen bewohnt. Ihr dürft indeß nicht glauben, als hinge ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopfe abwärts, und als seien sie stets in Gefahr, von der Erde wegzufallen. Nein, liebe Kinder, dies ist der Fall nicht. Der gestirnte Himmel befindet sich nicht bloß über unsern Häuptern, sondern er zieht sich auch unter der Erde hindurch. Es können daher Menschen unter uns wohnen und mit ihren Füßen den unsrigen gerade entgegen stehen, und sie haben den blauen, glanzvollen Himmel über ihren Häuptern so gut wie wir. Das kommt daher, daß allen Körpern eine Kraft innewohnt: Schwerkraft genannt, vermöge welcher sie von der Erde angezogen und an ihr festgehalten werden. Nicht einmal ein Sonnenstäubchen vermag sich von ihr zu entfernen; und von allen Stoffen, wie sie aus der Hand des allweisen Schöpfers hervorgegangen sind, ist bis auf den heutigen Tag nicht das Geringste verloren gegangen.

237. Die Sonne.

Die Sonne hat ebenfalls die Gestalt einer Kugel. Von der Erde

aus gesehen, scheint sie nicht sonderlich groß zu sein, und dennoch ist ihre Größe so beträchtlich, daß man bis anderthalb Millionen Kugeln von der Größe der Erde daraus bilden könnte. Sie erscheint uns nur so klein, weil sie so unermeßlich weit von uns entfernt ist. Ihre Entfernung von der Erde beträgt noch über 20,000,000 Meilen.

Eine abgeschossene Kanonenkugel hat gewiß einen scharfen Flug. Nun bedenket, Kinder, daß eine solche Kugel, von der Erde abgeschossen, nicht weniger als 25 Jahre brauchen würde, um zur Sonne zu gelangen.

Die Vortheile, die uns die Sonne gewährt, sind unzählig. Ihr verdanken wir Licht und Wärme; ohne sie wäre kein Leben möglich, und die Erde würde, statt dieser prachtvollen Thier- und Pflanzenwelt, nur den Anblick einer starren und todten Masse darbieten.

238. Die Sonne.

O, seht auf ihrer Himmelsbahn,
Die schöne, gold'ne Sonne an;
Warum so frühe steigt sie schon
Auf ihren hellen Morgenthron?
Sie sendet Licht und Wärme her
Aus ihrem großen Feuermeer,
Und wird nicht müde, wird nicht matt,
Bis ihre Wohlthat jeder hat.
Sie machte, daß der Frühling kam;
Und als der Holde Abschied nahm,
Da ließ sie uns nicht freudenleer:
Sie führte uns den Sommer her.
So ist sie täglich früh erwacht
Und wandelt still in hoher Pracht,
Und schafft und wirket immer fort
Am blauen Himmelsbogen dort.
Und wenn man Abends danken will,
Kein Augenblickchen steht sie still;
Sie steigt hinab ins Abendlicht,
Sieht höchstens nochmals um und spricht:
„Ihr Kinder, wohl euch! Gute Nacht,
Wenn ihr viel Gutes heut vollbracht!
Und wohl, wenn ich von jener Höh'
Euch morgen wieder fleißig seh!"

239. Erde und Sonne.

Die Sonne geht uns des Morgens gegen Osten auf, legt den Tag über eine ziemliche Strecke am Himmelsgewölbe zurück, und geht des Abends wieder am westlichen Himmel unter Diese Bewegung der Sonne ist aber bloß eine scheinbare, denn sie selbst bleibt in Bezug auf die Erde an ihrer nämlichen Stelle. Diese Erscheinung rührt von der Bewegung der Erde her Die Bewegung der Erde ist eine zweifache: um sich selbst und um die Sonne. Um sich selbst bewegt sich die Erde in 24 Stunden. Durch diese Bewegung werden wir einmal der Sonne zugekehrt, und wir haben Tag; dann werden wir von der Sonne abgewendet, und wir haben Nacht. Den Lauf um die Sonne vollendet die Erde in 365 Tagen und ungefähr sechs Stunden, und die während desselben von der Erde beschriebene Bahn bildet schier einen Kreis. Auf dem Wege um die Sonne sind wir dieser nicht immer auf gleiche Weise zugekehrt. Bald steht sie uns hoch: ihre Strahlen fallen dann weniger schief auf den Theil, den wir bewohnen, und wir haben warme Jahreszeit; bald steht sie uns tiefer: ihre Strahlen fallen dann schiefer auf uns, und wir haben kalte Jahreszeit. Und daher kommen dann die sogenannten vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer Herbst und Winter.

240. Beim Aufgang der Sonne.

Im Morgenroth gekleidet, beginnt sie ihren Lauf,
Die schöne, große Sonne, wie herrlich geht sie auf!
Willkommen uns, willkommen, des guten Gottes Bild!
So groß und so erhaben, und doch so sanft und mild!
Wie frisch hervor in's Leben sich Alles, Alles drängt!
Wie schön an jedem Gräschen des Thaues Perle hängt!
Der dich erschuf, o Sonne! wie freundlich muß er sein!
O laßt uns ihm, ihr Brüder! ein reines Leben weih'n.

241. Vier Brüder.

Vier Brüder geh'n Jahr aus, Jahr ein
Im ganzen Land spazieren;
Doch jeder kommt für sich allein,
Uns Gaben zuzuführen.
Der erste kommt mit leichtem Sinn,
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüthen hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf,
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.
Der dritte naht mit Ueberfluß
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Äpfel, Nüss' und Weine.
Verdrießlich braust der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.
Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht räth sie wohl ein jedes Kind,
Drum brauch' ich's nicht zu sagen.

242. Der Mond.

Der Mond hat, wie Sonne und Erde und überhaupt alle Sterne, die Gestalt einer Kugel. Er scheint uns von der Größe der Sonne zu sein, ist aber noch 50mal kleiner als die Erde. Seine Entfernung von der Erde beträgt nicht viel über 50,000 Meilen, was ungefähr den 400sten Theil der Entfernung der Sonne von der Erde macht. Er hat kein eignes Licht, sondern wird, wie die Erde, von der Sonne erleuchtet, und das Licht, wodurch er unsere finstern Nächte von Zeit zu Zeit erhellt, ist nur das Licht der Sonne, das er zurückstrahlt. Er hat eine dreifache Bewegung: um sich selbst, um die Erde, und mit dieser um die Sonne. Auf seiner Bahn kehrt er uns die von der Sonne erleuchtete Scheibe bald theilweise, bald ganz zu, bald wendet er sie von uns ab, und so entstehen die vier Mondwechsel, die man mit dem Namen Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel bezeichnet.

243. Hirt und Heerde.

Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der gold'ne Mond,
Der hinter unsern Bäumen am Himmel droben wohnt.
Er kommt am späten Abend, wenn Alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause zum Himmel heimlich still.
Dann weidet er die Heerde auf seiner blauen Flur,
Denn all die lieben Sterne sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich Nichts zu leide, hat eins das andere gern,
Und Schwestern sind und Brüder da droben Stern an Stern.
Das will ich mir wohl merken, nicht trotzen mehr und schrei'n,
Will freundlich, wie die Schäfchen, und wie ihr Schäfer sein.

244. Die goldenen Sternlein und der Mond.

Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar. Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille, und in der Dämm'rung Hülle so traulich und so hold! Als eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? — Er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht seh'n.

Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinnste, und suchen viele Künste, und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß' dein Heil uns schauen, auf nichts Vergänglich's trauen, nicht Eitelkeit uns freu'n! Laß uns einfältig werden, und vor dir hier auf Erden, wie Kinder, fromm und fröhlich sein!

Willst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod! Und wenn du uns genommen, laß' uns in Himmel kommen, du unser Herr und Gott!

245. Die Oberfläche der Erde.

Die Erdoberfläche besteht aus etwa zwei Theilen Wasser und einem Theile Land. Das Land zerfällt in fünf Haupttheile, die man die fünf Welttheile oder Erdtheile nennt. Sie sind: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien. Die großen zusammenhängenden Gewässer heißen Meere, Ozeane. Man unterscheidet ebenfalls fünf Hauptmeere:

das nördliche Eismeer, das südliche Eismeer, den atlantischen Ozean, den großen Ozean, auch das stille Meer genannt, und den indischen Ozean.

Fast alle Bäche, Flüsse, Ströme (fließende Gewässer) ergießen sich in's Meer. Die Oeffnung, durch welche sie dem Meere zufließen, heißt Münoung.

Erstreckt sich ein ziemlich bedeutender Theil des Meeres ins Land hinein, so heißt er Meerbusen; ist aber der ins Land hineinragende Meerestheil nur klein, so wird er Bucht oder Bai genannt.

Ein schmaler Theil des Meeres, der zwei nahe liegende Länder trennt und zwei Gewässer mit einander verbindet, heißt Meerenge, Straße, Kanal. (Siehe Ebbe und Fluth, Seite 197.)

Die im Lande befindlichen stehenden Gewässer nennt man Seen, Teiche.

Die Insel ist ein Stück Land, das ringsum vom Wasser umgeben ist.

Die Halbinsel ist ein Stück Land, das auf drei Seiten vom Wasser umgeben ist, und an der vierten mit einem größern Lande zusammenhängt.

Sind die Halbinseln ganz schmal, so heißen sie Land- oder Erdzungen.

Die Landenge (Gegensatz zu Meerenge) ist ein schmaler Landstrich zwischen zwei Meeren, der zwei Länder verbindet.

Das Gebirg ist eine lange Reihe von Bergen. Erstreckt sich das Ende eines Gebirgs in's Meer hinein, so heißt es Vorgebirg oder Cap.

246. Europa.

Unter den fünf Erdtheilen ist Europa der kleinste, aber nach Verhältniß am besten bevölkert, denn es hat auf seinen 180,000 Qdr.-Meilen 200,000,000 Einwohner. Seine Grenzen bilden gegen Norden das nördliche Eismeer, gegen Osten das Uralgebirg und der Uralfluß bis zu seiner Mündung in's kaspische Meer; das schwarze Meer; das Meer von Marmora und der Archipelagus; gegen Süden das mittelländische

Meer mit seinen verschiedenen Theilen; gegen Westen das atlantische Meer.

Die Meere, welche Europa bespülen, sind:

1. Das nördliche Eismeer mit dem weißen Meere bei Rußland und Norwegen;

Das atlantische Meer, von welchem wieder Theile sind: die Nordsee; das Kattegat zwischen Norwegen, Schweden und Dänemark; die Ostsee zwischen Schweden, Rußland, Preußen, Deutschland und Dänemark, mit dem bothnischen und finnischen Meerbusen; das irländische Meer zwischen Irland und England; der Kanal zwischen England und Frankreich; das biskaische Meer bei Frankreich und Spanien; das mittelländische Meer zwischen Europa, Afrika und Asien, wozu wieder gehören: das adriatische Meer, das jonische Meer, das ägeische Meer oder der Archipelagus, das Meer von Marmora, das schwarze Meer und das asowsche Meer.

Europa's Meerengen sind: die Weigatzstraße; der Sund, der große und der kleine Belt, welche die Ostsee mit dem Kattegat verbinden; die Straße von Calais, welche aus dem atlantlischen Meere in die Nordsee führt; die Straße von Gibraltar, welche das atlantische Meer mit dem mittelländischen verbindet; die sizilische Meerenge zwischen Neapel und Sizilien; der Hellespont oder die Straße der Dardanellen, welche aus dem griechischen Meere in das Meer von Marmora führt; die Meerenge von Konstantinopel, welche das schwarze Meer mit dem Meere von Marmora vereinigt, und die Straße von Feodosia oder Kaffa, welche aus dem schwarzen Meere in das asowsche führt.

Als Europa's vorzüglichste Flüsse gelten die folgenden: in das kaspische Meer fließt die Wolga; in das schwarze Meer: der Dnieper, der Dniester und die Donau; in das asowsche Meer: der Don; in das mittelländische Meer: der Po, die Rhone und der Ebro; in das atlantische Meer: der Quadalquivir, der Guadiano, der Tajo, der Duero, die Garonne, die Loire; in den Kanal: die Seine; in die Nordsee: der Rhein, die Weser und die Elbe; in die Ostsee: die Oder, die Weichsel und die Düna; in das nördliche Eismeer: die Dwina.

Zu den europäischen Seen gehören: in Rußland: der Ladoga-, Onega- und Peipussee; in Schweden: der Mälar-, Wener- und Wettersee; in der Schweiz: der Genfer-, Boden-, Züricher- und Neuerburgersee; in Italien: der Garda-, Comer-, und Luganersee und der Lange See; in Ungarn: der Neusiedler- und der Plattensee.

Die vorzüglichsten europäischen Gebirge sind: der Ural zwischen Europa und Asien; die Kjölen oder skandinavischen Alpen zwischen Nor-

wegen und Schweden; die Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich; die Alpen zwischen Frankreich und Italien; die Apenninen in Italien; die Karpathen zwischen Ungarn und Galizien; der Balkan oder Hämus in der Türkei, und der Kaukasus, welcher sich vom schwarzen Meere bis zum kaspischen Meere erstreckt.

247. Länder und Staaten von Europa.

A. Kaiserthümer.

a) Frankreich. 10,000 Q.-M. und 35½ Mill. Einw. Hptst. Paris, eine Mill. E.; Rouen, Lille, Metz, Straßburg, Lyon, Marseille, Toulon, Bordeaux (Insel Korsika mit der Hptst. Ajazzio, Napoleons Geburtsort).

b) Oesterreich. 12,150 Q.-M. und 40 Millionen Einwohner. Es besteht aus: 1. dem Erzherzogthum Oesterreich mit der Hauptstadt Wien, welche auch Hauptstadt des ganzen Reiches ist, und an 431,000 Einwohner zählt; 2. dem Herzogthum Steiermark, Grätz mit 50,000 Einwohnern; 3. dem Königreich Illyrien, Triest, Hafenstadt am adriatischen Meere, mit 88,000 Einw.; 4. Grafschaft Tyrol, Insbruck mit 13,500 Einw.; 5. Königreich Böhmen, Prag mit 130,000 Einw.; 6. Markgrafschaft Mähren, Brünn mit 42,000 Einw.; 7. Königreich Galizien nebst der Bukowina, Hauptstadt Lemberg mit 75,000 E.; 8. Königreich Ungarn mit den Königr. Kroatien und Slavonien, Hptst. Ofen mit 50,000, Pesth mit 100,000 E.; 9. Großfürstenthum Siebenbürgen, Hermannstadt mit 20,000 Einw.; 10. Die Militärgrenze; 11. Königreich Dalmatien, Hptst. Zara mit 8000 Einw.; 12. lombardisch-venetianische Königr., Hptst. Mailand mit 150,000 E.

c) Rußland. 98,000 Q.-M. und 60. Mill. Einwohner. Hptst. Petersburg mit 500,000 E.

Unter russischer Herrschaft steht das Königreich Polen mit 2330 Q.-M. und 4½ Mill. Einw. Hptst. Warschau mit 156,000 E.

d) Die Türkei. 10,000 Q.-M. und 12 Mill. Einw. Hptst. Konstantinopel mit 800,000 E. (Insel Kandia).

B. Königreiche.

a) Portugal. 1800 Q.-M. mit 3½ Mill. Einwohner; Hptst. Lissabon mit 280,000 E.

b) Spanien. 8500 Q.-M. mit 13 Mill. Einw.; Hptst. Madrid mit 200,000 Einw. (Inseln: Majorka, Minorka, Iviza, Formentera ꝛc.)

c) Sardinien. 1330 Q.-M. mit 5. Mill. Einw.; Hptst. Turin mit 140,000 Einw. — Zu diesem Königreiche gehört die Insel Sardinien mit der Hptst. Kagliari.

d) Das Königr. beider Sizilien, bestehend aus Unter-Italien und der Insel Sicilien, 2000 Q.-M. mit 8 Mill. E.; Hptst. Neapel mit 400,000 E. — Unweit dieser Stadt befindet sich der feuerspeiende Berg Vesuv.

e) Griechenland. 716 Q.-M. und eine Mill. Einw.; Hptst. Athen mit 35,000 Einw. (Halbinsel Morea, Inseln: Euböa, auch Negroponte genannt, Andros, Naxos, Aegina ꝛc.)

f) Baiern. 1400 Q.-M. und 4½ Mill. E. Hauptst. München mit 107,000 Einw.

g) Würtemberg. 360 Q.-M. und 1,800,000 Einw.; Hptst. Stuttgart mit 48,000 Einw.

h) Sachsen. 272 Q.-M. und 1,900,600 Einw.; Hptst. Dresden mit 90,000 Einw.

i) Preußen. 5077 Q.-M. und 15 Mill. Einw. — Es besteht aus den Provinzen: 1. Brandenburg mit der Haupt- und Residenzstadt Berlin, 430,000 Einw.; 2. Pommern mit Stettin, 42,000 E.; 3. Schlesien: Breslau 112,000 Einw.; 4. Sachsen: Magdeburg 60,000 E.; 5. Westphalen: Münster; 6. Rheinprovinz: Köln 92,000 Einw.; 7. Preußen: Königsberg 75,000 Einw.; 8. Posen: Posen 40,000 Einw.

k) Hannover. 700 Q.-M. und 1,800,000 E. Hptst. Hannover mit 40,000 Einw.

l) Dänemark. 1220 Q.-M. und 2,370,000 Einwohner.; Hptst. Kopenhagen auf der Insel Seeland mit 130,000 E. — (Inseln: Seeland, Fünen, Laland, Falster, Bornholm, Island ꝛc.)

m) Schweden und Norwegen. 13770 Q.-M. und 5 Mill. Einw.; Hauptstädte Stockholm mit 88,000 Einw. und Christiana mit 25,000 E. (Skandinavische Halbinsel.)

n) Das britische Reich. Es besteht aus den drei Königreichen England, Schottland und Irland, 5400 Q.-M. und 27 Mill. E.; Hptst. London mit 2,300,000 E.

o) Niederland (Holland). 620 Q.-M. und 3 Mill. Einw.; Hptst. Amsterdam 230,000 E.

p) Belgien. 540 Q.-M. und 4,360,000 E. — Es zerfällt in die 9 Provinzen: 1. Brabant mit der Haupt- und Residenzstadt Brüssel, 130,000 Einw. 2. Antwerpen, Antwerpen mit 80,000 E.; 3. Ostflandern, Gent mit 100,000 Einw.; 4. Westflandern, Brüges mit 50,000 E.; 5. Hennegau, Mons mit 24,000 E.; 6. Namur, Namur mit 24,000 E.; 7. Lüttich, Lüttich mit 72,000 E.; 8. Limburg, Hasselt, mit 8300 E.; 9. Luxemburg, Arlon mit 5400 E.

C. Der Kirchenstaat.

812 Q.-M. und 3 Mill. E.; Hptst. Rom mit 170,000 E.

D. Kurfürstenthümer.

Hessen. 289 Q.-M. und 754,000 E.; Hptst. Kassel mit 35,000 Einwohnern.

E. Großherzogthümer.

a) Toskana. 395 Q.-M. und 1,796,100 Einw.; Hptst. Florenz mit 111,000 Einw.

b) Baden. 275½ Q.-M. und 1½ Mill. Einw. Hptst. Karlsruhe mit 26,000 Einw.

c) Hessen. 153 Q.-M. und 821,000 E.; Hptst. Darmstadt mit 30,000 Einw.

d) Oldenburg. 114 Q.-M. und 300,000 Einw.; Hptst. Oldenburg mit 10,000 Einw.

e) Mecklenburg-Schwerin u. Mecklenburg-Strelitz. Ersteres hat 228 Q.-M. und 543,328 Einwohner; letzteres 52 Q.-M. und 98,800 Ein.; Hauptstädte Schwerin mit 18,000 E. und Neu-Strelitz mit 6400 E.

f) Weimar. 67 Q.-M. und 261,000 E.; Hptst. Weimar mit 13,000 Einw.

g) Luxemburg. Siehe unten.

F. Herzogthümer.

a) Braunschweig. 72 Q.-M. und 280,000 E.; Hauptst. Braunschweig mit 40,000 E.

b) Nassau. 85 Q.-M. und 428,000 E.; Hauptst. Wiesbaden mit 14,000 E.

c) Holstein-Lauenburg. 172 Q.-M. und 1/2 Mill. Einw.; Altona mit 32,000 E.; Glückstadt, 6000 E.

G. Republiken.

Schweiz. 696 Q.-M. mit 2 1/2 Mill. E. Sie besteht aus 22 Kantonen. Städte: Genf mit 36,000 Einw., Bern, Zürich, Luzern, Basel, Schaffhausen ꝛc.

248. Luxemburg.

Es grenzt östlich an Rheinpreußen, nördlich an Rheinpreußen un Belgien, westlich an Belgien, und südlich an Frankreich. Sein Flächeninhalt beträgt 47 Q.-M., und es hat ungefähr 195,663 E. Das Land ist sehr gebirgig und gehört zu zwei verschiedenen Gebirgssystemen: den Vogesen und den Ardennen. Seine bedeutendsten Berge sind: der Johannisberg, die Berge von Zolver und Helpert, der Herrberg bei Diekirch u. s. w. Zu den vielen Flüssen, die das Land bewässern, zählen wir:

Die Mosel. Sie entspringt in den Vogesen in Frankreich, berührt auf ihrem Laufe die französischen Städte Toul, Metz, Diedenhofen, macht unterhalb Sierk auf einer Strecke von acht Stunden die Grenzscheide von Luxemburg und Rheinpreußen, indem sie an Remich, Wormeldingen und Grevenmacher vorbeikommt, verläßt bei Wasserbillig die Luxemburger Grenze, berührt dann auf ihrem ferneren Laufe Trier, und ergießt sich zu Koblenz in den Rhein.

Die Sauer. Sie entspringt in der belgischen Provinz Luxemburg, kommt an Esch, Ettelbrück, Diekirch und Bettendorf vorbei, nimmt bei dem preußischen Dorfe Wallendorf die Our auf, und macht nun die Grenzscheide zwischen Preußen und Luxemburg, berührt noch auf ihrem ferneren Laufe Echternach, und mündet bei Wasserbillig in die Mosel.

Die Our. Sie entspringt oberhalb des preuß. Städtchens St. Veith, macht die nord-östliche Grenzscheide zwischen Preußen und Luxemburg bis zu ihrer Mündung in die Sauer bei Wallendorf. Auf ihrem Laufe berührt sie das Städtchen Vianden.

Die Alzett. Sie entspringt unweit der Grenze in Frankreich, läu

an Esch, Bettemburg, Luxemburg, Mersch und Ettelbrück vorbei, und ergießt sich unter letzterem Orte in die Sauer. Auf ihrem Laufe nimmt sie auf: die Meß, die Kayl, den Düdelinger Bach, die Petrus, den Mühlenbach, die Mamer, die Eisch, Attert und Wark.

Die anderen Gewässer des Landes sind: die Syr, die untere oder schwarze Ernz, die obere Ernz, die Wiltz, die Klerf, die Korn rc.

In kirchlicher Beziehung wird das Land in 13 Dekanate eingetheilt.

In gerichtlicher Beziehung zerfällt es in die zwei Bezirke Luxemburg und Diekirch, und diese wiederum in zwölf Kantone, wovon jeder ein Friedensgericht hat. Die Städte Luxemburg und Diekirch haben jede ein Bezirksgericht; außerdem befindet sich zu Luxemburg das Obergericht.

In administrativer Beziehung ist Luxemburg in vier Distrikte eingetheilt. Diese sind:

a) Der Distrikt Luxemburg, bestehend aus den drei Kantonen Luxemburg, Kapellen und Esch.

Luxemburg an der Alzett, Hauptstadt des Landes und deutsche Bundesfestung. Die Stadt besteht aus vier Theilen: der Oberstadt, den zwei Unterstädten Grund und Pfaffenthal und der Vorstadt Clausen. Sie zählt ungefähr 13,136 E. und ist der Sitz der Landesregierung, des apostolischen Vikars und der oben erwähnten Gerichtsbehörden. Zu den dort befindlichen Anstalten gehören das Priesterseminar, das Athenäum, die Normalschule, rc.

b) Der Distrikt Grevenmacher, bestehend aus den drei Kantonen Grevenmacher, Echternach und Remich.

Grevenmacher, Stadt an der Mosel mit 2815 Einwohnern.

Echternach, Stadt an der Sauer mit 3863 E. — Gewerbschule. — Ackerbauschule. — Der heil. Willibrord liegt dort unter dem Hochaltar der Pfarrkirche begraben.

Remich, Stadt an der Mosel mit 2354 Einwohnern.

c) Der Distrikt Diekirch, bestehend aus den vier Kantonen Diekirch, Vianden, Clerf und Wiltz.

Diekirch, Stadt an der Sauer mit 2859 E. — Progymnasium und Bezirksgericht.

Vianden, Stadt an der Our mit 1569 E. — Auf einem hohen über die Stadt hervorragenden Schieferfelsen stehen die Ruinen des alten Schlosses der Grafen von Vianden.

Clerf, Flecken an der Clerf mit 911 E. — Bedeutende Gerbereien.

Wiltz (Ober- und Nieder-), Stadt an der Wiltz mit 2862 E. — Bedeutende Gerbereien und Tuchfabriken.

d) Der Distrikt Mersch, bestehend aus den Kantonen Mersch und Redingen.

239. Zur Geschichte des Luxemburger Landes.

Wenn ihr, liebe Kinder, unser Vaterland in unsern Tagen durchreiset, so treffet ihr überall blühende Städte und Dörfer an, die ringsum von gut angebauten Feldern, Wiesen und Gärten umgeben sind. Mit jedem Schritte, den ihr darin thuet, zeigen sich euch Spuren von dem Gewerbfleiße und Kunstsinne seiner Einwohner. Ihr dürfet indeß nicht glauben, als hätte dasselbe vor etwa 2000 Jahren ein eben so freundliches Aussehen gehabt. Nein, um diese Zeit war der größte Theil des jetzt urbar gemachten Bodens, und die Stellen, wo sich heute Städte und Dörfer erheben, von dichten Waldungen bedeckt. In denselben hausete ein rohes, wildes Volk, das den wahren Gott nicht kannte und Götzen diente, die es sich selbst geschaffen. Etwa 50 Jahre vor der Geburt unseres Heilandes wurde das Land, so wie die benachbarten Länder, von dem damals so mächtigen Römervolke unterjocht. Da die Römer in Bildung und Kunst weit vorangeschritten waren, so fingen sie an, das Land zu bebauen und regelmäßige Bauwerke in demselben aufzuführen. Spuren dieser römischen Herrschaft findet ihr noch überall. Die Römer blieben Herren unseres Landes bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, wo sie, in Folge der allgemeinen Völkerwanderung, einem Volke deutschen Stammes darin weichen mußten. Dieses letztere Volk ist es, von dem wir abstammen. Das Christenthum war schon unter den Römern in unserem Lande verbreitet worden; da aber die neuen Eindringlinge Heiden waren, so wurde mit der Vertreibung der früheren Bewohner das Christenthum wieder verdrängt. Erst gegen Anfang des achten Jahrhunderts brachte der heilige Willibrord, dessen Gebeine in der Pfarrkirche von Echternach ruhen, unsern Vorfahren das Licht des Evangeliums wieder. Die milden Lehren des Christenthums läuterten allmählich ihre rohen Sitten und in seinem Lichte schritten sie täglich in Bildung, Kunst und Gesittung voran.

Von der Völkerwanderung bis zum Jahr 963 stand unser Land mit andern benachbarten Ländern unter verschiedenen Herrschern aus deutschem Stamme. In diesem Jahre wurde das Schloß Luxemburg von Siegfried, aus der Familie Kaiser Karls des Großen abstammend, erworben. Er ist der erste Luxemburger Graf.

Von den nachfolgenden Grafen gelangte Heinrich IV unter dem Namen Heinrich VII zur deutschen Kaiserkrone (1308).

Ihm folgte in der Grafschaft Luxemburg sein Sohn, Johann der Blinde, der auch König von Böhmen war. Er war ein großer Held

und ein guter Fürst, dem besonders die Luxemburger viel Gutes zu verdanken haben.

Unter der Herrschaft seines Sohnes, Wenzels I, ward Luxemburg zu einem Herzogthum erhoben (1354).

Als später die männliche Linie der Luxemburger Grafen erlosch, brachte gegen das Jahr 1444 Philipp der Gute, Herzog von Burgund, das Luxemburger Land durch Ankauf an sich.

Der Sohn und Nachfolger Philipps, Karl der Kühne, war ein berühmter Fürst, der an Macht und Ansehen manchem Könige der damaligen Zeit nicht nachstand. Durch die Vermählung Philipps des Schönen, eines Enkels Karls des Kühnen, mit der Erbin der spanischen Krone, kam unser Land, so wie die gesammten burgundischen Staaten unter spanische Herrschaft (1502).

Als im Jahre 1700 die königliche Familie in Spanien erlosch, entstand zwischen Frankreich und anderen europäischen Mächten ein blutiger Krieg wegen der Erbfolge der spanischen Krone. Durch den nachherigen Frieden kam Luxemburg im Vereine mit Belgien im Jahre 1717 unter die österreichische Oberherrschaft. Wenn die Herrschaft Oesterreichs überhaupt glück- und segenbringend für unser Land war, so fühlten sich die Luxemburger besonders wohl unter dem milden Zepter der Kaiserin Maria Theresia.

Aber nicht lange sollte dem Luxemburger Lande das Glück einer väterlichen Regierung zu Theil werden; denn schon im Jahre 1795 wurde es von Frankreich, das sich in Folge der Revolution von 1789 zu einer Republik umgestaltet, erobert und diesem Lande unter dem Namen Departement der Wälder einverleibt.

Es theilte nun alle Schicksale dieses Reiches bis zum Jahr 1814, wo es von den vereinigten deutschen Mächten, die gegen Napoleon, den Kaiser der Franzosen, zu Felde gezogen, besetzt wurde. 1815 wurde es zu einem Großherzogthum erhoben und mit dem Königreiche der Niederlande unter Wilhelm I vereinigt. Es währte dieser neue Zustand der Dinge aber auch nur bis 1830; in diesem Jahre empörte sich Belgien und riß sich von den Niederlanden los. Das Großherzogthum büßte dabei die Hälfte seiner Oberfläche ein, die an Belgien abgetreten wurde.

Nur all zu oft traf unser armes Vaterland das Loos, auf diese Weise von seinen Nachbarn zerstückelt und geschwächt zu werden. Doch ist es auch heute klein an Macht, so birgt es dennoch alle Elemente in sich, seine Einwohner glücklich zu machen, so lange sich diese jener Tugenden bestreben, die allein das Glück und die Wohlfahrt eines Staates sichern können.

250. Asien.

Asien, der größte Erdtheil, enthält 800,000 Q. Meilen mit ungefähr 650 Millionen Einwohnern. Es ist überall vom Meere umflossen, ausgenommen an der Westseite, wo es mit Europa zusammenhängt. Zu seinen Gebirgen zählt man: den Himalaya, der das Hauptgebirge Asiens und das höchste der Erde ist, den Altai, das armenische Gebirg mit dem Ararat, den Taurus ꝛc. Flüsse: der Indus, Ganges, Tigris, Euphrat ꝛc.

Die Hauptländer Asiens sind: 1. die asiatische Türkei (zur asiat. Türkei gehört das für uns ewig denkwürdige Land Palestina, das aber jetzt Syrien heißt); 2. Arabien, 3. Persien, Afghanistan und Beludschistan; 4. die freie Tartarei; 5. Indien: a) Vorderindien mit den Inseln Ceylon, den Lakediven und Maldiven, b) Hinterindien mit den großen Sunda-Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes und den kleinen Sunda-Inseln, den Molukken, den Philippinen und Sulu-Inseln; 6. das chinesische Reich (die Hauptstadt Peking ist die größte Stadt der Erde, denn sie hat 12 Stunden im Umfange und zählt 2 Mill. Einw.); 7. das japanische Reich bestehend aus 4 größern und unzähligen kleinern Inseln.

251. Afrika.

Afrika 530,000 Q.-M. mit nur 150 Mill. Einw. — Es ist von allen Seiten vom Meere umflossen, und hängt nur durch die Landenge von Suez mit Asien zusammen. — Gebirge: der Atlas, das abyssinische Gebirge, das Mond-, das Konggebirge. — Flüsse: der Nil, der Orangefluß, der Elephantenfluß, der Senegal, der Gambia, der Niger. — Länder: 1. Aegypten mit der Hauptstadt Kairo, 2. Nubien, 3. Abyssinien, 4. die Berberei, welche die Staaten Tripolis, Tunis, Algier (Franzosen seit 1830) und das Kaiserthum Fez und Marroko enthält, 5. die große Wüste Sahara, welche 600 Meilen lang und 200 Meilen breit

ist, 6. Sunda oder Nigritien, 7. Senegambien, 8. Ober-Guinea, 9. Unter-Guinea, 10. Südafrika mit dem Capland, mit den Hottentotten- und dem Kafernland, 11. Ostafrika mit der großen Insel Madagaskar, 12. die westafrikanischen Inseln: St. Helena (1821 † Napoleon), Guinea-Inseln, die kaperdivischen und kanarischen Inseln, Madeira (berühmter Wein).

252. Amerika.

Dieser 1492 von Christoph Columbus entdeckte Erdtheil zählt 730,000 Q.-M. mit 60—80 Mill Einw. — Er zerfällt in Nord- und Südamerika, welche beide Theile durch die Landenge von Panama zusammenhängen. — Gebirge: die Kordilleras 1900 Meilen lang (Chimborasso 20,000 Fuß hoch). — Flüsse: in Nordamerika: der Missisippi, der Lorenzstrom, der Hudson, der Kupferminenfluß, der Kolumbia oder Oregon; in Südamerika: der mächtige Amazonenstrom, der Orinoko, der Rio de la Plata.

Länder von Nordamerika: 1. Grönland, 2. Baffinsland, 3. die Nordwestküste, 4. das Land der freien Indianer, 5. Die Halbinsel Labrador, 6. die engl. Besitzungen: Kanada, Neuschottland, Neubraunschweig, 7. die vereinigten Staaten mit den Städten: New-York, Philadelphia, Boston, Washington, 2c. 8. Mexiko.

Länder von Südamerika: 1. Kolumbia, 2. Peru und Quito, 3. Bolivia, 4. Chili, 5. La Plata, 6. Paraguay, 7. das Kaiserthum Brasilien mit der Hauptst. Rio de Janeiro, 8. Patagonien, 9. Feuerland, 10. Guyana.

Westindien, Inselwelt zwischen Nord- und Südamerika: a) die Bahama-Inseln, b) die vier großen Antillen Kuba, Jamaïka, Haïti, Portoriko, c) die kleinen Antillen.

253. Australien.

Dieser fünfte Erdtheil besteht aus einem Festlande (Neuholland), drei großen Inseln (Neu-Guinea, Neu-Seeland,

und Vandiemensland) und 14 Hauptinselgruppen, nebst zahlreichern kleinern Gruppen von Inseln, welche sämmtlich im großen Ozean liegen. Der Flächeninhalt dieses Erdtheils beträgt etwas mehr als der von Europa, also über 180,000 Q.-M. Die Bevölkerung schätzt man aber nur auf 4 Mill. Einwohner. Das australische Festland (Neuholland) ist bloß an den Küsten bekannt, und von den vielen größeren und kleineren Inseln und Inselgruppen kennen wir nur den allerkleinsten Theil genauer.

234. Ueber Ackerbaukunde.

1.

Einige Stunden von meinem Wohnorte ist ein Haus, in welches arme Waisenknaben aufgenommen und wo sie erzogen werden, bis sie stark genug sind, ein Handwerk zu lernen oder als Dienstboten bei Bauern einzutreten. Einige von ihnen widmen sich auch dem Lehrerberufe und diese bleiben noch einige Jahre länger in der Anstalt und dienen dem Hausvater als Gehilfen beim Unterrichte und beaufsichtigen die Knaben bei der Arbeit, wenn diese in einzelnen Abtheilungen im Garten, auf dem Acker, auf der Wiese, im Hause oder um das Haus arbeiten. Ich kam sehr frühe an, denn ich wollte sehen, wie der ganze Tag, vom Aufstehen bis zum Bettgehen, zugebracht wird; es war um die Zeit, wo der Winter dem Frühlinge Platz macht, ungefähr 6 Uhr Morgens; die jungen Leute waren alle auf den Beinen, alle waren gewaschen, gekämmt und sorgfältig angezogen, und versammelten sich eben in dem Lehrzimmer. Der Hausvater, so wird der Vorsteher und Lehrer der Anstalt genannt, trat alsdann herein und gab ihnen den Morgengruß; dann wurde das Morgengebet gebetet, der Hausvater ermahnte alle, gute Vorsätze für den ganzen Tag zu fassen, daß jeder seine Arbeit genau verrichte und nicht für gering achte, und einer den andern mit gutem Beispiele ermuntere. Hierauf ging es zum Frühstücke; vor und nach demselben wurde nach Christen Weise gebetet. Während die jungen Leute Schüsseln und Teller abtrugen, Tische und Bänke in Ordnung stellten und dergleichen Geschäfte besorgten, dachte ich bei mir selbst: Wie gut wäre es, wenn jeder Hausvater nicht nur dafür sorgte, daß seine Angehörigen frühe aufstehen, daß sie sich waschen und kämmen, sondern wenn er auch mit ihnen das Morgengebet verrichtete, und sich selbst mit ihnen zu guten Vorsätzen für den geschenkten Tag ermunterte.

Die jüngere Abtheilung der Schüler bekam die Aufgabe, ein Stück Land im Garten umzugraben. Es wurde ihnen gesagt, wie man recht grabe. Erstens, sagte der Hausvater, sticht man kein zu großes Stück weg, sondern ein solches, das man noch leicht umwenden kann. Denn jeder Stich Erde muß so umgewendet werden, daß das Unterste oben, und das Oberste unten kommt. Warum dies? fragte er einen älteren Schüler. Dieser antwortete: Es trägt viel zur Fruchtbarkeit des Bodens bei, wenn er von der Luft recht durchdrungen wird; der obere Theil des Bodens ist den Winter über der Luft und der Witterung ausgesetzt gewesen, darum muß der tiefere Boden herauf an Luft und Witterung. Zweitens, sagte der Lehrer, muß jeder Stich nicht nur genau umgewendet, sondern mit der Schneide des Grabscheits recht zertheilt werden. Dadurch wird der Boden locker, Luft und Thau dringen gut ein, und die zarten Wurzeln der Pflanzen können sich viel besser ausbreiten und Nahrung suchen, als in einem harten oder grobschollígen Boden. Zwei Knaben erhielten den Auftrag, den Grabenden Compostdünger in einem Korbe zuzutragen. Wie dieser Dünger gesammelt wurde, konnte ich recht gut sehen, denn es war bereits wieder ein neuer Haufen angesetzt. Auf diesen wurde das Auskehricht der Stuben gestreut, alle Papierschnitzel, Federn, kurz alle Abfälle aus dem Hause, welche man nicht zu Viehfutter gebrauchen kann. Dahin kam auch alles Unkraut, das ausgejätet wurde, Moos, Gras, Schlamm denn was nicht mehr Thiernahrung sein kann, ist meistens doch noch gute Pflanzennahrung. Jeder Composthaufen hat seine bestimmte Größe und ist sorgfältig geschichtet und an den Seiten festgeschlagen. Während er aufgeschichtet wird, was immer eine Zeit von mehreren Monaten in Anspruch nimmt, wird er einigemale mit Mistjauche getränkt, weil dieses die Fäulniß der Stoffe befördert und zugleich eine Zugabe zur Düngungskraft des Compostes ist. Hätten wir den Compostdünger nicht, sagte der Hausvater, so müßten wir ein Stück des Feldes ungedüngt lassen. Wie kommt es, fragte ich einen Schüler, daß der Compost düngt? Schüler. Er besteht zum Theil aus verfaulten thierischen Stoffen, z. B. Federn, Haaren, Knochen u. s. w., und diese düngen am stärksten, wie man längst weiß; theils besteht er aus verfaulten Pflanzenstoffen, und es ist ganz natürlich, daß diese Stoffe, die einmal Pflanzen gewesen sind, die rechten Theile enthalten, welche eine andere Pflanze nun als Nahrung aufnehmen kann. Ja, sagte ich, wenn nur alle Knaben dies wüßten, so wären sie doch wohl so vernünftig, und würden die Abfälle von Holz, Laub, Stroh u. s. w. nicht um das Haus herumliegen, dort verfaulen und an den Schuhen forttragen lassen, statt daß sie einen Composthaufen anlegen und dem Garten oder der Wiese damit einen großen Nutzen schaffen. Die Mühe wäre nicht groß, auch wenn sie denselben, wie es gut ist, vor dem Winter umsetzten,

so daß das Aeußere nun auch innen kommt. Wie reinlich ist der Platz vor dem Armenhause, wie von allem Unkraut gesäubert die Gartenbeete, und wie läßt mancher Knabe den Garten vor seinen Fenstern mit Unkraut überwuchern! Ich begleitete die Schüler zu ihrer Arbeit; sie thaten sie mit heiterem Fleiße. Auch die Composträger waren munter und emsig; der Hausvater half ihnen manchmal, wenn es Eile hatte und er grade von seinen andern Geschäften wegkommen konnte. Keine Arbeit ist zu verachten, die etwas nützt, gilt als Regel in dem Hause, und jede muß man freudig thun und so gut als man kann.

2.

Ein andermal traf ich die Schüler in dem Lehrzimmer; denn es war schlechtes Wetter, wie man zu sagen pflegt; sie können also nicht im Freien arbeiten. Es war die Rede von der Gartenerde. Man nennt sie so, sagte der Lehrer, weil sie vorzüglich in den Gärten zu sehen ist, wo sie den Hauptbestandtheil des Bodens ausmacht. Von Farbe ist sie schwarz; je schwärzer also ein umgegrabenes Stück Land aussieht, um so mehr enthält es von dieser Erde, und um so fruchtbarer ist es. Der Riedboden oder Moorboden ist auch ganz schwarz, sagte ein Schüler, aber er bringt nur saure Gräser und solche Pflanzen, welche das Vieh nicht frißt. Lehrer: Und doch ist auch der Riedboden Gartenerde, und die saure Gartenerde läßt allerdings nur solche Pflanzen wachsen, welche das Vieh nicht fressen will. Kann man aber dem Riedboden die Säure nehmen, so wird er der fruchtbarste Boden. Davon wollen wir aber ein andermal reden. — Die Gartenerde wird auch mit einem fremden Namen Humus genannt, oder mit einem deutschen Modererde. Warum wohl Modererde? Weil sie aus vermoderten thierischen Ueberresten, oder aus vermoderten Pflanzenüberresten besteht. Am besten sieht man dies in dem Walde; die abgefallenen Blätter und dürren Zweige, das Moos u. s. w. verfaulen und werden zu der schwarzen Walderde, von welcher der Gärtner ein großer Freund ist, und dann und wann einige Karren voll kauft Dürfte man aber wohl die Walderde wehnehmen, und auf die Aecker und Wiesen fahren? Nein, antwortete ein Schüler, denn sonst hätten die Bäume des Waldes keine Nahrung mehr, wenn man ihnen die Modererde wegnähme und sie den Acker- und Wiesenpflanzen gäbe; das wäre ungefähr so, wie wenn man dem einen Stück Vieh das Futter nähme und es dem andern gäbe. Ganz dasselbe ist es, fuhr der Lehrer fort, wenn man in einem Walde das abgefallene Laub wegnimmt, das Moos ausrauft und also den Wald zwingt, die Streue in den Stall zu liefern. Mit Vorsicht und Schonung darf wohl solche Waldstreue genommen werden, wenn es aber unvorsichtig nnd schonungslos geschieht, so leidet der Wald sehr. Die Samenkörner der Bäume fallen im Herbste ab,

und da soll sie das Laub und Moos schirmen während des Winters, und im Frühjahr soll der Baumsamen keimen; aber in einem verwahrlosten Walde findet der Same diesen Schirm über den Winter nicht und im Frujahre mangelt den Würzelchen des keimenden Samens die erste reichliche Nahrung, die Modererde. Dann geht die junge Buche oder Eiche entweder zu Grunde oder verkrüppelt, und der Boden überzieht sich mit Haidekraut und andern Pflanzen, welche noch auf einem magern Boden fortkommen. Von den Bäumen stellt sich die Föhre ein, und wenn man fortfährt, den Boden von Moos, Laub u. dgl. zu fegen, so verkrüppelt endlich auch die Föhre, und wo einst vor 100 Jahren ein schöner Laubwald gestanden ist, hat man Föhrengebüsch und Haidekraut. Wir wollen aber von dem Walde wieder zu Acker und Garten zurückkehren. Der Wald schafft sich selbst seine Modererde, wenn man ihn nicht verwüstet; dem angebauten Lande müssen wir aber Modererde zubringen. Sie ist eine hauptsächliche Nahrung für die Pflanzen; daher muß der Landwirth dafür sorgen, daß er viel von ihr bekommt. Ein Mittel ist das Ansetzen von Composthaufen; damit die Vermoderung schneller vor sich geht, welche Mittel wenden wir an? Schüler. Man sticht den Haufen wenigstens einmal um, weil Luft und Regen die Vermoderung befördern. Zweiter Schüler. Wir gießen oben auf den Composthaufen, wo wir deßhalb eine Vertiefung lassen, mehrmals Jauche, damit sie ihn durchdringe und zur Fäulniß seiner verschiedenen Bestandtheile beitrage. Dritter Schüler. Wir mischen auch feine Ackererde bei, weil diese viel Kalk enthält und der Kalk die Vermoderung sehr befördert. Und wenn wir gebrannten Kalk hätten, so würden wir auch gebrannten Kalk einstreuen. Wenn wir nun die Modererde unsern Pflanzen gereicht haben, ist diese nun schon Pflanzenspeise? Nein, sie wird es erst durch das Wasser; denn in dem Wasser löst sie sich auf, d. h. sie wird flüssig, wie z. B. Salz im Wasser auch flüssig wird. Die aufgelöste Modererde ist es nun, welche von den Wurzeln der Pflanzen eingesogen wird; die Pflanze ißt also nicht, sondern sie trinkt nur, und das Wasser ist also immer das Erste, was nicht fehlen darf, wenn irgend eine Pflanze gedeihen soll. Schüler: Aber die Ried- oder Moorerde taugt ja nichts, und ist doch auch Modererde und Wasser? Lehrer: Hier gilt eben auch, zu viel ist ungesund. Modererde, welche im stehenden Wasser liegt' versauert, und trägt nur Riedgräser, Binsen und ähnliche Pflanzen. Vielleicht kann nun schon einer sagen, wie ein saures Stück Land entsäuert werden kann, oder wie die Modererde, welche durch das stehende Wasser sauer geworden ist, wieder von dieser Säure befreit werden kann? Schüler: Wenn man das stehende Wasser ableitet. Lehrer: Allerdings; wenn man das Wasser ableitet und durch Umgraben die schlechten Pflanzen ausrottet, so ist geholfen, und wenn man durch Aufführen

von Kalk oder Mergel nachhilft, geht es noch schneller. Unnütz ist aber auch die saure Modererde nicht. Bringt man solche Modererde oder Torf auf trockenen Ackerboden, besonders auf solchen, welcher viel Kalk enthält, und zerbröckelt man den Torf in ziemlich kleine Theile oder vertheilt die Modererde sorgfältig, daß nirgends zu viel hinkommt, so nützt dieses dem Ackerboden sehr. Das thun viele große Landwirthe; welche Torfland besitzen; denn wenn man ihn kaufen müßte, würde der Torf ein theurer Dünger werden. Was glaubt ihr wohl, gibt ein verfaulter Baum oder ein tüchtiger Wagen voll Laub einen großen Haufen Modererde? Schüler: Gewiß. Lehrer: Diesmal irrt ihr euch; nicht viele Hände voll. Untersucht einmal einen hohlen Weidenstamm, wo der Stamm noch überall geschlossen ist bis auf die obere Oeffnung der Höhlung, und ihr werdet dann einen Korb voll sogenannten Mulm herausnehmen können, und dieser Mulm ist noch nicht ganz vermodert, also noch nicht vollkommen Pflanzenspeise und geht noch sehr zusammen, bis er es ist.

3.

Ein andermal streuten mehrere Schüler Asche auf den Grasboden, welcher der Anstalt gehört; ich ließ mir von einem erklären, warum dies geschah. Die Asche, sagte mir derselbe, bleibt von dem Holze zurück, das wir verbrennen. Sie besteht einmal aus Erdarten, welche in dem Feuer nicht verbrennen; diese Erdarten sind in der Asche als feines Pulver enthalten oder als Staub, sie vermischen sich mit dem Grasboden und verbessern denselben. Wenn unser Gras diese Erdarten zu seiner Nahrung braucht, und es braucht sie, denn das Gras ist ja auch eine Pflanze, wie das Holz, das diese Erdarten gebraucht hat, so findet es sie schon zubereitet und der Regen bringt sie an seine Wurzeln. Die Hauptsache ist aber die Potasche, welche in der Holzasche enthalten ist. Diese ist eine vortreffliche Nahrung für alle Gewächse. Zeige mir einmal Potasche, sagte ich. Das kann ich nicht, antwortete er, sie ist in der Asche so fein zertheilt, daß man sie nicht sehen kann; aber man schmeckt sie und riecht sie, wenn man die Asche auslaugt, sagte er, und dampft man die Lauge über dem Feuer ab, so bleibt die Potasche zurück, wie man bei dem Potaschensieder sehen kann. Sie schmeckt scharf und ätzend, zerfließt aber sogleich, auch wenn sie nur mit der feuchten Luft in Berührung kommt. Deßwegen ist auch die Asche nicht mehr viel werth, wenn sie durchnäßt worden ist und das Wasser von dem Aschenhaufen oder Aschenbehälter abfließen kann. Aber, fragte ich weiter, warum streut ihr die Asche obenauf, und bringt sie nicht jedesmal auf den Misthaufen, wenn ihr sie aus dem Ofen oder aus dem Herdloche nehmet? Das hat seinen guten Grund, erhielt ich zur Antwort. Auf dem Misthaufen würde sich die Potasche abwärts setzen, und dann könnte sie nicht mehr so gleichmäßig auf eine große Fläche vertheilt

werden, wie wenn wir sie ausstreuen. Dann käme sie aber auch mit dem Miste tiefer in den Boden, und das soll sie nicht, weil sie den obern Wurzeln der Pflanzen am meisten nützt. Ausgestreut über das keimende junge Gras oder den jungen Klee wird sie von dem Regen oder Thau den obern Würzelchen in flüssigem Zustande zugeführt und von denselben gleich eingesogen. Und dies ist gerade die Hauptsache, daß die jungen Pflanzen diese zarte Nahrung erhalten, weil sie dann sogleich kräftiger wachsen. Es ist bei jungen Pflanzen wie bei jungen Thieren: gibt man ihnen nicht eine kräftige Nahrung, so werden sie auch keine kräftigen Thiere, man mag sie später noch so gut füttern; wird das keimende Gras nicht kräftig genährt, so kann man nicht mehr mit Dünger nachhelfen. Was die Milch für ein Kälblein ist, das ist unsere Asche für das Gras und den zarten Klee. Wäre der Nutzen aber nicht größer, wenn ihr die Asche an den Potaschsieder verkaufen und dafür Stallmist einkaufen würdet, sagte ich. Lange nicht so groß erwiderte er mir; wir bekommen durch die Aschendüngung mehr Gras, und Klee, können unser Vieh besser füttern und so ist schon für den Stallmist gesorgt, und die Kühe geben uns ihre Milch noch obendrein als Zugabe. Da haben es aber die Seifensieder und Glasfabrikanten bös, sagte ich, wenn sie keine Potasche mehr bekommen. Der Schüler: Es gibt noch Waldgegenden genug, wo die Asche keinen solchen Werth als Düngmittel hat, wie bei uns, wo man jedes Plätzchen Land benutzen soll, um Nahrungspflanzen für den Menschen oder Futterpflanzen für das Vieh zu bauen. Ueberdies, sagte er, kommt ja genug Soda von den Salzwerken und dem Meere her, so daß die Seifensieder und Glasmacher keine Noth haben. Du hast Recht, sagte ich, aber ihr seid ja mit Asche ganz bestäubt, sie hängt euch an den Händen, an den Kleidern und sogar im Haare. Je nun, erwiderte er lächelnd, Hände und Gesicht waschen wir. Kämme haben wir auch und die Kleider klopfen wir aus. Die Asche ist nicht gefährlicher als der Straßenstaub, der sich den Herren im Sommer auch anhängt, sie mögen gehen oder fahren; etwas muß man sich eben immer gefallen lassen. —

4.

Ich will diesmal nicht erzählen, was ich mit dem Hausvater und den Schülern sprach, sondern nur, was ich gesehen und gehört habe. Ich brachte die ganze Zeit in dem Garten zu und freute mich über die Ordnung in demselben und den Fleiß, mit welchem nicht nur die Beete von Unkraut rein gehalten wurden, sondern auch die Wege. An dem Zaune hin, wo in so manchen Gärten Brennesseln, Gras, Taubnesseln, Käsemalven und dergleichen ihren Platz haben, standen Reihen von Himbeer- und Johannisbeersträuchen, alle sorgfältig von altem Holze und überflüssigen Schossen befreit. Stachelbeerstauden, in die Höhe, nicht in die Breite gezogen, standen in den Ecken der Gartenab-

theilungen. Alle diese Beerensträucher hatte der Hausvater mit den Schülern nach und nach selbst gepflanzt. Die Himbeeren wurden in dem Walde sorgfältig mit den Wurzeln ausgegraben und in den Garten gepflanzt, wo sie viel kräftiger wachsen und größere Beeren tragen, als im Walde Aus einem Garten in der Nachbarschaft erhielten sie im Frühjahre, bevor jedoch der Safttrieb in den Pflanzen ist, Zweige von Johannis- und Stachelbeeren; diese setzten oder steckten sie vielmehr in den Boden, wo solche Zweige leicht fortkommen, wenn man sie ruhig läßt und dafür sorgt, daß sie fest stehen, und daher hie und da die Erde vorsichtig andrückt. Nun haben sie von allen Sorten der Sträucher so viele, als sie in dem Garten Platz einnehmen sollten, und kommt die Sommerszeit, wo diese Beeren reifen, so pflücken sie derselben eine rechte Menge und finden sie um so wohlschmeckender, als sie dieselben nicht kaufen. Wie manches Kind hätte auch eine solche Freude, wenn sein Garten einige solcher Sträucher hätte, und wie leicht könnte jeder Knabe, der auch nur 10 Jahre alt ist, sie an dies und jenes unbenutzte Ecklein im Garten pflanzen, wenn der Garten auch klein ist.

Mehr werth als Beerensträucher sind freilich Obstbäume. Auch diese genießen treuer Pflege. In den ersten Tagen des Frühjahrs werden sie sorgfältig von Moos gereinigt, das dürre Astwerk weggesägt und die Wasserschosse und unnützen Aeste, welche nur die kräftigen, tragbaren Zweige beschatten, ausgeschnitten. Das muß freilich gelernt werden, und der Hausvater oder einer der geübten Zöglinge gibt den unerfahrenen jungen Schülern Anleitung. Auch eine kleine Baumschule fehlte nicht. Aepfel- und Birnbäume stehen in dem Grasgarten, zunächst dem Hause, einige auch in den Ackerfeldern, wo ein thoniger, tiefgründiger Boden ist. An einem Abhange, der kiesig und trocken ist, wo also Apfelbaum und Birnbaum nicht fortkommen, gedeihen Kirschen- und Zwetschenbäume, deren Wurzeln nicht so tief dringen, und welche einen trockenen, kiesigen Boden besser vertragen. In der Baumschule lernen die jungen Leute okuliren und pfropfen; da sie aber nicht so viele junge Bäume haben, daß jeder von denselben, der diese Kunst noch nicht versteht, den Versuch öfters machen und sich einige Fertigkeit erwerben kann, probiren sie es an Hecken und in dem Walde, wo es junge Bäume und Sträucher genug gibt, denen es nicht schadet, wenn auch mancher Versuch mißlingt; Schlehdornen, wilde Rosen, Waldweiden, Erlen und dergleichen können die Uebungen der jungen Baumzüchter recht wohl erleiden. Jeder Schüler hat ein Messer, wie man es zu solchem Geschäfte braucht, und sie wenden willig ihre wenigen Kreuzer an, wenn dasselbe angeschafft werden soll. Wie mancher große Junge trägt eine Tabakspfeife im Munde herum und verdampft sein Geld; wieviel besser stände ihm das Gartenmesser und das Pfropf-

reis an! Groß ist die Kunst nicht, die man beim Pfropfen erlernen muß, aber gelernt will sie auch sein, und wer sie lernen will, der findet einen Lehrer, wenn er ihn suchen mag.

5.

Zu der Anstalt gehört auch ein Stück Land, das damals noch ganz unangebaut war und nur Dornen und Unkraut trug. Es wurde eben urbar gemacht und war größtentheils umgegraben Es war sogenannter Lettenboden und kostete viele Mühe. Bei dieser Gelegenheit hörte ich den Lehrer über die Eigenschaften der Thonerde sprechen (denn Letten ist nur eine Art groben Thones), und wie sie es angehen wollten, damit sie ein fruchtbares Stück Land gewinnen könnten. Die Thonerde, sagte er, ist zäh, wenn sie feucht ist; das haben wir wohl erfahren, denn die Schollen lassen sich mit Grabscheit und Hacke nur schwer zertheilen, und der Bauer, der einen solchen Boden mit dem Pfluge umreißt, erfährt dieses ebenfalls recht wohl. Man nennt daher einen Thonboden einen bündigen Boden, weil seine Theile so zäh verbunden sind. Daraus folgt, daß ein solcher Boden um so fleißiger bearbeitet werden muß, wenn die Wurzeln der Pflanzen sich gehörig ausbreiten und tief genug hinabdringen sollen. Darum sieht man auch auf solchen Aeckern, wie die Leute die bündigen Schollen, welche der Pflug geworfen hat, mit dem Karste zerschlagen, bevor der Acker angesäet wird.

Sodann ist der Thonboden ein nasser oder kalter Boden. Die Thonerde nimmt viel Wasser auf und behält es lange, viel länger als Kalk- oder Sandboden. Davon überzeugen wir uns, wenn wir ein Stück Letten oder Lehm einweichen und dann wieder trocknen lassen; wenn wir über einen lettigen Acker oder Weg gehen, da bleibt uns der Letten noch an den Schuhen hängen, wenn wir sonst unbeschmutzt durchkommen. Welchen Nachtheil hat deßwegen der Thonboden in einem nassen Sommer? Die Schüler blieben die Antwort nicht schuldig; eben so wenig auf die andere Frage: Welchen Vortheil hat aber der Thonboden in einem trockenen Sommer? Weiter sagte der Lehrer: So gern die Thonerde Wasser aufnimmt oder einschluckt, so hat dies auch ein bestimmtes Maß, und wenn sie dieses voll hat, so nimmt sie kein Wasser mehr auf und läßt es nicht mehr durch. Diese Eigenschaft der Thonerde weiß man wohl zu benutzen; wenn man z. B. einen Jauchenbehälter anlegt, so macht man seinen Boden aus einer dicken Lage Thonerde, die sehr fest gestampft wird. Alsdann schlägt man die Grube mit Brettern aus und zwischen den Brettern und dem Erdboden, den Seitenwänden, stampft man abermals eine dicke Lage Letten. Daß die Bretter die Jauche nicht vollständig zurück halten, daß also der Jauchenbehälter rinnt, ist bekannt; die Thonerde nimmt

nun die Flüssigkeit auf, aber nur so lange, bis ihr Maß voll ist; dann nimmt sie keine mehr auf und läßt demnach auch keine mehr durch, und der Behälter rinnt nicht mehr. In vielen Gegenden heißt man diese Vorrichtung „vertegeln.“ Ueber diese Eigenschaft der Thonerde und das „Vertegeln“ wurde noch länger gesprochen, indem ein und der andere Schüler etwas zu erzählen wußte, oder etwas beobachtet hatte, was diese Eigenschaft bestätigte. Der hatte z. B. bemerkt, daß sich in Thongruben das Regenwasser ungemein lange hält. Der andere hatte gesehen, wie eine Quelle eingefaßt wurde, indem man sie statt mit Brettern, mit einer Backsteinmauer umgab, und dann hinter der Backsteinmauer Letten stampfte und diese dann mit einer Schichte des gewöhnlichen Bodens umgab. Ein dritter war dabei gewesen, wie ein kleiner Bach eingedämmt wurde, und wie man dazu eine Masse Letten brauchte, der festgestoßen und obenher mit grober Erde und Kies bedeckt wurde. So verging mehr Zeit, als der Lehrer auf diesen Gegenstand hatte verwenden wollen; andere Geschäfte mußten gethan werden, darum wurde festgesetzt, in einer spätern Stunde wieder etwas über die Thonerde als Ackerboden zu sagen.

6.

Nachdem der Lehrer sich durch einige Fragen überzeugt hatte, daß die Schüler das, was er ihnen über die Thonerde gesagt hatte, noch wußten und verstanden, fuhr er fort: Wenn wir unser Stück thoniges Land so umgraben, daß in der Mitte eine Vertiefung bleibt, so haben wir die Aussicht, daß bei einem anhaltenden Regen das Wasser in dieser Vertiefung stehen bleibt und unsere Pflanzen verfaulen. Wir dürfen also nirgends eine Vertiefung lassen, sondern müssen dafür sorgen, daß das Wasser abfließen kann. Unser Stück ist nur klein, darum müssen wir keine Graben ziehen; wäre es aber groß, so hätten wir keine andere Wahl. Zudem ist es gegen die Mittagssonne gelegen und trocknet also leichter. Auch graben wir es so um, daß es etwas abhängig ist. Wie man es bei größern Stücken macht, könnt ihr da und dort sehen, wenn ihr über Feld geht und Achtung gebet; da sehet ihr z. B. wie ein Bauer seinen thonigen oder kalten Acker in Beete pflügt, denen er gegen die Mitte eine Wölbung gibt und welche er auf beiden Seiten mit einer tiefen Furche einfaßt, die er die Wasserfurche heißt, weil sie das von dem Beete abfließende Wasser aufnehmen soll. Freilich nutzt das nicht viel, wenn der Acker eine Vertiefung behält, wo sich das Wasser sammelt; dort leiden die angebauten Pflanzen doch Noth, und da kann nur durch Anfüllung und sorgfältig angelegte Gräben geholfen werden. Hie und da sieht man freilich Gräben, die besser gar nicht da wären; denn wenn sie mehr Land wegnehmen, als das Wasser, wenn es in dem Acker bliebe, Frucht verderben würde

oder wenn sie so gezogen sind, daß sie das Wasser doch nicht ableiten, zu was sind sie dann eigentlich da? Darüber aber kann man keine allgemeine Regel geben; man muß sein Stück Land von allen Seiten recht aufmerksam betrachten, dann findet man von selbst, was man thun muß. Aber es gibt doch manches Stück Acker- und Wiesland, das durch einige gutgeführte Abzugsgräben verbessert werden könnte.

Wir haben für unser thoniges Stück Feld zu sorgen. Wir haben es im Herbste umgraben wollen, aber Regen und Schnee haben es nicht zugelassen. Dadurch ist uns ein großer Vortheil entgangen. Die schollige Oberfläche wäre den Winter über durch den Frost mürbe geworden. Schnee und Regenwasser hätten sie durchdrungen, und merket es nur recht, Schnee und Regenwasser machen die Erde fruchtbar, wenn sie dieselbe recht durchdringen. Auch die Luft dringt in ein aufgelockertes Feld, wenn es gegraben oder gepflügt ist, viel besser ein, und dies befördert die Fruchtbarkeit der Erde sehr. Besonders ist dies bei der Thonerde der Fall, und man weiß, daß die trockene Thonerde und noch mehr die gebrannte, nicht die hartgebrannte, sondern die so gebrannte, daß man sie noch zerreiben kann, durch die Luft für die Pflanzen viel zuträglicher wird.

Jedenfalls müssen wir unser Stück düngen, bevor wir es anpflanzen. Zergeht nun der Mist in einem kalten oder in einem warmen Boden schneller? Die Schüler wußten guten Bescheid; also, fuhr der Lehrer fort, dürfen wir nur solchen Dünger auf dieses Stück bringen, der schon gut gefault ist, damit die Pflanzen Nahrung finden. Je besser wir düngen, um so mehr kommt Modererde unter unsern Thonboden, und um so besser wird er; er wird dadurch nicht nur reicher an Nahrung für die Pflanzen, welche wir anbauen, sondern auch wärmer. Wir können aber noch ein Mittel zu seiner Verbesserung anwenden, und werden es später auch thun, wenn uns dieses Mittel mehr zu Gebote steht, als jetzt wirklich der Fall ist.

7.

Wir lockern unsern zähen Thonboden einmal, indem wir ihn umgraben und düngen. Wenn wir ihm aber lockern Boden beimischen, so wird ebenfalls nachgeholfen. Was können wir ihm nun beimischen? Sand oder sandige Erde, wenn wir wollen; jedermann weiß, daß der Sand schnell trocknet und daß er locker ist. Nur dürfen wir nicht viel auf einmal auf unser Stück Land bringen, weil der Sand, wie bekannt ist, den Pflanzenwurzeln keinen guten Standort gibt: man darf also den Sand nur mäßig und wohl zertheilt beimischen. Was steht uns noch zu Gebote? Wir haben etwas Schutt, antwortete ein Schüler, der wird gewiß gut thun. Ein anderer sagte: der Straßenkoth, den wir zu einem Haufen aufgesetzt haben, scheint mir ebenfalls brauchbar

zu sein. Ihr habt beide recht, antwortete der Lehrer und wir wollen unsern Schutt und Straßenkoth auf jenes Stück bringen, sie werden beide ihren Nutzen schaffen. Und nun will ich euch noch Etwas sagen: in der Thonerde fault der Mist sehr langsam, oder er wird nur langsam zur Pflanzennahrung; wir haben aber eine Erdart, welche das Gegentheil von dem thut, welche macht, daß der Mist schnell für die Pflanzen verarbeitet oder zubereitet wird, das ist die Kalkerde. Diese Erde kommt sehr häufig vor und in vielen Gegenden bestehen ganze Gebirge, ungeheure Felsmassen und Steinbrüche aus Kalk. Als Stein kann man den Kalk freilich nicht in dem Acker brauchen, außer er würde vorher zu Pulver gemacht, und das wäre zu kostbar, und wir haben nicht einmal Kalksteine, welche wir brennen und dann zerpulvert auf den Acker streuen könnten. Weil die Kalkerde aber für den Ackerboden so nützlich ist, so hat die Vorsehung dafür gesorgt, daß sie nirgends fehlt. Sie findet sich gepulvert meistens auch in der Thonerde. Auch in unserm Stücke fehlt sie nicht; wir sehen sie nicht, weil sie als Staub in ihr vertheilt ist, aber seht einmal, in diesem Glase habe ich etwas getrocknete und zerriebene Thonerde von unserm Stücke, das wir umgraben. Nun schütte ich Essig hinein; seht ihr, wie es braust? Ich rühre es um, und nun braust es wieder; jetzt aber kaum mehr. Dieses Brausen kommt von der Kalkerde her, welche der Thonerde als Staub beigemischt ist. Daran erkennt man ihre Anwesenheit, indem sie die zugegossene Säure verschluckt und die Kohlensäure, die sie an sich hatte, fahren läßt, entsteht das Brausen. Die Kalkerde ist nämlich immer durstig; sie schluckt gerne und je saurer je lieber, sie hat es also nicht wie durstige Trinker. Wenn man demnach saure Erde entsäuren will, so ist ein Mittel dazu dargeboten in der Kalkerde. Wir brauchen aber unsern Boden nicht zu entsäuren, weil er kein saurer ist, wir wollen ihn lockern, erwärmen und fruchtbar machen. Kalk haben wir nicht, aber wir haben Mergel, den ich euch schon gezeigt habe. Das Rinnsal des Bächleins, das bei Regengüssen sich füllt, hat in der Länge der Zeit von dem andern Ufer etwas losgerissen und so das Mergellager entdeckt. Hier liegt ein Stück Mergel, und da liegen noch einige kleinere; gebt sie herum, prüft sie und gebt auf meine Fragen wohl Achtung. Wie ist ein solches Stück anzufühlen? Schüler. Etwas fettig, fast wie die Thonerde. Lehrer. Richtig, und daraus schließen wir, daß in dem Mergel Thonerde ist. Riecht einmal daran. Schüler. Es hat einen Geruch wie die Thonerde. Lehrer. Daraus dürfen wir abermals schließen, daß in dem Mergel Thonerde ist. Nun nehmt aber einmal das kleinere Stück und zerbrecht es. Es bricht leicht und splitterig; es kann also nicht ganz aus Thonerde bestehen, denn diese zerbröckelt und zersplittert nicht, auch wenn sie noch so trocken ist. Dies kommt von der Kalkerde her, und wie erfahren wir nun ganz sicher, daß Kalk

darin ist? Schüler. Wenn wir von dem Mergelpulver etwas in den Essig schütten; enthält es Kalk, so muß es brausen. Lehrer. Das wollen wir thun. Seht es braust viel stärker, als wo wir Thonerde darin hatten. Daraus folgt, daß der Mergel viel mehr Kalk enthält als die Thonerde, und wir erreichen also unsere Absicht, dem Thonboden mehr Kalk beizumischen, wenn wir Mergel auf ihn bringen. Wir lockern den Thonboden dadurch, weil der Mergel nicht so zäh und bündig ist als die Thonerde. Ihr seht ferner, daß der Mergel grauschwarz aussieht; diese dunklere Erdart wird durch das Sonnenlicht mehr erwärmt, als die gelbliche Thonerde, wir befördern also durch ihre Beimischung die Erwärmung der kalten Thonerde Eines ist aber bei dem Mergel wohl zu bemerken: er befördert das Verfaulen oder das Zergehen des Mistes ungemein; mergelt man ein Stück thonigen Boden oder sandigen Boden fleißig, so wird der Dünger in demselben, die Modererde, auch schnell verbraucht und der Boden kraftlos; daher das Sprichwort: der Mergel macht reiche Väter, aber arme Söhne; daher sagt man von einem recht mageren Acker, er sei ausgemergelt. Wie da zu helfen ist, kann jeder leicht einsehen; mergelt man, so muß man auch düngen, und mehr als der Boden verlangt, soll man auch nicht mergeln. Ist er hinlänglich trocken und locker, hat er genug Kalk, so daß der Mist zur rechten Zeit zergeht, so ist das Mergeln überflüssig, ja schädlich.

8.

Mit großer Sorgfalt wird von den Schülern der Düngerhaufen behandelt, und da sie im Verhältniß zu dem Grundstücke der Anstalt wenig Vieh haben, so ist ihre Mühe recht nothwendig. Die Anlage der Miststätte ist so gemacht: der Boden senkt sich etwas vorwärts, ist also nicht eben; eine tüchtige Schichte festgestampften Thones macht die unterste Lage aus und dann kommt das steinerne Pflaster. Auf diesem wird der Stall-Dünger sorgfältig ausgebreitet und festgetreten, so daß er sich gut und gleichförmig setzt. In der guten Jahreszeit suchen sie Plätze, wo sie etwas Erde wegnehmen können, an Rainen, Gräben, Wegen, Hecken, wo es immer etwas gibt. Diese Erde tragen und führen sie in Schubkarren zu der Miststätte, und häufen sie dort auf. Wenn nun Stalldünger ausgebreitet wird, so streuen sie von dieser Erde auf denselben, so lange sie Vorrath haben. Diese Erddecke fängt den Dunst, der von dem frischen Dünger aufsteigt, auf, und behält ihn, und dadurch wird sie eine sehr fruchtbare Erde, und düngt besser, wenn sie auf den Acker kommt. Am untern Rande der Düngerstätte ist ein Jauchekasten, in welchem die Jauche von derselben zusammenfließt; sie ist sorgfältig mit starken Brettern zugedeckt. Die Jauche steht also nirgends unter dem Misthaufen und so geschieht es auch nicht, daß der untere Mist in Jauche schwimmt, der obere aber trocken liegt. Austrock-

nen lassen sie den Mist nie, das wäre ihm nachtheilig; sie schöpfen aus dem Jauchekasten, sobald es nothwendig ist, und übergießen den Mist, so daß er gut fault und die beigemischte Erde immer fruchtbarer wird. So setzt er sich dann zusammen, daß man ihn fast wie Gartenerde mit dem Grabscheite abstechen kann; ein solcher Mist läßt sich dann auf dem Acker und in dem Garten recht gleichförmig vertheilen. Mist geht über List, sagt ein altes Bauernsprichwort, und es ist auch ganz wahr; aber es ist ebenso gewiß, daß man auch List oder Verstand anwenden kann, damit man mehr und bessern Mist bekommt. Freilich kostet das Verfahren, wie es in der Anstalt betrieben wird, Mühe und Arbeit; aber Lehrer und Schüler suchen die Zeit aus, wo sie solche Arbeiten thun können, und bisher haben sie noch immer Zeit gefunden, und manche Leute würden auch Zeit finden, wenn sie sich nur oft genug besinnen möchten und nicht so viele Zeit mit Nichtsthun zubrächten, und wenn sie immer bedacht wären, für jeden freien Augenblick eine Arbeit auszufinden. Viele Zeit geht damit verloren, daß man nicht vorher auf eine Arbeit gedacht hat; kommt dann ein freier Augenblick, so weiß Mancher nicht gleich, was anzufangen, und bis er sich besonnen hat, ist die freie Zeit vorüber und nichts geschehen. Zeit ist aber Geld, sagen die Nordamerikaner, und benutzen sie wohl.

9.

Ein sehr wichtiges Aushilfsmittel zur Düngung ist die Jauche. Einen beträchtlichen Theil liefert der Abtritt, der mit einem Jauchekasten versehen ist. Dahin kommt auch das Spülwasser aus der Küche, wodurch die Jauche verdünnt und weniger scharf wird. Denn scharfe Jauche verbrennt die zarten Wurzeln und Pflanzen. In den Jauchekasten des Abtritts wird im Frühling und Sommer auch das junge ausgjätete Unkraut geworfen, welches nicht dem Vieh gefüttert werden kann; es wird in der Jauche schnell zersetzt und vermehrt die Düngkraft derselben beträchtlich. Die Jauche ist flüssiger Dünger und dient also den Pflanzen zur Nahrung, wie sie denselben gegeben wird, und treibt deren Wachsthum sehr kräftig. Man bringt sie daher nicht auf den Acker, der noch nicht angesäet ist, sondern gibt sie den jungen Saaten, wenn man sie bei dem Getreidebau anwendet. Besonders gut ist sie für Wiesen, welche nicht naß sind; für alle Arten von Gemüse, so lange diese noch jung sind, und in der Schweiz werden wenige Kartoffeln gezogen, welche nicht mit Jauche gedüngt werden Entweder geben die Schweizer dem Kartoffelstocke schon Jauche, wenn die Knollen noch kein Kraut hervorgetrieben haben (das nennen sie die Kartoffeln in der Grube beschütten), oder sie geben sie dem Kartoffelstocke, wenn er schon Kraut, aber noch kein hohes getrieben hat. Das treibt die Kartoffeln außerordentlich, macht sie sehr fruchtbar und schadet dem

Wohlgeschmacke der Knollen nicht im mindesten. Nur hat man darauf zu sehen, daß die Jauche nicht zu scharf ist. Das wird aber leicht verhindert, wenn man sie fleißig auf Wiesen, Acker- und Gartenland bringt; dann muß man mit Wasser nachfüllen, weil das Wasser aus der Küche nicht reicht. So würde sie aber zu kraftlos werden, wenn man nicht Unkraut, Geflügelmist u. dgl. hineinwürfe. Thut man dieses eben so fleißig als man ausschöpft, so bleibt immer ein Bodensatz da, welcher umgerührt das hineingegossene Wasser zur Fäulniß bringt und in Verbindung mit dem Abtrittdünger eine wirksame Jauche zu Stande bringt. Es scheint freilich, das Umgehen mit der Jauche sei ein unreinliches Geschäft: es ist es auch, wenn die Leute unreinlich umgehen und sonst unreinlich sind; aber wenn man vorsichtig ist, so beschmutzt es so wenig, als die Geschäfte des Landbaues überhaupt. Zum Schöpfen der Jauche bedienen sich die Schüler einer sogenannten Schapfe, die einen langen Stiel hat; zum Umrühren des Bodensatzes in dem Jauchekasten einer sogenannten Krücke, die ebenfalls einen so langen Stiel hat, daß sich keiner bespritzt, der sorgfältig umgeht. Im Winter und gegen Frühlingsanfang wird die Jauche in einem eigenen Fasse auf das Feld geführt, weil sich in den beiden Jauchekästen, dem der Miststätte und dem des Abtrittes, ein bedeutender Vorrath angesammelt hat. Später hingegen, wo bald diese, bald jene jungen Pflanzen flüssigen Dünger nothwendig haben, wird sie in eine mittelmäßig große Stande oder Gelte geschöpft, welche mit eisernen Reifen gebunden ist und an beiden Seiten abwärts gebogene Ohren hat. Durch diese werden zwei angemessen lange Tragstangen gesteckt; zwei Träger fassen dieselbe, indem sich der eine vorne, der andere hinten stellt und jeder einen Tragriemen um die Schultern schlingt und vorne an die Tragstangen befestigt. So trägt man bequem und sicher ein beträchtliches Maß Jauche auf den bestimmten Platz; dort wird abgestellt und mit einer kleinen Schapfe wird die Jauche über das junge Gras hingeschüttet, oder den einzelnen Gemüsepflanzen und Kartoffeln ihr Antheil einzeln gegeben. Zu bemerken ist jedoch, daß der Boden locker sein muß, damit die Jauche eindringen kann und nicht abfließt; ist er nicht schon locker, so muß er gehackt werden; natürlich macht der Grasboden eine Ausnahme. Der Lehrer bemerkte mir, daß die Schüler vor dieser Arbeit nicht die mindeste Scheu haben; sie wissen, daß jede nützliche Arbeit in den Augen verständiger Menschen nur Ehre bringt, und daß in Belgien und der Schweiz, so wie in den bestangebauten Gegenden Deutschlands diese Art der Düngung allgemein und mit ungemeinem Vortheil angewandt wird. Wer Landbau treiben will, darf keinen Dünger scheuen, und wer reinlich sein will, bleibt reinlich oder macht sich rein, wenn es nothwendig ist, während der Unreinliche im Schmutze steckt, wenn er auch mit Mist und Jauche nicht umgeht.

10.

(Aus einer Unterrichtsstunde.)

Wenn man eine Heerde Rindvieh auf eine Weide treibt, so weidet sie die Pflanzen ab, welche ihr zur Nahrung dienen und läßt nur die stehen, welche für sie nicht gut sind, und wenn man die Heerde mehrmals auf denselben Platz treibt, so findet sie endlich kein Futter mehr und muß hungrig auf der Weide herumlaufen, und die Thiere nehmen ab oder werden mager. Für die Pflanzen, welche wir anbauen, ist der Boden die Weide; sie ziehen aus demselben vermittelst der Wurzeln ihre Nahrung. Wenn man nun auf einen und denselben Acker zweimal nacheinander z. B. Gerste bauet, so wird die Gerste das zweite Mal nicht mehr so gut gedeihen und das dritte Mal noch weniger, und wenn man den Boden auch gut pflügt und düngt. Das kommt daher, weil die Gerste diejenigen Theile aus dem Boden zieht, welche ihr gut sind; daher findet ihre Nachfolgerin von diesen Theilen nicht mehr viel, sie wird gleichsam hungrig, weil sie ihre rechte Nahrung nicht hinlänglich bekommt und wird mager; hat diese wieder eine Nachfolgerin, so ist diese noch viel übler daran und verkümmert. Wenn man auf eine Weide, wo das Rindvieh nichts mehr findet, Ziegen treibt, so treffen diese noch Kräuter an, welche das Rindvieh verschmäht hat, die aber den Ziegen angenehm sind. So ist es auch auf einem Acker, wo die Gerste nicht mehr Nahrung genug findet, weil ihre Vorgängerin die meisten nothwendigen Nahrungstheile ausgezogen hat, da findet z. B. der Roggen noch Nahrung, weil er nicht ganz die gleichen Bodentheile braucht, welche der Gerste nothwendig sind. Man muß also sehr darauf achten, daß man solche Pflanzen auf einander folgen läßt, die einander gut vertragen, d. h. die nicht ganz dieselben Nahrungstheile brauchen. Düngen muß man aber jedenfalls, wenn der Boden nicht besonders reich an Modererde ist, wie z. B. der Waldboden in Amerika, wo die Modererde einige Schuh hoch liegt und also nicht sobald aufgebracht werden kann. Welche Pflanzen einander gut vertragen, lehrt die Erfahrung, und wer diese Erfahrung noch nicht selbst gemacht hat, der muß bei erfahrenen Landleuten um Rath fragen. So weiß man z. B. allgemein, daß auf den Klee das Korn (Spelzweizen) sehr gut gedeiht, nicht nur deßwegen, weil die verfaulten Kleestoppeln und Wurzeln düngen, sondern hauptsächlich, weil der Klee den Ackerboden in dem Zustande zurückläßt, wie ihn das Korn besonders liebt. So weiß man ebenfalls, daß nach Hülsenfrüchten, z. B. Erbsen, Wicken, alle Feldfrüchte gut gedeihen; diese Hülsenfrüchte haben außerdem einen andern Vortheil: sie unterdrücken nämlich das Unkraut und ersticken es, daher lassen sie einen reinen Ackerboden zurück. Man hat dieses

schon lange gewußt, daß derselbe Acker z. B. nicht immerfort Getreide tragen kann, deßwegen hat man ihn je das dritte oder vierte Jahr brach liegen lassen; man ackerte ihn um und ließ ihn, wie man sagte, ruhen Ohne Zweifel thut die Brache einem Acker gut; denn erstens ziehen keine angebauten Pflanzen die Nahrungstheile aus dem Boden, und zweitens wissen wir ja wohl, daß ein umgebrochenes Feld von der Luft, dem Regen und Schnee fruchtbar gemacht wird. Die Brache hat also ihren Grund und man kann nicht sagen, daß sie ein Vorurtheil sei; aber sie ist theuer, denn wenn der Acker ruht, so bringt er ein Jahr lang keine Früchte. Man thut deßwegen besser, wenn man erstens seinen Acker recht fleißig und sorgsam umgräbt oder pflügt, so daß Luft und Feuchtigkeit die Ackererde durchdringen können, fast so gut, als wenn er umgebrochen brach liegt; und zweitens muß man ihn recht düngen, damit ihm die verlorenen Nahrungsstoffe wieder zugebracht werden. Endlich sorge man für einen guten Fruchtwechsel, so daß immer solche Pflanzen einander ablösen, die nicht gerade dieselben Bodenbestandtheile nothwendig haben. Werden diese drei Stücke beobachtet, so braucht der Acker nicht brach zu liegen oder zu ruhen; denn er ist nicht lebendig und wird nicht müde, wohl aber wird er ausgesogen und erschöpft, wenn man nicht mit Dünger nachhilft. In allen Gegenden, wo die Bevölkerung sehr stark ist, gibt es keine Brache mehr, weil der angebaute Acker mehr einträgt, als der brach liegende. Nur da, wo man noch so viel Feld hat, daß man nicht alles gut bearbeiten kann, hat man noch Brache und einen Brachösch.

11.

Es ist aber nicht richtig, wenn man glaubt, die Pflanzen wüchsen bloß von der Nahrung, welche sie mit den Wurzeln aus dem Boden einsaugen; sie brauchen auch Licht und Luft. Sie brauchen Licht; das kann man z. B. bei Kartoffeln sehen, welche in dem dunkeln Keller ausschlagen und Sprossen treiben; diese Sprossen bleiben weiß oder gelblich, werden nicht fest, bringen kein Laub und faulen endlich ab. Man sieht es auch bei Blumenstöcken, die man in der Stube hat; sie gerathen nicht, wenn sie an einem dunkeln Orte stehen, und wenn sie in der Nähe des Fensters sind, so kehren sie alle Blätter der Helle zu, gewiß ein Beweis, daß sie des Lichtes bedürftig sind. Man sieht es in dichten Wäldern, wo die jungen Bäume in die Höhe streben und sich nicht ausbreiten, weil sie nur so aus dem Laubwerke ihrer Nachbarn zu dem Lichte emporkommen können. Freistehende Bäume aber, z. B. Eichen und Buchen, wachsen nicht so in die Höhe, wie im Walde stehende, sondern breiten mehr ihr Astwerk aus. Wir wissen übrigens noch immer nicht recht, wie das Licht in den Pflanzen schafft; aber das bleibt gewiß, daß die Pflanzenblätter ihre schöne grüne Farbe dem

Lichte verdanken. Darum sind die innern Blätter eines Kohlkopfes, des Salats, der Endivien u. s. w. gelbweiß und weich, die äußern aber hart und grün. Man muß also den Pflanzen Licht zukommen lassen, wenn sie recht gedeihen sollen; man darf demnach Kartoffeln, Kohl, Rüben und dergleichen schon deswegen nicht zu enge auf einander pflanzen, weil sie einander sonst das Sonnenlicht versperren. Darum wird aus Obstbäumen nicht viel, welche zu nahe bei einander stehen, wie man es leider noch in manchen Gärten beobachten kann, und solche Obstbäume tragen auch nicht gut, deren Astwerk so dicht in einander verwachsen ist, wie eine Dornhecke.

Die Pflanzen brauchen aber auch Luft, und zwar so nothwendig als Menschen und Thiere. Die Pflanzen athmen auch freilich nicht durch Lungen oder Kiemen, sondern durch die Blätter. Das weiß man gewiß; die Blätter haben nämlich ganz kleine Oeffnungen, durch welche sie die Luft einsaugen, die sie brauchen und die Luft ausstoßen, welche sie nicht zu ihrer Ernährung gebrauchen können. Wenn man einen Baum oder sonst eine Pflanze ganz entblättert, so treibt er nochmals Blätter, wenn er kräftig und gesund ist; verliert er aber seine Blätter noch einmal, so geht er fast immer zu Grunde. Darum schadet der Raupen- und Maikäferfraß den Obstbäumen so sehr, und man hat Beispiele, daß die Fichtenraupe durch das Abfressen der Fichtennadeln schon viele tausend Fichten in einem Sommer zu Grunde gerichtet hat. Wenn unsere Pflanzen gedeihen, so dürfen sie nicht zu enge aufeinander stehen und dürfen einander die Luft nicht wegnehmen. Enge stehenden Pflanzen geht es wie den Menschen, die dicht gedrängt bei einander sind; diesen wird der Athem schwer, es ist ihnen nicht recht wohl, sie werden bleich. Die Menschen können sich helfen, weil sie freie Bewegung haben und weggehen können. Für die angebauten Pflanzen aber muß der Mensch sorgen und sie nicht zu enge zusammenstellen, weil sie an ihrem Platze bleiben müssen. Haben sie Raum genug, so breiten sie sich mehr aus und werden kräftiger, so daß sie dadurch es mehr als ersetzen, daß nicht so viele auf einem Platze stehen. Hierin gilt aber ein Maß wie in allen Sachen; zu weit auseinander taugt auch nichts, denn alle Pflanzen breiten sich nur zu einer bestimmten Größe aus, und ein Platz, der unnöthiger Weise leer gelassen ist, trägt eben nichts.

Wenn man Pflanzen abblattet, so nimmt man ihnen die Werkzeuge, mit welchen sie Luft schöpfen; solche abgeblattete Pflanzen werden nicht so stark, als die nicht abgeblatteten. Wer seinen Kohl abblattet, verliert an dem Kohlkopfe, der nun kleiner wird, viel mehr, als er durch die Blätter gewonnen, und wer seinen Rüben die untern großen Blätter abnimmt, wird durch kleinere Rüben bestraft. Nur wenn ein Blatt gelb zu werden anfängt, darf man es nehmen, denn ein gelbes Blatt nutzt der Pflanze nicht mehr. Wer das Kartoffelkraut abschneidet,

büßt es dadurch, daß er kleinere Kartoffeln bekommt. Dicht bei einander stehende Obstbäume nehmen einander nicht bloß das Licht, sondern auch die Luft weg, sie sind also nicht so fruchtbar; und ebenso ist es, wenn das Astwerk eines Baumes zu dicht ist. Da muß man verständig pflanzen und verständig ausputzen.

Und nun merket noch: die Luft, welche die Bäume behalten und zu ihrem Wachsthum brauchen, ist den Menschen und den Thieren schädlich; die Luft aber welche sie ausstoßen, ist für Menschen und Thiere Lebensluft. Ist das nicht eine wundervolle Einrichtung des allweisen Schöpfers.

255. Von den Pflichten gegen Gott.

Fürchte Gott! das ist: scheue und hüte dich recht sehr, Etwas zu thun oder zu lassen, wodurch du dem Allmächtigen mißfallen und dir seine Ungnade zuziehen könntest, und halte seine Gebote. In der heiligen Schrift heißt es: „Was fordert der Herr, dein Gott, sonst von dir, als daß du ihn fürchtest, ihm in Allem gehorchest, ihm mit ganzer Aufrichtigkeit dienest und seine Verordnungen haltest, damit es dir wohl gehe?“

Bemühe dich, Gott und seine Vollkommenheiten immer mehr kennen zu lernen und den Glauben an Jesus Christus, welcher die ewige Wahrheit ist, in dir zu befestigen. Schäme dich deines Glaubens nie, sondern bekenne ihn durch Wort und That vor aller Welt, sonst bist du des Namens Christ unwürdig. — Die falsche Scham ist ein Laster, das Viele ins Verderben zieht. Man nimmt oft gegen seine Ueberzeugung die Lehren und Gesinnungen der Welt an, bloß um das Wohlgefallen der Menschen einzuernten. Das heißt aber, den Menschen mehr, als Gott zu gefallen trachten, heißt die Wahrheit und den Glauben verleugnen.

Hoffe auf Gott und vertraue mit ganzer Seele auf seine weise, väterliche Führung, sowohl in guten, als in schlechten Tagen. Brauche aber auch deine Vernunft, und wende die gehörigen Mittel an. — Auf Nichts in der Welt kannst du dich verlassen, aber auf Gott allezeit. Die Menschen sind oft nicht im Stande zu helfen, weil ihnen die Macht und die Mittel dazu fehlen; oft helfen sie nicht, weil es ihnen an gutem Willen, an Treue und Liebe gebricht. Aber Gott kann immer helfen, weil er allmächtig ist; er will es, weil er gütig, wahrhaft und getreu ist. Auch in Leiden ist er unser gütiger Vater und ordnet Alles zu unserm Besten. Setze also stets deine Hoffnung auf den Herrn und denke an folgende Aussprüche der heiligen Schrift: „Unsere Hülfe kommt von dem, der Himmel und Erde erschaffen hat. — Besser ist es, auf den Herrn vertrauen, als auf die Menschen. — Wenn dir Gott

Gutes zusendet, so genieße es dankbar und schicke dich einstweilen an, auch das Unglück ertragen zu können. — Lasset uns fest halten an der Hoffnung; denn Gott, auf den sie gerichtet ist, ist treu."

Liebe Gott über Alles, denn er ist das höchste Gut, das vollkommenste Wesen, der beste Vater, der allein unserer ganzen Liebe werth ist. — So lange wir irgend Etwas mehr lieben, als Gott, ist unsere Liebe nicht rechter Art. Alles, was wir nur lieben mögen, sollen wir in Gott und seinetwegen lieben. Habe also deine größte Freude an Gott und trachte ihm zu gefallen! Man denkt gern an denjenigen, den man liebt; von dem höret und redet man gern und richtet sich nach seinem Willen. Zeige daher deine Liebe zu Gott dadurch, daß du oft an ihn denkest, gern von ihm hörest und redest, in Allem seinen heiligen Willen erfüllest und ihm für jede Wohlthat herzlich dankest, da Alles, was du besitzest und genießest, ein freies Geschenk seiner väterlichen Güte ist.

Habe die größte Ehrfurcht vor Gott, und bete ihn an als den höchsten Herrn des Himmels und der Erde, als das vollkommenste und erhabenste Wesen, das du dir nur immer denken kannst. Bete ihn an im Geiste und in der Wahrheit, beweise ihm nämlich deine Verehrung innerlich und äußerlich, indem du seine Allmacht, Weisheit und Güte erkennest, fromm nach seinen Geboten lebest, beim öffentlichen Gottesdienste mit Ehrerbietung erscheinest, von ihm nie anders, als mit größter Hochachtung redest, dich ihm kindlich unterwirfst und ihm alle deine Wege vertrauensvoll empfiehlst. — Es liegt etwas Großes darin, daß wir Kinder Gottes heißen. Ihm gehören wir an, wir mögen jung oder alt, gesund oder krank sein, wir mögen leben oder sterben. Laß dich nie hinreißen von Gleichgültigkeit oder Lauigkeit gegen deinen Vater im Himmel. Verabscheue die Unsitte, den Namen Gottes oder andere heilige Dinge zu bösen Reden zu mißbrauchen. Gott sei täglich dein erster und letzter Gedanke; denn in ihm und durch ihn leben und sind wir. Erhebe deine Seele oft zu ihm, bald durch Lob- und Dankgebet, bald durch Fürbitte für Andere, oder durch Abbitte deiner Fehler, bald durch Flehen um seine Gnade. Und der göttliche Geist, der uns zu beten befiehlt, verheißt uns auch Erhörung; und wir können gewiß sein, daß, im Falle uns Gott das nicht gibt, um was wir bitten, er uns etwas Besseres schenkt, weil er als ein weiser Vater unsere Bedürfnisse wohl kennt.

256. Von den Pflichten gegen sich selbst.

Der Mensch soll sich selber auf eine vernünftige Weise lieben, und nach immer größerer Vollkommenheit sterben Er liebt sich aber nur

dann gehörig, wenn er die Pflichten erfüllt, die er in Bezug auf seine Seele, seinen Körper und die zeitlichen Güter hat — Du erfüllst treu die Pflichten gegen deine unsterbliche Seele, wenn du deine geistigen Anlagen auszubilden bemüht bist, und dir nützliche Kenntnisse zu erwerben suchst. Lerne also jene Arbeiten und Geschäfte, zu denen dir zu Hause oder in der Schule Anleitung gegeben wird, und die für dich von großer Wichtigkeit sind; denn es gereicht dir zur Schande, wenn du das nicht kannst und verstehst, was dein Stand und dein Alter erfordert. Bist du an deiner Ungeschicklichkeit und Unwissenheit selber Schuld, so erwartet dich auch das Schicksal des trägen Knechtes im Evangelium, der sein Talent unbenutzt liegen ließ. Wie vieler Mittel zur Bildung des Geistes und des Gemüthes beraubt sich der Mensch, wenn er z. B. nicht lesen und schreiben lernt! Ihm ist eine reiche Quelle verstopft, aus welcher er Belehrung, Ermunterung, Rath, Trost und Freude schöpfen könnte. Darum ergreife jede Gelegenheit etwas Nützliches zu lernen, und mache dich ganz besonders bekannt mit den Lehren des Christenthums. Sei recht aufmerksam beim Unterrichte, denke über das nach, was dir gezeigt oder gesagt worden ist, wiederhole und übe es oft und gern; denn die Uebung ist die Mutter aller Kunst und Wissenschaft. Bedenke, daß du nicht für die Schule, nicht für Andere sondern zu deinem eigenen Besten lernst!

Lenke deinen Willen zur Ausübung des Guten! Merke auf die Stimme des Gewissens und folge ihr! Gewöhne dich, in allen Stücken bedachtsam zu handeln! Lerne deine Neigungen früh beherrschen, daß nicht die sinnliche Natur die Oberherrschaft in dir erhalte; nimm dir das Gute recht ernstlich vor und bitte Gott um Beistand, damit du bei Zeiten dich selbst überwinden lernest und mit zunehmendem Alter immer besser und vollkommener werdest!

Suche Leib und Leben zu erhalten! — Gott ist der Herr des Lebens, und wir dürfen es uns weder abkürzen, noch viel weniger selbst nehmen. Ebenso so wenig dürfen wir die Sorge ür die Gesundheit des Körpers außer Acht lassen, damit wir nicht durch eigene Schuld zur Erfüllung unserer Pflichten unbrauchbar werden. Zerstöre also deine Gesundheit nicht durch Unmäßigkeit in Speise und Trank; verderbe sie nicht durch Zorn, Neid, Wohllust und Leichtsinn! Wirst du krank, so wende die rechten Mittel an, sei geduldig und vertraue auf Gott! Auch in der Kleidung sei reinlich, sittsam und anständig! Besonders aber hüte dich, daß du deinen Leib nie zum Bösen mißbrauchest! Sei schamhaft und ehrbar vor dir selbst, wie vor Andern! Thue weder mit dir, noch mit Andern Etwas dessen du dich schämen müßtest! Halte deinen Leib in Ehren als ein Eigenthum des Schöpfers und als das Werkzeug der Seele.

Erfülle endlich die Pflichten gegen dich selbst, indem du auch von dei-

nen zeitlichen Gütern, von Ehre und Vermögen, und von erlaubten Freuden des Lebens vernünftigen Gebrauch machst! — So sehr auch der Mensch darnach streben soll, sich Verstand, Geschicklichkeit und einen guten Namen zu erwerben, eben so sehr soll er sich hüten, bloß der Ehre wegen Etwas zu thun. Solche Handlungen hätten dann keinen Werth vor Gott und würden den Menschen zum Stolze verleiten, welcher die Wurzel vieler Laster ist. — Du darfst und sollst dich freuen, wenn du in gutem Rufe stehst; du sollst dich jedoch auch durch Demuth und Bescheidenheit gegen den Ehrgeiz verwahren. Vergiß nicht, daß du nicht fehlerfrei bist, und das Gute an dir mehr Gott, als dir zuzuschreiben ist. — Du kannst dir durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit Vermögen zu erwerben suchen; allein du sollst es zum Lebensunterhalt und zum Wohlthun gebrauchen, und dich dabei sowohl vor Geiz, als vor Verschwendung hüten. Lerne auch bei geringem Einkommen zufrieden leben! Je weniger du bedarfst, desto freier und sorgenloser wirst du sein. Ist dir nach gethaner Arbeit nöthig, Geist und Körper durch eine Erholung zu stärken, oder ist dir irgend eine Freude beschert, so genieße sie mit Maß! Wähle nur erlaubte Freuden, welche weder gegen den Willen Gottes noch gegen den deiner Eltern und Vorgesetzten sind. Sorge also auf diese Art für die Seele, den Körper und für die zeitlichen Güter! Liebe dich selber, aber vernünftig und christlich, indem du mehr auf das ewige als auf das zeitliche Heil bedacht bist!

237. Von den Pflichten gegen den Nächsten.

Wir sollen den Nächsten, das ist, jeden Menschen ohne Ausnahme lieben, und zwar nach dem Gebote Jesu, wie uns selbst In Bezug auf Nächstenliebe gab uns der Heiland eine wahrhaft goldene Regel, indem er sprach: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, thuet ihnen auch; was ihr aber wollet, daß sie euch nicht thun sollen, das thuet ihnen auch nicht!“

Die Pflichten, die du gegen deinen Nächsten zu beobachten hast, sind denen ähnlich, welche du gegen dich selbst üben sollst. Du wirst demnach Alles verhüten, was seiner Seele, seinem Körper oder seinen zeitlichen Gütern Schaden bringen könnte, und jederzeit sein geistiges sowohl als leibliches Glück befördern. Bist du im Stande, ihn zu belehren oder seine Kenntnisse zu erweitern, ihn durch Ermahnungen und Beispiele zum Guten zu ermuntern und vom Bösen abzuhalten, so versäume dies nicht! — Solltest du es nicht können, so halte ihn wenigstens nicht von der Tugend ab, und verleite ihn nicht zum Laster! Führe auch Niemanden in Irrthum, weder durch Lüge, noch durch die bösen Künste der Ueberredung. Wie könnten wir denn mit Wahrheit im Gebete des

Herrn sagen: „Geheiligt werde dein Name! Zu uns komme dein Reich!" wenn uns an dem ew'gen Heile unseres Mitmenschen Nichts gelegen wäre? Bemühe dich, das Leben und die Gesundheit des Nebenmenschen zu erhalten, und, wo möglich, aus Gefahren zu erretten! Du darfst nicht glauben, das Gebot: „du sollst nicht tödten," sei schon beobachtet, wenn du Niemanden auf gewaltsame Weise um's Leben bringest; nein, du versündigst dich auch dagegen, wenn du die Gesundheit deines Mitmenschen durch körperliche Mißhandlung zerstörest, oder ihm Kummer und Gram verursachst, die seine Lebensdauer verkürzen. — Die Liebe macht alles leicht. Freuen wir uns also, wenn wir auf irgend eine Weise zum Wohle Anderer beitragen können! Auch wir bedürfen fremder Hülfe, und mit dem Maße, das wir gebrauchen, wird man uns wieder messen.

Heilig sei dir der gute Ruf und das Vermögen deines Mitmenschen! Kränke Niemanden an seiner Ehre und offenbare ohne Noth nie die Fehler Anderer. — Gib Jedem, was du ihm schuldig bist, oder was ihm angehört, und laß Jedem das Seine. Schade Niemanden an seinem Eigenthum, betrüge ihn nicht und übe keine Untreue aus! Denke an das Sprichwort: Ehrlich währt am längsten. — Sei bei jeder Gelegenheit dienstfertig, wohlthätig und barmherzig gegen Freunde und Feinde, gegen Bekannte und Unbekannte, zunächst aber ganz besonders gegen Arme und Nothleidende. Die heilige Schrift sagt: Laß' den Armen nicht Noth leiden, und sei nicht hart gegen den Dürftigen. Verachte den Hungrigen nicht und betrübe ihn nicht in seiner Armuth Sei nicht zänkisch, höre den Armen gern und antworte ihm freundlich! — Richte deine Almosen nach deinem Vermögen ein! Hast du viel, so gib reichlich; hast du wenig, so theile auch von dem Wenigen willig mit, damit sammelst du dir einen Schatz auf den Tag der Noth!

Zeige dich freundlich, friedfertig und dankbar gegen diejenigen, welche dir Wohlthaten erwiesen haben! — Freue dich, wenn du Andern nützen und helfen kannst. Trage die Schwachheiten der Menschen mit Geduld, wenn du willst, daß man die deinigen ertrage! Trachte, so viel du vermagst, das erhaltene Gute zu erwiedern, und dir durch einen tugendhaften Wandel Freunde zu machen!

Erweise deinen Eltern Liebe, Ehre und willigen Gehorsam! Nach Gott hast du deinen Eltern das Meiste zu verdanken. Niemand meint es besser mit dir, als die Eltern, und sie wissen wohl, was dir schädlich oder nützlich ist. Sie sind deine treuesten Freunde und gleichsam deine Schutzengel auf Erden; darum folge ihnen und erinnere dich stets ihrer Ermahnungen. Je länger du das Glück hast, deine Eltern zu besitzen, desto mehr bemühe dich, die Freude, der Trost und die Stütze ihres Alters zu werden. Verpflege sie liebreich und habe Geduld mit ihren Schwachheiten! Du bist es ihnen schuldig. — Nebst deinen Eltern

sollst du auch deinen Lehrern und Vorgesetzten, der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, und allen denen, die an dir die Stelle der Eltern vertreten, Liebe, Ehre und Gehorsam erweisen.

So halte denn, liebe Jugend, die Gebote des Herrn und beobachte die Lehren Jesu! Erfülle die Pflichten gegen Gott, gegen dich selbst und gegen deinen Nächsten in Liebe! Denn nur der, der die Liebe hat, erfüllt das ganze Gesetz, wie der heilige Paulus lehrt. Dem wahrhaft Gläubigen kommen die Gebote des Herrn leicht vor. Der heilige Johannes schreibt: „Die Liebe gegen Gott besteht darin, daß wir seine Gebote beobachten, und diese sind nicht schwer; denn die Siegeskraft, welche die Welt überwindet, ist unser Glaube."

258. Pflichten gegen die Obrigkeit.

Jeder unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt! Denn es gibt keine Obrigkeit, ohne daß sie von Gott da ist. Wer also wider die Obrigkeit sich auflehnt, der lehnt sich wider die Anordnung Gottes auf, und ein solcher Empörer wird seine Strafe finden. Denn nicht den Guten, sondern den Bösen ist die Obrigkeit furchtbar. Willst du also ihre Macht nicht zu fürchten haben, so thue, was recht ist, und du wirst ihren Beifall erhalten. Thust du aber, was nicht recht ist, so fürchte dich! Denn sie trägt das Schwert nicht umsonst, sondern sie ist Gottes Dienerin, die rächende, zur Strafgerechtigkeit des Uebelthäters. Daher muß ihr gehorcht werden, nicht bloß aus Furcht vor Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. Gebet also Jedem, was ihr zu geben schuldig seid: Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll, Furcht, wem Furcht, Ehre, wem Ehre gebührt.

259. Ueber den Einfluß guter Grundsätze.

Ein Mensch ohne Grundsätze gleicht einem schwachen Rohre, das der Wind hin und her bewegt. Jeder günstige oder ungünstige Eindruck, jedes neue Ereigniß von einiger Bedeutung, jede Veränderung in der bisherigen Lebenslage bringt auch Veränderungen in seiner Denk- und Handlungsweise hervor. Andere Menschen können sich auf ihn nicht verlassen, so wie er auch selbst zu sich kein festes Zutrauen haben kann. Es ist daher sogar sprichwörtlich geworden, von einem solchen Menschen zu sagen: er ist wie das Rohr auf dem Teiche.

Die Grundsätze, welche man sich eigen macht, müssen aber gut und löblich sein, müssen die Ausführung des Wahren, des Rechten und Nützlichen beabsichtigen, die Achtung gegen die Menschheit befördern, und auf das Wohl Aller gerichtet sein.

Zum Grundsatze muß man es sich z. B. machen, mit der Zeit haushälterisch umzugehen, und sie stets weise zu benutzen. Wer schon den Abend vorher überlegt, was er den andern Tag thun, und in welcher Ordnung er seine Geschäfte verrichten will, der erleichtert sich seine Arbeiten, führt sie mit Freudigkeit und Glück aus, und thut immer seine Pflicht ganz, wie es dem Manne von Ehre gebührt

Von früher Jugend an muß man sich vornehmen, etwas Nützliches gründlich zu lernen, und immer mehr nach dessen Vervollkommnung zu streben. Nie lernt man aus, unser Wissen ist Stückwerk; Vieles kann verbessert, Manches noch zweckmäßiger eingerichtet werden. Dieses Alles sind Grundsätze, welche den Menschen vor mancherlei thörichtem Benehmen bewahren, dagegen zu sehr vielem Guten hinleiten.

Allezeit besonnen zu verfahren und Alles gehörig und reiflich zu überlegen, ist auch ein Grundsatz, der uns von Jugend auf durch's ganze Leben leiten muß.

Viele Menschen machen es sich zum Grundsatze, nicht eher eine Erholung oder ein Vergnügen sich zu erlauben, bis sie dasselbe durch Fleiß und Thätigkeit verdient haben. Andere wählen grundsätzlich nie einen andern Umgang, als wodurch sie für Kopf und Herz gewinnen können u. s f. — Solche Grundsätze sind feste Mauern gegen leibliche und geistige Feinde, dagegen aber reichsprudelnde Quellen des innern und äußern, des zeitlichen und ewigen Glückes.

Unter allen Grundsätzen sind aber die, welche uns die christliche Religion gibt, die segensreichsten. Diese sind die allzeit sicher führenden Leitsterne im Leben. Vor tausendfachen Mißgriffen, auch bei der sonst klügsten Menschenbildung, sichern nur sie; Wahrheit bei Zweifeln, Muth in Gefahren, Sieg im Kampfe, Trost in Leiden, Ruhe bei Beängstigungen, und — Hoffnung noch in der Sterbestunde verleihen nur sie. Der Erwerb der Religionsgrundsätze muß daher unsere eifrigste Angelegenheit sein; ihnen müssen wir die meiste Zeit und den größten Fleiß widmen.

Dagegen gibt es auch Grundsätze, vor denen man sich hüten und zu bewahren hat wie vor der Sünde; denn sie sind deren Quelle. Das sicherste Mittel zu ihrer Erkenntniß ist eine ruhige Vergleichung derselben mit den Wahrheiten und Grundsätzen der Religion. Wem es ernstlich um Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist, dem können die Widersprüche zwischen solchen falschen Grundsätzen der Welt und denen der Vernunft und Religion nicht leicht verdeckt bleiben.

„Was hilft mir", hört man wohl sagen, „das Kirchengehen; darauf kommt nichts an, wenn ich nur sonst ein rechtschaffener Mensch bin!" Allerdings ist das Kirchengehen noch nicht die Hauptsache, ist nicht Endzweck; aber es ist ein unersetzliches Mittel dazu. Handelt aber derjenige nicht höchst thöricht, welcher den Zweck will, und die Mittel vernachläßigt? — Und wie steht es denn auch in der Regel um die Rechtschaffenheit solcher Menschen? Das Leben weiset uns die Beispiele dazu nach. —

Was sagen in dem Munde so manches Menschen die Worte: „Mir ist jede Religion recht, denn wir glauben alle an einen Gott!" Was sagen gar oft solche Worte anders, als: „Ich halte auf keine Religion etwas; für mich brauchte es gar keine zu geben!"

Zu solchen unheilvollen Grundsätzen gelangt gar mancher Mensch nicht von selbst; auch nicht bloß durch den unvorsichtigen Umgang mit Andern, welche solche Grundsätze haben, sondern gar oft auch durch den schrecklichen Leichtsinn im Lesen allerlei Bücher. Darum sollte man insbesondere der unerfahrenen Jugend täglich wiederholt zurufen:

„Ist dir Gott, Ehre und Unschuld lieb, so sei vorsichtig in der Wahl der Bücher, die du liesest. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten; aber die allergefährlichste Gesellschaft ist ein schlechtes Buch. Was der Mutter treue Liebe, was des Vaters fromme Sorge, was des Lehrers warmer Eifer Jahre lang aufbaute, reißt das Lesen eines einzigen, gottlosen Buches nicht selten in einer einzigen Stunde wieder nieder. O, fürchterliche Stunde"

Erzittere, o Mensch! erzittere vor jener sogenannten Aufklärung, welche dir den Glauben an Christus und Christenthum, den Glauben an das Heilige, Göttliche und Ewige zu entreißen sucht. Vor dieser Aufklärung trete zurück, weit zurück, damit sie dich nicht umarme, und — erdrücke.

„Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber raubgierige Wölfe sind." Math. 7, 15.

260. Beobachte den Anstand.

Ein gutes Kind muß sich immer artig und höflich betragen. Es muß stets darauf bedacht sein, Andern Freude zu machen. Wer in seinem Benehmen zeigt, daß er andern Menschen gern Freude machen wolle, daß er sie achte und liebe, der ist höflich. Willst du höflich sein, und dich immer und allenthalben anständig betragen, so beobachte folgende Regeln:

1. Wasche jeden Morgen den Mund, das Gesicht und die Hände mit frischem Wasser. Gehe nie mit verwirrtem Haar, mit ungeputzten Schuhen, mit schmutzigen und zerrissenen Kleidern unter die Leute. Schone deine Kleider, dann kannst du immer schön und sauber gekleidet sein.

2. Schwätze nicht beim Essen. Nimm nicht die Hand, wo du den Löffel oder die Gabel gebrauchen sollst. Halte die Hände unter den Tisch; aber lege dich nicht mit den Armen darauf Schau' nicht umher, wenn du trinkest. Schlürfe nicht beim Trinken, und lasse beim Essen eben so wenig Zunge und Lippen hören. Iß nicht auf der Straße, rede nicht, wenn du Speise im Munde hast. Iß nicht gierig, und suche nicht das beste Stückchen aus. Bitte die Andern, sich zuerst Speise zu nehmen.

3. Rede langsam und deutlich, daß man dich verstehe; halte nicht die Hand, die Kappe oder etwas Anderes vor den Mund, wenn du redest. Siehe die Leute an, mit welchen du sprichst. Rede mit dem Munde, nicht mit den Händen.

4. Stehe und sitze gerade, gehe mit sichern, doch muntern Schritten. Zucke nicht mit den Achseln, und schleudere nicht die Hände im Gehen.

5. Die Hände sollen frei sein. Stecke sie nicht in die Kleider; das ist unanständig.

6. Kratze dich nicht vor den Leuten am Kopfe oder an einem andern Theile des Leibes. Nage nicht an den Fingern. Weg mit dem Finger aus dem Munde — von der Nase. — Dergleichen erregt bei andern Ekel.

7. Lache Andere nicht aus, gib ihnen keine Spott- oder Schimpfnamen; vermeide Zank und Streit. Sei fried- und dienstfertig, und besonders gegen alte Leute ehrerbietig.

8. Scherze mit Andern nicht auf eine unfeine Art, und schlage oder stoße sie nicht. Necke sie ebenfalls nicht, dann werden sie dich auch nicht leicht necken.

9. Begegnet dir Jemand, so grüße ihn freundlich; der artige Knabe nimmt, wenn er angesehenere Personen grüßt, sittsam seine Mütze oder Kappe ab.

10. Trittst du in ein fremdes Haus, so reinige erst deine Schuhe von Koth; klopfe an der Stubenthür, ehe du in die Stube gehst; der Knabe entblößt beim Hineingehen sein Haupt und grüßt freundlich die Personen in der Stube.

11. Kommt Jemand zu dir in die Stube, so stehe auf, grüße ihn und reiche ihm einen Stuhl. Beim Fortgehen begleite ihn bis auf die Straße. Ist es Abend, so leuchte ihm.

12. Will Einer eine Gefälligkeit von dir haben, so erzeige sie ihm, wenn es schicklich ist. Schlage Keinem mit Frechheit Etwas ab. Entschuldige dich, wenn du den Wunsch des Andern nicht erfüllen kannst.

13. Benimm dich artig, wenn du Etwas von Andern erbittest. Danke, wenn du es erhalten hast! Bitte aber nicht zu oft. Suche jede Gelegenheit denen, die dir Gutes erwiesen haben, dich dankbar und gefällig zu erzeigen. Nichts ziert junge Leute mehr als Dankbarkeit; sie ist das Zeichen einer edlen Denkungsart; Undankbarkeit dagegen verräth ein grobes Herz, und ist bei allen wohldenkenden Leuten verhaßt. Beherzige daher häufig den Spruch: „Lieb' und Dankbarkeit gefällt, Undank haßt die ganze Welt."

14. Merke fleißig, wie sich andere, aber höfliche und rechtschaffene Leute betragen, und befolge ihr Beispiel!

261. Gib auf deine Gesundheit Acht.

Kinder denken wohl selten daran, was für ein großes Gut die Gesundheit ist; sie wissen nicht, wie leicht man die Gesundheit zerstören, und sich eine Krankheit oder gar wohl den Tod zuziehen kann. Wie viele verderben sich nicht selbst schon in ihrer Jugend! Wie viele machen sich nicht selbst zu krüppelhaften, elenden Menschen, oder müssen frühzeitig sterben, weil sie unachtsam und leichtsinnig sind! Gott befiehlt es uns, daß wir Gesundheit und Leben nach Möglichkeit schonen und bewahren sollen. Ein kranker Mensch kann nicht so viel Gutes und Nützliches ausrichten

als ein gesunder. Es wäre eine große Sünde, wenn wir uns aus Leichtsinn gar das Leben verkürzten.

Willst du, mein Kind, dich vor Krankheit und Schmerz bewahren und thun, was du vor Gott schuldig bist, so beachte Folgendes:

1. Halte dich so viel als möglich in reiner, gesunder Luft auf.

2. Beim Genusse der Speisen und Getränke sei mäßig. Iß nicht zu gierig und nicht zu viel; durch Unmäßigkeit sind schon Viele gestorben. Iß kein unreifes Obst, es verursacht Krankheiten. Iß nicht von Beeren, Kräutern oder andern Gewächsen, die du nicht kennest; einige sind giftig. Trinke nie, wenn du erhitzt bist, sonst trinkest du dir den Tod ein. Trinke nie gleich auf heiße und fette Speisen. Alle hitzigen Getränke sind für Kinder schädlich; Branntwein ist für sie ein Gift.

3. Lege deine Kleider nicht gleich weg, wenn du schwitzest, kühle dich allemal nach und nach ab. Im Frühlinge und im Herbste, wo warme Tage und kalte Nächte sind, hüte dich, daß du dich nicht in der Frühe oder am Abend erkältest.

4. Gehe nicht aus der Kälte gleich zum warmen Ofen, bleibe auch nie zu lange oder zu nahe beim Ofen. Die starke Ofenhitze ist ungesund.

5. Halte dich sauber und rein, besonders in der Wäsche.

6. Fahre nicht mit einem Messer oder einer Gabel hin und her. Du könntest ja dich und Andre verletzen. Rühre kein Schießgewehr an.

7. Achte besonders darauf, daß du dir nicht die Zähne und die Augen verderbest; denn wenn die einmal verdorbed sind, so kann nicht mehr geholfen werden, und die Zahnschmerzen und Augenschmerzen sind schreckliche Uebel. Die Zähne werden verdorben, wenn man süße Näschereien, warmes Brod, zu heiße oder zu kalte Speisen ißt; wenn man auf heiße Speisen gleicht trinkt; wenn der Mund nicht rein gehalten wird, nicht fleißig mit frischem Wasser aus-

gespült wird; wenn man zu harte Sachen auf- oder abbeißt.

Den Augen schadet es, wenn sie nicht rein gehalten, nicht oft genug mit frischem Wasser gewaschen werden; wenn man frei in die Sonne blickt; wenn man plötzlich aus dem Dunkeln an's Licht gehet; wenn man in der Dämmerung oder bei flackernden Lichtflammen oder bei zu hellem Sonnenlichte liest, näht, 2c.

8. Arbeite fleißig, aber halte auch darin, so wie in der Ruhe und im Schlafe, Maß und Ordnung.

9. Sei vorsichtig im Springen; steige nirgends hinauf, wo du leicht herabfallen könntest; wage dich in kein Wasser; necke keinen Hund; gehe keinem Pferde zu nahe; nimm dich in Acht, daß du nicht unter die Räder eines Wagens kommst.

10. Fürchte Gott und meide das Böse; denn das wird deiner Seele und deinem Leibe wohl kommen. Wer ein gutes Gewissen hat, kann fröhlich und guter Dinge sein; ein fröhliches Gemüth aber macht ein blühend Alter.

11. Wenn dir Etwas fehlt, so sage es gleich dem Vater und der Mutter. Anfangs ist oft leicht zu helfen; aber wenn du lange zögerst und Nichts sagst, so nimmt das Uebel zu, und manchmal ist dann gar nicht mehr zu helfen.

262. Einfluß der Seele auf den Leib und seine Gesundheit.

Die Seele hat einen großen Einfluß auf die Gesundheit des Leibes. Wer gesund bleiben will, der beherrsche seine Leidenschaften. Heftige Leidenschaften, als Neid, Zorn und Haß, Traurigkeit und Furcht, Unmäßigkeit und Ausschweifung zerstören die Gesundheit. Ein reines, liebevolles Herz, Vertrauen auf Gottes weise Führungen und Beherrschung unserer Begierden erhalten Leib und Seele gesund. Die Lehre Jesu gibt uns Seelenruhe Zufriedenheit und Geduld und enthält die sicherste Anweisung, alle böse

Lüste zu beherrschen. Der wahre Jünger Jesu bleibt von vielen körperlichen Leiden verschont. Wird er aber dennoch krank und leidend, so gibt ihm sein Gewissen das tröstliche Zeugniß, daß er nicht durch eigene Schuld krank geworden ist.

263. Verhalten in Krankheiten.

Wir können Krankheiten verhüten, wenn wir unsern Körper abhärten, regelmäßig leben und auf die Stimme der Natur hören. Unpäßlichkeiten, als Schnupfen, Kopfweh, Leibschmerzen u. s. w. können durch Schwitzen, Fasten und Hausmittel oft leicht entfernt werden. Wird man aber ernstlich krank, so rufe man nicht einen Quacksalber, sondern einen geschickten Arzt, erzähle ihm genau und aufrichtig alle Umstände der Krankheit und befolge gewissenhaft seine Anordnugen. „Ehre den Arzt", heißt es im Buche Jesus Sirach, „denn der Allerhöchste hat ihn verordnet. Der Allerhöchste schuf die Arznei aus der Erde, und der weise Mann hat keinen Abscheu davor. Durch sie heilet und lindert er die Schmerzen."

264. Behandlung der Scheintodten.

Die Behandlung der Scheintodten fordert schnelle Hülfe. Man muß sich daher genau merken, welche Mittel bei den verschiedenen Scheintodten anzuwenden sind. Erstickte, Ertrunkene, Erhängte, vom Blitz Erschlagene und andere müssen durch Bürsten und Reiben, durch warme Betten, warme Bäder u. s. w. erwärmt werden. Man blase ihnen Luft ein und bringe ihnen stark riechende Sachen unter die Nase. Ertrunkene darf man nicht auf den Kopf stellen. Es genügt, sie auf die Seite zu legen, damit das Wasser aus dem Munde fließen kann. Plötzliche Erwärmung würde den schwachen Lebensfunken in einem Erfrornen auslöschen. Bei solchen Unglücklichen ist allmähliche Erhöhung der Tem-

peratur des Körpers das Hauptrettungsmittel. Ein Erfrorner muß ganz entkleidet in Schnee oder eiskaltes Wasser gelegt werden. Gibt er Lebenszeichen von sich, so läßt man ihm warmen Thee einflößen, bringt ihn in ein Bett und reibt ihn mit warmen Tüchern. Vergiftete müssen in großer Menge Oel oder Milch trinken, damit das Gift eingehüllt werde und der Kranke sich erbreche. Bei Vergiftung durch Arsenik und Quecksilber leistet Wasser, in welchem Seife aufgelöst ist, treffliche Dienste.



Grammatik.

Wortlehre.

Substantiv und Artikel.

Aufg. 1. Ordne folgende Substantiven, gegen deren Geschlecht häufig gefehlt wird, nach den drei Geschlechtern:

Der Bach, das Barometer, das Bier, das Blei, die Butter, das Dach, die Deichsel, der Docht, das Euter, das Fenster, der Floh, die Hacke, der Hafer, das Kamin, der Karren, der Kasten, das Kinn, das Knie, die Kreide, der Laden, die Lerche, das Lineal, das Malter, das Messing, die Nummer, der Pantoffel, der Pinsel, das Pulver, der Rahm (Schmand), der Rahmen, der Saft, der Salat, die Socke, das Sofa, der Spaten, der Sperling, der Stiefel, der Strumpf, das Thal, das Thermometer, die Trauer, das Wiesel, das Windspiel, das Zinn.

Aufg. 2. Suche fünf Substantiven vom männlichen, fünf vom weiblichen und fünf vom sächlichen Geschlechte!

Aufg. 3. Die Diminutiven sind sächlichen Geschlechtes. Suche Diminutiven: a) fünf, die von einem männlichen Substantiv, b) fünf, die von einem weiblichen Substantiv, und c) fünf, die von einem sächlichen Substantiv gebildet sind, z. B.

a) Der Vater, das Väterchen, ꝛc.
b) Die Rose, das Röschen, ꝛc.
c) Das Haus, das Häuschen, ꝛc.

Aufg. 4. Folgende Substantiven haben bei verschiedener Bedeutung auch ein verschiedenes Geschlecht. Suche diese Wörter nach der Verschiedenheit ihrer Bedeutung in ein Sätzchen einzukleiden, oder durch ein anderes passendes Wort näher zu bestimmen;

Der Band, das — ; der Bund, das — ; der Bauer, das — : der Chor, das — ; der Erbe, das — ; die Erkenntniß, das — ; die Gift, das — ; der Geißel, die — ; der Hut, die — ; die Heide, der — ; das Harz, der — ; der Kiefer, die — ; die Kunde, der — .

z. B. Der erste Band eines Werkes. Meine Schwester hat sich ein schönes Band gekauft.

Aufg. 5. Fortsetzung der vorhergehenden Aufgabe.

Der Leiter, die — ; die Mandel, das — ; der Mangel, die — ; die Mark, das — ; der Mast, die — ; der Messer, das — ; der Schild, das — ; der See, die — ; der Sprosse, die — ; die Steuer, das — ; der Stift, das — ; der Thor, das — ; der Verdienst, das — .

Aufg. 6. Folgende Substantiven haben bei verschiedener Mehrzahl eine verschiedene Bedeutung. Suche sie, wie es mit den Wörtern der Aufgabe 4 geschehen ist, zu erklären!

Das Band, die Bänder, die Bande; die Bank, Bänke, Banken; das Gesicht, — er, — e; das Licht, — e, — er; das Wort, — e, Wörter; der Ort, Orte, Oerter; der Strauß, Sträuße, Straußen oder Strauße.

Die seidenen Bänder werden zum Putze gebraucht. Die heiligsten Bande verbinden Eltern und Kinder.

Deklination der Substantiven und der Artikel.

Alte Form. (*)

Einzahl.

Nom.	Der Arm,	der Acker,	die Gans,	das Kraut,
Gen.	des Armes,	des Ackers,	der Gans,	des Krautes,
Dat.	dem Arme,	dem Acker,	der Gans,	dem Kraute,
Acc.	den Arm,	den Acker,	die Gans,	das Kraut,

Mehrzahl.

Nom.	Die Arme,	die Aecker,	die Gänse,	die Kräuter,
Gen.	der Arme,	der Aecker,	der Gänse,	der Kräuter,
Dat	den Armen,	den Aeckern,	den Gänsen,	den Kräutern,
Acc.	die Arme,	die Aecker,	die Gänse,	die Kräuter.

(*) In der alten Form nimmt der Genitiv Singular **s** oder **es** an, der Dativ ein **e** oder ist dem Nominativ gleich; der Akkusativ ist stets dem Nominativ gleich. Die weiblichen Substantiven bleiben in der Einzahl unverändert. Das Plural der alten Form endigt auf **e** oder **er** und nimmt immer im Dativ ein **n** an; einige Substantiven haben den Umlaut, andere nicht.

	Neue Form. (*)		Gemischte Form.
		Einzahl.	
Nom.	Ein Hase,	eine Frau,	ein Auge,
Gen.	eines Hasen,	einer Frau,	eines Auges,
Dat.	einem Hasen,	einer Frau,	einem Auge,
Acc.	einen Hasen,	eine Frau,	ein Auge.
		Mehrzahl.	
Nom.	Hasen,	Frauen,	Augen,
Gen.	Hasen,	Frauen,	Augen,
Dat.	Hasen,	Frauen,	Augen,
Acc.	Hasen,	Frauen,	Augen.

Aufg. 7. Wie „Arm" deklinire (mündlich und schriftlich): der Tag, das Haar, das Thor, das Brod, der Baum, der Dampf.

Aufg. 8. Wie „Acker" deklinire: der Vogel, der Apfel, der Schnabel, der Hammel, der Faden, der Laden.

Aufg. 9. Wie „Gans" deklinire: die Wand, die Hand, die Stadt, die Faust, die Magd.

Aufg. 10. Wie „Kraut" deklinire: das Glas, das Rad, der Leib, das Dach, das Ei, der Wurm.

Aufg. 11. Wie „Hase" deklinire: der Knabe, der Rabe, der Bube, der Affe, der Hirt, der Bote.

Aufg. 12. Wie „Frau" wird deklinirt: die Zahl, die Biene, die Dose, die Thür, die Gabel, die Leiter.

Aufg. 13. Wie „Auge" wird deklinirt: das Ohr, das Ende, der Forst, der Pfau, der Nachbar, der Strahl

Aufg. 14. Folgende Substantiven werden so deklinirt, als wenn der Nominativ die Endung **en** hätte: Fels, Friede, Funke, Gedanke, Glaube, Haufe, Name, Same, Schade, Buchstabe, Wille.

Adjektiv.

Aufg. 15. Verbinde je zwei Adjektiven, wovon das eine eine dem andern mehr oder weniger entgegengesetzte Eigenschaft bezeichnet, prädikativ mit zwei passenden Substantiven! Z. B.
Der Esel ist faul und die Biene ist fleißig.

(*) In der Deklination neuer Form nimmt der Genitiv Singular **en** oder **n** an, und diese Endung bleibt durch alle Casus des Singulars und Plurals. Im Singular bleiben die weiblichen Substantiven, wie die weiblichen der alten Form, ohne Veränderung.

Aufg. 16 Ordne folgende Adjektiven in solche, die a) eine Farbe, b) ein Maß, c) eine Zeit, d) einen Ort, e) eine Tugend, f) ein Laster, g) eine Eigenschaft der Seele, h) eine Eigenschaft des Leibes bezeichnen, und beziehe ein jedes attributiv auf ein passendes Substantiv; z. B. Das artige Eichhörnchen.

Artig, äußerlich, baldig, blau, blind, diesseitig, buckelig, dortig, eigensinnig, fröhlich, gesund, grau, geduldig, grün, haarig, hiesig, unsterblich, lang, vernünftig, jenseitig, mitleidig, heutig, mäßig, roth, tief, krank, krumm, krüppelhaft, lügenhaft, lahm, jährlich, jetzig, morgig, obig, oftmalig, dasig, plump, reinlich, siech, schlank, thätig, traurig, unsichtbar, vorig, vorgestrig.

Deklination des attributiven Adjektivs.

a) Neue Form.

Einzahl.

N.	Der fruchtbare Acker,	Die grüne Wiese,	Das schöne Bild,
G.	des fruchtbaren Ackers,	der grünen Wiese,	des schönen Bildes,
D	dem fruchtbaren Acker,	der grünen Wiese,	dem schönen Bilde,
A.	den fruchtbaren Acker,	die grüne Wiese,	das schöne Bild.

Mehrzahl.

N	Die fruchtbaren Äcker,	Die grünen Wiesen,	Die schönen Bilder,
G.	der fruchtbaren Äcker,	der grünen Wiesen,	der schönen Bilder,
D.	den fruchtbaren Äckern,	den grünen Wiesen,	den schönen Bildern,
A.	die fruchtbaren Äcker,	die grünen Wiesen,	die schönen Bilder.

b) Alte Form.

Einzahl.

N.	Guter Wein,	Kräftige Speise,	Stärkendes Getränk,
G.	gutes [en] Weines,	kräftiger Speise,	stärkendes [en] Getränkes,
D.	gutem Weine,	kräftiger Speise,	stärkendem Getränke,
A.	guten Wein,	kräftige Speise,	stärkendes Getränk.

Mehrzahl.

N.	Gute Weine,	kräftige Speisen,	stärkende Getränke,
G.	guter Weine,	kräftiger Speisen,	stärkender Getränke,
D.	guten Weinen,	kräftigen Speisen,	stärkenden Getränken,
A.	gute Weine,	kräftige Speisen,	stärkende Getränke.

c) Mit dem unbestimmten Artikel.

N.	Ein guter Mann,	Eine alte Frau,	Ein schönes Kind,
G.	eines guten Mannes,	einer alten Frau,	eines schönen Kindes,
D	einem guten Manne,	einer alten Frau,	einem schönen Kinde,
A.	einen guten Mann,	eine alte Frau,	ein schönes Kind.

Aufg. 17. Deklinire: der süße Apfel, die süße Birne, das süße Backwerk; der edle Sohn, die arbeitsame Tochter, das artige Kind.

Aufg. 18. Ebenso in der Einzahl: Frischer Käse, frische Butter, frisches Brod; weißer Sand, weiße Leinwand, weißes Brod.

In der Mehrzahl: Unschuldige Knaben, unschuldige Mädchen, unschuldige Spiele.

Aufg. 19. Bieget in der Einzahl: Ein tugendhafter Greis, eine tugendhafte Frau, ein tugendhaftes Mädchen; ein ernstlicher Vorsatz, eine steinichte Birne, eine stattliches Pferd.

Aufg. 20. Deklinire in der Ein= und Mehrzahl: Dieser fleißige Schüler, unsere gute Mutter, euer neues Buch, mein treuer Freund, deine kleine Schwester, sein altes Kleid.

Man merke sich noch folgende Beispiele:

N.	Klares, frisches Wasser,	Echtes kölnisches Wasser,
G.	klaren, frischen Wassers,	echten kölnischen Wassers,
D.	klarem, frischem Wasser,	echtem kölnischen Wasser,
A.	klares, frisches Wasser.	echtes kölnisches Wasser.

Aufg. 21. Deklinire: Guter, kräftiger Wein; guter rother Wein; schöne rothe Dinte.

Aufg. 22. Nach den Wörtern: einige, etliche, viele, wenige, mehrere, manche, alle, andere, solche, welche, hat das Adjektiv im Nominativ und Akkusativ meistens die Deklination alter Form. Deklinire demnach: alle gute Menschen, einige reife Aepfel, solche widersprechende Gerüchte, mehrere kleine Knaben.

Aufg. 23. Steigert nach den drei Stufen (Positiv, Komparativ, Superlativ) folgende Adjektive:

a) Klein, reich, fleißig, klar, rein, schön, schnell, fein, faul, artig; z. B. klein, kleiner, am kleinsten.

b) Warm, schwach, lang, schmal, fromm, jung, arm, stark, scharf, klug; z. B. warm, wärmer, am wärmsten.

c) Hart, kurz, kalt, alt, schwarz, blaß, laut, mild, süß, heiß, fest, früh, frisch; z. B. hart, härter, am härtesten.

Aufg. 24. Vergleiche je die drei folgenden Dinge in Bezug auf eine Eigenschaft und gib an, welchem von den dreien sie in einem höhern, und welchem im höchsten Grade zukommt!

Der Wolf, der Leopard, der Tiger; Heu, Wolle, Federn; Wachs,

Butter, Schnee; Blei, Zinn, Eisen; Dachs, Esel, Faulthier; Pferd, Kameel, Elephant; Fluß, See, Meer; Kreide, Zucker, Schnee; z. B. der Wolf ist grausam, der Leopard ist grausamer, der Tiger ist am grausamsten.

Zeitwort.

Konjugationsmuster.

Hülfszeitwort „haben."

Indikativ

Präsens.

Ich habe,
du hast,
er hat,
wir haben,
ihr habet,
sie haben.

Imperfekt.

Ich hatte,
du hattest,
er hatte,
wir hatten,
ihr hattet,
sie hatten.

Perfekt.

Ich habe gehabt,
du hast gehabt, 2c.

Plusquamperfekt.

Ich hatte gehabt,
du hattest gehabt, 2c.

Futurum.

Ich werde haben,
du wirst haben,
er wird haben,
wir werden haben,
ihr werdet haben,
sie werden haben.

Futurum exactum.

Ich werde gehabt haben,
du wirst gehabt haben, 2c.

Conditionalis

Präsens.

Ich würde haben,
du würdest haben,
er würde haben,
wir würden haben,
ihr würdet haben,
sie würden haben.

Perfekt.

Ich würde gehabt haben,
du würdest geh. haben, 2c.

Imperativ.

Habe,
habet.

Konjunctiv

Präsens.

Ich habe,
du habest,
er habe,
wir haben,
ihr habet,
sie haben.

Imperfekt.

Ich hätte,
du hättest,
er hätte,
wir hätten,
ihr hättet,
sie hätten.

Perfekt.

Ich habe gehabt,
du habest gehabt, 2c.

Plusquamperfekt.

Ich hätte gehabt,
du hättest gehabt, 2c.

Infinitiv

Präs. Haben.
Perf. Gehabt haben.

Partizip

Präs. Habend.
Perfekt. Gehabt.

Hülfszeitwort „sein."

Indikativ

Präsens.

Ich bin,
du bist,
er ist,
wir sind,
ihr seid,
sie sind.

Imperfekt.

Ich war,
du warst,
er war,
wir waren,
ihr waret,
sie waren.

Perfekt.

Ich bin gewesen,
du bist gewesen, ꝛc.

Plusquamperfekt.

Ich war gewesen,
du warst gewesen, ꝛc.

Futurum.

Ich werde sein, ꝛc.
du wirst sein, ꝛc.

Futurum exactum.

Ich werde gewesen sein,
du wirst gewesen sein, ꝛc.

Conditionalis

Präsens.

Ich würde sein,
du würdest sein, ꝛc.

Perfekt.

Ich würde gewesen sein,
du würdest gew. sein, ꝛc.

Imperativ.

Seid, seiet.

Konjunktiv

Präsens.

Ich sei,
du seiest,
er sei,
wir seien,
ihr seiet,
sie seien.

Imperfekt.

Ich wäre,
du wärest,
er wäre,
wir wären,
ihr wäret,
sie wären.

Perfekt.

Ich sei gewesen, ꝛc.

Plusquamperfekt.

Ich wäre gewesen, ꝛc.

Infinitiv

Präs. Sein.
Perf. Gewesen sein.

Partizip

Präs. Seiend.
Perf. Gewesen.

Hülfszeitwort „werden."

Indikativ

Präsens.

Ich werde,
du wirst,
er wird,
wir werden,
ihr werdet,
sie werden.

Imperfekt.

Ich wurde,
du wurdest,
er wurde,
wir wurden,
ihr wurdet,
sie wurden.

Perfekt.

Ich bin geworden, ꝛc.

Plusquamperfekt.

Ich war geworden, ꝛc.

Futurum.

Ich werde werden, 2c.

Futurum exaktum.

Ich werde gew. sein, 2c.

Konditionalis

Präsens.

Ich würde werden, 2c.

Perfekt.

Ich würde gew. sein, 2c.

Imperativ.

Werde, werdet.

Konjunktiv

Präsens.

Ich werde,
du werdest,
er werde,
wir werden,
ihr werdet,
sie werden.

Imperfekt.

Ich würde,
du würdest,
er würde,
wir würden,
ihr würdet,
sie würden.

Perfekt.

Ich sei geworden, 2c.

Plusquamperfekt.

Ich wäre geworden, 2c.

Infinitiv

Präsens. Werden.
Perf. Geworden sein.

Partizip

Präsens. Werdend.
Perfekt. Geworden.

Verb „leben.“

Indikativ

Präsens.

Ich lebe,
du lebst,
er lebt,
wir leben,
ihr lebet,
sie leben.

Imperfekt.

Ich lebte,
du lebtest,
er lebte,
wir lebten,
ihr lebtet,
sie lebten.

Perfekt.

Ich habe gelebt, 2c.

Plusquamperfekt.

Ich hatte gelebt, 2c.

Futurum.

Ich werde leben, 2c.

Futurum exaktum.

Ich werde gel. haben 2c.

Konditionalis

Präsens.

Ich würde leben, 2c.

Perfekt.

Ich würde gelebt haben.

Imperativ

Lebe, lebet.

Konjunktiv

Präsens.

Ich lebe,
du lebest,
er lebe, 2c.

Imperfekt.

Ich lebte,
du lebtest, 2c.

Perfekt.

Ich habe gelebt, 2c.

Plusquamperfekt.

Ich hätte gelebt, 2c.

Infinitiv

Präsens. Leben.
Perfekt. Gelebt haben.

Partizip

Präsens. Lebend
Perfekt. Gelebt.

Aufg. 25. Konjugire nach vorhergehendem letzten Beispiele die Verben: loben, weinen, grüßen, beten.

Aufg. 26. Die Verben „singen, graben, leiden, schießen, laufen" haben im Imperfekt des Indikativs „ich sang, ich grub, ich litt, ich schoß, ich lief" und im Partizip Perfekt „gesungen, gegraben, gelitten, geschossen, gelaufen." Merke dir noch das Imperfekt des Konjunktivs „ich sänge, ich grübe, ich litte, ich schösse, ich liefe." Konjugire diese Verben und gebrauche bei „laufen" das Hülfsverb „sein."

Aufg. 27. Verben, die wie jene der 26. Aufgabe im Imperfekt ablauten und im Partizip Perfekt en annehmen, heißen Verben starker Form; die Verben leben, weinen 2c. der Aufgabe 25 heißen Verben schwacher Form. Suche 10 Verben starker Form und 10 Verben schwacher Form auf, und gib das Imperfekt und Partizip Perfekt davon an, z. B. a) fahren, ich fuhr, gefahren; finden 2c.; b) lieben, ich liebte, geliebt; kaufen, 2c.

Aufg. 28. Gib die ablautenden Zeiten der Verben der 125. und 126. Aufgabe an, und ordne sie in solche, bei denen der Vokal des Infinitivs a) in a, b) in o, c) in i oder ie, und d) in u übergeht. Z. B. a) binden, ich band, brechen, ich brach, u. s. w.; b) fliegen, ich flog, fliehen, ich floh, u. s. w.

Aufg. 29. Gib die Ablautszeiten von folgenden Verben gemischter Form an. (Warum gemischter Form?): dürfen, können, mögen, wollen, brennen, bringen, denken, wenden, kennen, nennen, rennen, senden, wissen.

Aufg. 30. Folgende Verben, die einen Uebergang in einen andern Zustand ausdrücken, fordern das Hülfsverb „sein." Wende ein jedes dieser Verben im Perfekt oder Plusquamperfekt in einem Satze an! Z. B. Ich bin glücklich von meiner Krankheit genesen.

Genesen, erkranken, gerinnen, frieren, schmelzen, verdunsten, verschwinden, erwachen, einschlafen, verstummen, wachsen, sterben.

Aufg. 31. Ebenso verhält es sich mit folgenden Verben, die eine Bewegung nach oder von einem Orte ausdrücken. Behandle sie wie die Verben der vorhergehenden Aufgabe!

Gehen, fallen, kommen, fliegen, fliehen, laufen, reisen, sinken, steigen, schleichen, schreiten, eilen.

Aufg. 32. Die intransitiven Verben nehmen keine Ergänzung im Akkusativ an. Von folgenden intransitiven Verben nehmen die unter a) keine Ergänzung an, die unter b) haben eine Ergänzung im Genitiv, die unter c) im Dativ, die unter d) eine Ergänzung mit einer Präposition: a) arbeiten, bellen, blinken, duften, genesen, glühen, krähen, grünen; b) bedürfen, erwähnen, genießen, harren, pflegen, schonen; c) danken, drohen, fluchen, trauen, ziemen, genügen; d)

zürnen (auf), bitten (um), verlangen (nach), flehen (um), schelten (über), fragen (noch), hoffen (auf), zweifeln (an). Kleide sie in Sätze ein. Z. B. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Aufg. 33. Das transitive Verb kann in ein passives Verb verwandelt werden. Um diese Verwandlung vorzunehmen, braucht man nur das Partizip Perfekt des transitiven Verbes mit dem Hülfsverb „werden.“ zu verbinden; z. B. „lieben, geliebt werden; finden, gefunden werden.“

Verwandle alle transitive Verben der Aufgabe 89 in passive Verben.

Aufg. 34. Wenn man zu allen Konjugationsformen des Hülfsverbs „werden“ das Partizip Perfekt des transitiven Verbes setzt, so hat man die Konjugation des passiven Verbes. Konjugire demnach die passiven Verben „geschlagen werden, gelobt werden, veredelt werden.“ Z. B. Indikativ Präsens: ich werde geschlagen, du wirst geschlagen, ꝛc. Perfekt: ich bin geschlagen worden. *)

Aufg. 35. Schreibet die Sätze der 90. Aufg. in der passiven Form nieder. Z. B. Das Haus wird von dem Hunde bewacht.

Aufg. 36. Die reflexiven Verben haben die Pronomen „mich, dich, sich, uns, euch, sich, oder: mir, dir, sich, uns, euch, sich,“ und diese Pronomen stimmen dann in der Person immer mit dem Subjekte überein. Z. B. sich grämen: ich gräme mich, du grämest dich, ꝛc. Imperfekt: ich grämte mich, du grämtest dich, ꝛc. Setze diese Konjugation fort, und konjugire dann die Verben: sich besinnen, sich täuschen, sich befleißen.

Aufg. 37. Kleide folgende reflexive Verben in Sätze ein: sich grämen, sich erinnern, sich besinnen, sich sehnen, sich schämen, sich rühmen, sich bemächtigen, sich ergötzen, sich weigern, sich wundern.

Aufg. 38. Das impersonale Verb kann nur in der dritten Person der Einzahl gebraucht werden, und hat stets das Pronom **es** zum Subjekte. Konjugire die impersonalen Verben: regnen, schneien, blitzen, hageln. Z. B. Indik. Präsens: es regnet. Imperfekt: es regnete, ꝛc.

Aufg. 39. Ordne folgende Verben in a) transitive, b) intransitive, c) passive, d) reflexive, und e) impersonale Verben.

Laufen, beschlagen, hageln, gerühmt werden, frieren, sich freuen, donnern, wachen, schlafen, vergessen, gesucht werden, sich bemeistern, sich erbarmen, achten, gehorchen, leihen, gehaßt werden, sich bemühen, sich begnügen, sich enthalten, verfolgen, stärken, getadelt werden, weichen, fließen, geprügelt werden, nebeln.

---

*) Statt des Partizips geworden setzt man hiebei bloß worden.

Pronomen.

Deklination der persönlichen Pronomen.

Singular.

	Erste Person.	Zweite Person.	Dritte Person.		
			männl.	weibl.	sächl.
Nom.	Ich,	du,	er,	sie,	es,
Gen.	meiner,	deiner,	seiner,	ihrer,	seiner,
Dat.	mir,	dir,	ihm,	ihr,	ihm,
Acc.	mich,	dich,	ihn,	sie,	es.

Plural.

			Für die drei Geschlechter.
Nom.	Wir,	ihr,	sie,
Gen.	unser,	euer (eurer),	ihrer,
Dat.	uns,	euch,	ihnen,
Acc.	uns,	euch,	sie.

Aufg. 40. Schreibet folgende Sätze ab, und gebet sie dann auch in der Mehrzahl!

Ich bin Gottes Kind. Gott vergißt meiner nicht. Gott gibt mir gern alles Gute. Je frömmer ich werde, desto mehr liebt mich Gott.

Aufg. 41. Gebet die Sätze der Aufg. 40 in der Ein- und Mehrzahl mit der zweiten Person. Z. B. du bist Gottes Kind u. s. w.

Aufg. 42. Gebet folgende Sätze in der Mehrzahl: Der Arme hat Mangel an zeitlichen Gütern. Er muß daher viele Bequemlichkeiten des Lebens entbehren. Doch der Gedanke, daß Gott die Blumen auf dem Felde kleidet, und die Vögel unter dem Himmel nährt, gibt ihm den Trost, daß Gott auch seiner nicht vergessen und ihn erhalten werde zur Zeit der Noth.

Deine Mutter, o Kind, übernimmt deinetwegen viel Sorge und Mühe. Sie opfert dir Vieles auf. Vergiß ihrer im Alter nicht. Vergilt ihr einigermaßen das, was sie an dir gethan hat, und pflege sie, wenn sie alt und schwach ist.

Das Kind ist klein und schwach. Es kann sich noch nicht selbst helfen. Deswegen pflegt die Mutter seiner. Sie gibt ihm, was es bedarf, und läßt es nicht Noth leiden, so lange sie etwas hat.

Possessiv-Pronomen.

Die Possessiv-Pronomen: mein, dein, sein, unser, euer, ihr, haben die Biegung alter Form, d. h. die Endung des bestimmten Artikels

Aufg. 43. Ergänze in folgenden Sätzen das Fehlende, und bilde dann auch die Mehrzahl davon!

Mein Auge ist sehr künstlich eingerichtet. Die Schärfe — Auges erleichtert mir meine Arbeit. Stark glänzende Gegenstände schaden — Auge. Ich kann — Auge leicht beschädigen.

Aufg. 44. Gebet die Sätze der Aufg. 43 in der zweiten Person der Ein- und Mehrzahl. Z. B. euer Auge ist 2c.

Aufg. 45. Gebet die Sätze der Aufg. 43 in der Ein- und Mehrzahl der dritten Person männlichen und weiblichen Geschlechtes!

Aufg. 46. Gebet folgende Sätze mit „dein, sein, unser, euer, ihr!"

Meine Tage sind gezählt. Der Herr meiner Tage wird einst über die Anwendung derselben Rechenschaft von mir fordern. Ich werde nach allen Kräfen streben, meine Tage gut anzuwenden.

Aufg. 47. Bilde 10 Sätze und bringe in denselben die Possessiv-Pronomen, der meinige od. der meine, der deinige od. der deine 2c. an! Z. B. Hier ist dein Hut, wo ist der meinige?

Demonstrativ-Pronomen.

Die demonstrativen Pronomen sind folgende:

Männlich.	Weiblich.	Sächlich.
Dieser,	diese,	dieses,
jener,	jene,	jenes,
solcher,	solche,	solches,
derjenige,	diejenige,	dasjenige,
derselbe,	dieselbe,	dasselbe,
der,	die,	das.

Als verbundenes Pronomen hat „der" die Deklination des bestimmten Artikels; alleinstehend gebraucht für „derjenige" ist seine Deklination folgende:

	Singular.			Plural für die drei
	Männlich.	Weiblich.	Sächlich.	Geschlechter.
Nom.	Der,	die	das,	die,
Gen.	dessen,	deren,	dessen,	derer,
Dat.	dem,	der,	dem,	denen,
Acc.	den,	die,	das,	die.

Aufg. 48. Ergänze in folgenden Sätzen das Fehlende!

— Baum wird umgehauen, der keine Früchte bringt. — Schülerin verdient eine Belohnung, die ihre Pflichten treu erfüllt. Der Mensch besteht aus Leib und Seele; — ist sterblich, — ist unsterblich. Unser Leben auf dieser Erde gleicht einer Reise. Zwei Wege finden sich, — Reise zu machen, ein breiter und ein schmaler; — führt zum Leben

— zur Verdammniß; — gehen viele Menschen, — nur wenige; auf — findet man mehr Schwierigkeiten als auf — . Ein s — Schüler verdient Strafe, der in der Erfüllung seiner Pflichten nachlässig ist. — Eine s — Schülerin verdient unsere Achtung, die pünktlich allen ihren Pflichten nachkommt. S — Mißgeschick ist über diesen Armen gekommen, daß er schier zu unterliegen glaubte.

Aufg. 49. Gebet folgende Sätze in der Mehrzahl!

Der ist mein Freund nicht, der mir nicht aufrichtig die Wahrheit sagt. Die ist bescheiden, die sich nicht über ihren Stand erhebt. Das ist nicht für mich der Güter höchstes, was bloß mein irdisches Wohlsein fördert. Ich bin kein Freund dessen, dem ich nicht trauen kann. Ich gedenke derer in meinem Gebete, deren treuer Sorge ich so viel zu verdanken habe. Man traut dem, der sich im Handel und Wandel als ein rechtschaffener Mann bewährt. Der beweist man Achtung, die sittsam und bescheiden ist. Man schätzt den hoch, den man im Unglücke als Freund kennen gelernt. Ehre die, welche gute Sitten hat.

Interrogativ-Pronomen.

Die interrogativen Pronomen sind a) die alleinstehenden: wer, was, und b) die verbundenen: welcher, — e, — es, was für ein, — eine, — ein.

Deklination des alleinstehenden Interrogativ-Pronoms.

Nom.	Wer,	was,
Gen.	wessen,	wessen,
Dat.	wem,	(fehlt),
Acc.	wen,	was.

Aufg. 50. Füge zu jedem der folgenden Fragesätze das passende Interrogativ-Pronom, und gib dann die Antworten dazu!

— hat die Welt erschaffen? — ist der Neid? — Pflicht ist es, die Eltern zu lieben? — sollen die Kinder Achtung erweisen? — soll man über Alles lieben? — sollst du nicht thun? — Schüler erwirbt sich die Achtung des Lehrers? — Schülerin wird von ihren Mitschülerinnen geliebt? — Kind ist die Freude seiner Eltern? — Vogels Gesang gefällt dir am besten? — Blume gibst du den Vorzug? — Kindern ist der Lehrer gewogen? — Wetter ist es heute? — Thierart wird von den Menschen allgemein gehaßt und gemieden?

Relativ-Pronomen.

Die relativen Pronomen sind:

a) Wer, was,
b) welcher, welche, welches,
c) der, die, das.

Das Relativ-Pronom „der, die, das“ hat die Deklination des gleichlautenden Demonstrativ-Pronoms, ausgenommen daß es im Genitiv Plural „deren“ statt „derer hat.

Aufg. 51. Füge in folgenden Sätzen das fehlende Relativ-Pronom bei!

Der Tod, — unsern Leiden ein Ziel setzt, ist ein Schlaf, auf — ein ewiges Erwachen folgt. Der Tod, — Kommen viele Menschen fürchten, befreiet die Frommen von allem Uebel. An den Tod, — niemand entrinnen kann, sollen wir öfters denken.

Das Gewissen, — uns sagt, recht und unrecht ist, ist eine Schutzwehr gegen die Sünde. Das Gewissen, — Stimme laut genug spricht, sollen wir hören. Das Gewissen, — so viele Menschen ihr Ohr verschließen, ist die Stimme Gottes. Das Gewissen, — wir immer hören sollten, wird oft unterdrückt.

Aufg. 52. Von je zwei der folgenden Sätze verbinde jedesmal den zweiten mit dem ersten durch die relativen Pronomen „welcher“ oder „der“ und setze das Ganze dann auch in die Mehrzahl!

Die Citrone wurde aus dem Morgenlande nach Italien verpflanzt; die Citrone wächst in Persien und Ostindien wild. Die Citrone wird in der Haushaltung vielfach gebraucht; der Saft der Citrone ist säuerlich und gesund. Die Citrone wird bei uns in Treibhäusern gezogen; der Citrone ist ein hoher Grad von Wärme nöthig. Die Citrone hat einen angenehmen Geruch; die Citrone gebraucht man auch in der Arzneikunst.

Unbestimmte Pronomen.

Die unbestimmten Pronomen sind: Jedermann, Jemand, Niemand, man, Einer, Keiner, Etwas, Nichts.

Aufg. 53. Schreibe folgende Sätze mit dem unbestimmten Pronom ab, und suche dann jedes dieser Pronomen in einem zweiten Satz anzuwenden!

Einem grauen Haare ist man Ehrerbietung schuldig. Sich unterzuordnen unter den Willen eines Andern, ist nicht Jedermanns Ding. Wenn du von Jemand beleidigt wirst, so darfst du ihn nicht wieder beleidigen. Von Fehlern ist Niemand rein. Gott hat die

Welt aus Nichts erschaffen. Wenn einer sagte, er könne fliegen, so würde es Keiner glauben. Wer etwas weiß, den hat man gern; wer Nichts weiß, den hält man fern.

Zahlwörter.

Die Zahlwörter zerfallen in:

a) Grundzahlwörter: eins, zwei, drei, vier, ꝛc.

b) Ordnungszahlwörter: der erste, der zweite, der dritte, der vierte, ꝛc.

c) Unbestimmte Zahlwörter; manche, einige, viel, alle, keiner, jeder, wenig, mehr, mehrere, ganz, halb, ꝛc.

Aufg. 54. Wendet 10 Grundzahlwörter in Sätzen an! Z. B. Eine Woche hat sieben Tage, zur Arbeit aber nur sechs.

Aufg. 55. Wendet 10 Ordnungszahlwörter in Sätzen an! Z. B. Wie heißt der siebente Tag der Woche?

Aufg. 56. Oben angeführte unbestimmte Zahlwörter sollen in Sätze eingekleidet werden! Z. B. Jeder Mensch ist dem Tode unterworfen.

Adverbien.

Aufg. 57. Wende 10 von folgenden Adverbien des Ortes in Sätzen an! Z. B. Irgend, nirgend, überall, allenthalben, rechts, links, seitwärts, rückwärts, vorwärts, diesseits, jenseits, rings, außen, innen, oben, unten, nieder, hinten, vorn, fort, draußen, binnen, hienieden, beisammen, zusammen, hier, da, dort, her, hin, wo, daher, dahin, vorher ꝛc.

Aufg. 58. Wende 10 von folgenden Adverbien der Zeit in Sätzen an! Jetzt, heute, heuer, einst, gestern, vorgestern, morgen, übermorgen, sonst, nun, noch, bald, eher, ehestens, schon, bereits, eben, gleich, sogleich, zugleich, nächstens, damals, ehemals, vorher, nachher, bisher, jüngst, neulich, je, jemals, zuerst, fortan, allezeit, immer, stets, bisweilen, zuweilen, meistens, dann, alsdann, wann, ꝛc.

Aufg. 59. Wende 10 Adverbien der Weise in Sätzen an! Adv. der Weise sind: So, wie, anders, als, eben, ebenso, gerade, geradeso, also, umsonst, vergebens, stracks ꝛc. Dann können die meisten Adjektiven als Adverbien der Weise gebraucht werden.

Aufg. 60. Wende 10 Adverbien der Wiederholung in Sätzen an! Einmal, zweimal, dreimal ꝛc.; oft, selten, wieder, abermal, jedesmal, allemal, manchmal, insgemein, ꝛc.

Aufg. 61. Wende 10 Adverbien des Stärkegrades in Sätzen an! Sehr, gar, überaus, höchst, mindest, weit, bei weitem, fast, nur, kaum, so, als, einigermaßen, zu, außerordentlich, beinahe, wie, dermaßen, gänzlich, ꝛc.

Aufg. 62. Wende 10 Adverbien der Aussageweise in Sätzen an! Ja, doch, wahrlich, fürwahr, gewiß, wirklich, zwar, freilich; nein, nicht, keineswegs; etwa, wohl, vielleicht, wahrscheinlich, gern; allerdings, schlechterdings, durchaus.

Präpositionen.

Aufg. 63. Folgende Präpositionen regieren den Dativ: „aus, außer, bei, binnen, mit, nach, nebst, von, zu, entgegen, gegenüber, gemäß, nächst, sammt, seit, zuwider."

Ergänze in nachstehenden Sätzen die fehlende Präposition! Die bösen Gedanken kommen — dem Herzen. Dieser Verschwender ist — Stande, seine Schulden zu bezahlen. — einiger Aufmerksamkeit wirst du die Sache leicht begreifen. — einem Jahre kann sich Vieles anders gestalten. — dem Hute in der Hand kommt man durch's ganze Land. — der Arbeit schmeckt die Ruhe. Der Nachbar hat das Haus — dem Garten verkauft. Gottes Sohn ist — dem Himmel herniedergekommen, um uns zu erlösen. Die Pilger wallen — dem heil'gen Grabe. Das Dampfschiff fährt dem Strome —. Dem Rathhause — steht ein Gasthof. Lebe deinem Stande —. Die Eltern sind — Gott die größten Wohlthäter der Kinder. Ich besuche die Schule — dem sechsten Lebensjahre. Alles versteckte, hinterhaltige Wesen ist einer edlen Seele —. Ich glaube, daß Gott mich geschaffen hat — allen Kreaturen.

Aufg. 64. Folgende Präpositionen regieren den Akkusativ: „durch für, gegen (gen), um, wider, sonder, ohne, bis."

Ergänze in nachstehenden Sätzen das Fehlende: Die Sonne scheint — das Fenster. Gott sorgt — uns alle. Wer möchte mit dem Kopfe — die Wand rennen? Die Erde bewegt sich — die Sonne. Es ist schwer, — den Strom zu schwimmen. Strebe — Rast und Ruh deinem Ziele entgegen. Ein Glaube — gute Werke ist ein todter Glaube. Ich reiste zu Fuß bis —.

Aufg. 65. Folgende Präpositionen regieren den Genitiv: Statt (anstatt), halben (halber), außerhalb, oberhalb, unterhalb, innerhalb, diesseits, jenseits, kraft, laut, vermöge, ungeachtet, um — willen, wegen, während, unweit, vermittelst (mittelst). Ergänze in nachstehenden Sätzen die fehlenden Präpositionen!

— des verstorbenen Vaters führt nun der älteste Sohn die Wirth=

schaft. Wenn man Geschäfte — reist, so muß man das Vergnügen bei Seite setzen. — des Wassers stirbt der Fisch. Den Schornstein sieht man — des Daches. Der Magen liegt — des Zwerchfelles. — eines Jahres können sich große Dinge ereignen. — des Grabes fäng Gottes Gericht an; — desselben urtheilt der beschränkte Mensch. — seines Amtes spricht der Richter das Urtheil. — seines Briefes ist er vor 4 Tagen in N. angekommen. Das Holz schwimmt — seiner geringen Schwere auf dem Wasser. Die Knaben gehen oft — des Verbotes zu frühe auf das Eis. Füge dich — Gottes — in dein Schicksal. Des Vergnügens — wird manche Stunde verloren. Die Gasthäuser sollen — des Gottesdienstes geschlossen sein. — des Dorfes erheben sich grüne Hügel. — des Hammers schlägt man die Nägel ein. — der Beißzange zieht man dieselben aus.

Aufg. 66. Den Genitiv und Dativ regieren die Präpositionen: „trotz, zufolge, längs, ob," den Genitiv, Dativ und Akkusativ regiert, „entlang"

Ergänze in nachstehenden Sätzen das Fehlende! Trotz des schlechten Wetters —. Trotz dem Verbote — . Zufolge — (Auftrag) überschicke ich dir das Buch. — (Blüthenstande) zufolge kann man auf einen guten Herbst hoffen, wenn das Wetter günstig bleibt. Der Knabe staunt ob — (das nie Gesehen). Wir sehen den Luftballon ob — (unser Haupt) schweben.

— des Weges verkürzten wir uns die Zeit mit traulichem Gespräch. — dem Meeresufer wechseln blühende Städte und ärmliche Dörfer, wie Hohes und Geringes sich allenthalben begegnet. Den Kirchweg — bewegt sich der betende Zug bis znm Grabe, um dem Todten den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Aufg. 67. Den Dativ und Akkusativ regieren: „an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor, zwischen." Ergänze in nachstehenden Sätzen das Fehlende!

Man trägt das Schwert an — (Seite), darum hängt man es an — (Seite). Ich saß auf — (Stuhl), und er setzte sich in einiger Entfernung von mir auf (Bank). Die Scheune steht hinter (Haus). Ich werde wohl noch — Schliche kommen. Der Schüler geht — (Schule); er lernt viel Nützliches in — . Neben — (ein rieselnder (Bach) verweile ich gern. Neben — (das junge Bäumchen) steckt man einen Pfahl. Ueber — (unser Haupt) ist der Himmel ausgespannt. Gott selbst hat den Menschen gestellt über — (die Geschöpfe der Erde). Unter — (gute Menschen) tritt mit frohem Sinn, denn unter — (gute M.) ist gut weilen. Vor — (die Kirche) steht eine herrliche Linde. Der Abend ist so kühl und freundlich, wir wollen darum vor — (Haus) treten. Zwischen — (das Getreide) wächst häufig Unkraut. Die Luft dringt zw. — (die engsten Spalten und Ritzen).

Konjunktionen.

Es gibt zwei Hauptarten von Konjunktionen, beiordnende und unterordnende.

Die beiordnenden Konjunktionen theilt man ein in a) zusammenstellende: und, nicht nur — sondern auch, nicht allein — sondern auch, nicht bloß — sondern auch, sowohl — als, weder — noch, theils — theils, auch, zudem, außerdem, überdieß, bald — bald, erstlich, dann, ferner, endlich, nämlich, als, wie.

Aufg. 68. Ergänze in folgenden Sätzen das Fehlende:

Die Bienen sammeln nicht bloß Honig, sondern — (Wachs bereiten). Gute Schüler sind in der Schule aufmerksam; auch — (Betragen außerhalb der Schule). Sowohl das Maiblümchen als das Veilchen — (holdes Blümchen). Der Neidische ist weder froh, noch — (Andern eine Freude gönnen). Die Frösche leben theils — , theils—. Der Esel ist ein vortreffliches Lastthier; außerdem — (Zugthier gebraucht). Die Vögel erfreuen uns durch ihren Gesang; überdieß — (Insekten vertilgen). Bald ist es Tag, bald — . Der Unmäßige schadet erstlich seiner Gesundheit; dann — (zur Arbeit untüchtig); ferner — (Vermögen vermindern); endlich — (Achtung verlieren). Edle Metalle, als — u. — , sind kostbar. Luxemburg wird in vier Distrikte eingetheilt, nämlich: —.

Aufg. 69. b) Begründende: daher, deßwegen, deßhalb, darum, demnach, mithin, somit, als, sogleich, denn.

Ergänze das Fehlende! Das Glas ist spröde; daher — . Der Weinstock fordert ein warmes Klima; deßwegen —. Zachäus wollte Jesum sehen; deßhalb — . Die Jünger Jesu wollten ihren müden Lehrer schonen; darum — . Der Arzt besucht ihn täglich; er muß demnach — . Die Ernte war nicht ergiebig; mithin — . Der Kork schwimmt auf dem Wasser; folglich — (leichter). Der Wallfisch ist ein Säugethier; denn — (lebendige Junge).

Aufg. 70. c) Entgegenstellende: nicht — sondern, entweder — oder, sonst, aber, allein, hingegen, doch, jedoch, dennoch, gleichwohl, dessenungeachtet, dagegen.

Ergänze das Fehlende! Der Roggen wird nicht im Frühlinge, sondern—gesäet. Der Mensch fehlt entweder aus Irrthum, oder — . Du mußt sparen, sonst — (darben). Die Wahrheit bedarf nicht vieler Worte; die Lüge hingegen — . Die Katze möchte die Fische wohl, doch — (die Füße nicht netzen). Der Fuchs ist schlau; dennoch — (gefangen werden). Gott läßt manches Unglück über die Menschen kommen, gleichwohl — (sie lieben). Das Gute kommt uns oft schwer

an; dessenungeachtet — (ausüben). Fleiß macht dem Schüler Ehre, Faulheit dagegen — .

Aufg. 71. Die unterordnenden Bindewörter sind: daß, ob, als, weil, da, wenn, ehe, bis, damit, indem, indeß, nachdem, seitdem, obschon obgleich, obwohl, wenn gleich, wenn auch, während, je — desto.

Ergänze das Fehlende in: Der Landmann streuet den Samen aus, nachdem — . Seitdem Jerusalem zerstört ist, — (d. J. l. zerstreut). Obschon Petrus dem Herrn treu zu bleiben gelobte, so — . Obschon die Sonne klein zu sein scheint, so—. Wenn gleich mancher Mensch die Gebote Gottes kennt, so — . Wenn wir auch Gott nicht sehen, so — . Die faulen Schüler schwätzen, während — . Je mehr mancher Mensch hat, desto — .

Interjektionen.

Die Wörter: Ach! o weh! juchhe! brr! plumps! ꝛc. sind Interjektionen.

Aufg. 72. Suche in deinem Lesebuche Sätze auf, welche dergleichen enthalten.

Satzlehre.

Aufg. 73. Schreibe folgende Sätze ab, und unterstreiche in jedem das Subjekt.

Die Sonne leuchtet. Der Mensch denkt. Die Rose duftet. Das Wasser ist durchsichtig. Der Würfel ist eckig. Die Zeit ist flüchtig. Das Vergißmeinnicht ist eine Blume. Der Rock ist ein Kleidungsstück. Der Storch ist ein Zugvogel. Das Gras wird gemähet. Der Knabe wird ein Jüngling. Lernt der Schüler? Ist er fleißig? Schriebe er! Ist der Mensch ein Geschöpf? Bin ich unsterblich? Wäre ich glücklich! Eine Blume ist die Nelke. Schattig ist der Wald. Es scheint der Mond. Es funkeln die Sterne.

Aufg. 74. Unterstreiche in folgenden Sätzen die Prädikate?

Das Kind spielt. Der Knabe studirt. Der Lorbeer ist ein Baum. Die Fledermaus ist ein Säugethier. Die Tanne ist schlank. Die Ameise ist fleißig. Das Buch ist mein. Ruht der Reisende? Käme der Vater! Dein ist der Bleistift. Geruchlos ist die Tulpe. Es brauset der Sturm. Es reift das Obst. Es leuchtet der Blitz.

Aufg. 75. Bilde aus folgenden Wortzusammenstellungen Erzähl- und Fragesätze. Z. B. Kukuk schreien. Der Kukuk schreit. Schreit der Kukuk? (Interpunktionszeichen). Brod sättigen. Pfeffer würzen. Obst gut schmecken. Ei zerbrechen. Wolle wärmen. Uhr schlagen.

Schorstein rauchen. Pferd ausschlagen. Hase furchtsam. Bank bequem. Tanne schlank. Hammer Handwerksgeräth. Schwert Waffe. Vogel Nest bauen. Buchbinder Buch binden. Weber Leinwand weben. Strumpfwirker Strumpf wirken.

Aufg. 76. Schreibe jeden der folgenden Erzählsätze a) als Frage-, b) als Befehl-, und c) als Wunschsatz nieder! Z. B. Die Sonne geht auf. a) Geht die Sonne auf? b) Sonne, geh auf! c) Ginge doch die Sonne auf! (Oder: Wenn doch die Sonne aufginge!)

Der Baum fällt um. Die Steinkohlen brennen. Die Violinsaite springt. Die Flöte tönt. Die Glocke schallt. Die Köchin bereitet die Speise. Der Schneider macht den Rock. Du schreibst einen Brief. Er sucht seine Mütze. Ihr lernt zeichnen. Sie reisen morgen ab.

Aufg. 77. Schreibe jeden der folgenden Befehlsätze a) als Erzähl-, b) als Frage- und c) als Ausrufsatz nieder! Z. B. Karl, schreibe schön! a) Karl schreibt schön. b) Schreibt Karl schön? c) Wie schön schreibt Karl!

Ferdinand, sitze still! Kinder, seid aufmerksam! Knaben, laufet schnell! Mädchen, strickt fleißig! Menschen, seid verträglich! Adolph, rechne richtig! Sterne, schimmert hell! Wolken, ziehet schnell! Wandrer, eile schnell! Mond, leuchte freundlich! Wasser, rausche stark! Sturm, heule fürchterlich!

Aufg. 78. Schreibe folgende Sätze ab, und füge die gehörigen Interpunktionszeichen hinzu!

Kinder ehret die Eltern Seid ihr alle da Schriebe doch meine Feder Ach wenn ich doch fertig wäre Unsere Erde ist eine große Kugel Wie prächtig geht die Sonne auf Wenn doch der Mond schiene Der Fuchs ist listig Kinder arbeitet Weißt du deine Lektion Wie schön ist der Regenbogen Warst du gestern in der Schule Wir wohnen in Deutschland Kinder haltet euch stets reinlich Wie lieblich duftet das Veilchen David wurde vom Könige Saul verfolgt Hörst du den Knall Kinder steht früh auf Menschen seid fromm und gut

Aufg. 79. Schreibe folgende Sätze ab und unterstreiche die Beifügung!

Die fleißige Tochter strickt. Der gute Schüler ist fleißig. Das junge Pferd ist munter. Das morsche Brett zerbricht. Das frische Wasser erquickt. Das Brod ist eine gesunde Speise. Der Frühling ist eine angenehme Jahreszeit. Das Eisen ist ein nützliches Metall. Die Katze ist ein falsches Thier. Das Fluchen ist eine schlechte Gewohnheit. Der tolle Hund ist ein gefährliches Thier. Das blaue Veilchen ist ein beliebtes Blümchen. Ein treuer Freund ist ein großes Gut. Trübe Erfahrungen sind gute Lehrmeister.

Aufg. 80. Setze zu folgenden Sätzen ein passendes Adjektiv als Beifügung!

Der — Apfel fällt ab. — Freunde sind selten. — Wasser ist durchsichtig. Der — Krieger stöhnt. Der — Knabe trinkt. Der — Wandrer ruht aus. Ein — Zeuge wird bestraft. Die — Milch ist ein Getränk. Die — Blumen sind Gewächse. Der — Tiger ist ein Raubthier. Der Roggen ist eine — Getreideart. Der Fuchs ist ein — Thier. Die Tanne ist ein — Baum. Der Mensch ist ein — Geschöpf. Die — Lilie ist eine — Blume. — Zeit ist ein — Verlust. — Eltern sind die — Erzieher. — Erdreich ist ein — Ackerland.

Aufg. 81. Unterstreiche in folgenden Sätzen die Beifügung, die durch ein Pronom ausgedrückt ist!

Mein Vaterland ist Luxemburg. Dieses Gebäude ist eine Kirche. Euer Fleiß ist lobenswerth. Ihr Haus ist abgebrannt. Jener Knabe ist mein Bruder. Gott ist unser Vater. Dein falsches Benehmen ist mißfällig. Welche Blume duftet nicht?

Setze zu folgenden Sätzen ein Pronom als Beifügung! — Knabe ist blind. — Vogel singt schön. — Haus liegt in der Stadt. — Vater ist — Oheim. — Mutter ist — Tante. — Buch ist zerrissen. — Handschrift ist schön. — Brnder ist krank.

Bilde aus folgenden Angaben Sätze und unterstreiche die Beifügungen!

Dieser, Mann, Freund. Unser, Nachbar, krank. Jener, Knecht, fleißig. Was für ein, Buch, kaufen. Welcher, Schüler, weinen. Knabe, mein, Bruder. Jesus, unser, Vorbild.

Aufg. 82. Unterstreiche in folgenden Sätzen die Beifügung, welche durch ein Zahlwort ausgedrückt ist!

Eine Woche hat sieben Tage. Ein Dutzend sind zwölf Stück. Der erste Sohn ist gestorben, der zweite ist kränklich, der dritte stottert. Jeder Mensch ist mein Nächster. Alle Thiere athmen. Einige Schüler sind krank. Wenige Menschen sind glücklich. Der ganze Himmel war bewölkt.

Bilde Sätze aus folgenden Angaben und unterstreiche die Beifügungen!

Vier, Wochen, Monat. Zwölf, Pfennige, Sgr. Hundert zehn, Pfund, Zentner. Vierte, Schüler, sprechen. Zehnte, Schüler, singen. Mehrere, Schüler, rechnen. Manch, Kind, eigensinnig.

Aufg. 83. Unterstreiche in folgenden Sätzen die Beifügung, welche durch ein Substantiv im Genitiv ausgedrückt ist!

Das Licht der Sonne blendet. Der Stich der Biene schmerzt. Die Farbe des Goldes ist gelb. Der Geschmack des Meerwassers ist salzig. Die Scheiben eines Fensters sind durchsichtig. Der Baum ist eine

Zierde des Gartens. Paris ist die Hauptstadt Frankreichs. Die Alzett ist ein Fluß Luxemburgs.

Aufg. 84. Ergänze folgende Sätze durch ein Substantiv im Genitiv als Beifügung!

Der Schweif — ist langhaarig. Die Treue — ist bewunderungswürdig. Das Obst — reift. Der Fleiß — wird belohnt. Der Hobel ist ein Werkzeug —. Der Unglückliche ist ein Gegenstand —. Der Salpeter ist ein Bestandtheil —.

Bilde Sätze aus folgenden Angaben und unterstreiche die Beifügungen!

Achse, Wagen, zerbrechen. Schornstein, Haus, rauchen. Gewebe, Spinnen, künstlich. Hufe, Pferd, ungespalten. Rinde, Eiche, gefurcht. Mensch, Geschöpf, Gott. Küche, Theil, Haus. Wir, Erbe, Himmel.

Aufg. 85. Unterstreiche in folgenden Sätzen die Beifügung, die durch ein Substantiv mit einer Präposition ausgedrückt ist!

Ein Garten bei dem Hause ist angenehm. Ein Ring von Gold ist theuer. Eine Lampe ohne Oel kann nicht brennen. Der Weg durch den Wald ist unsicher. Mein Bruder zu Luxemburg ist gestorben. Die Eichel ist ein Futter für Schweine. Er ist ein Mensch ohne Herz. Trier ist eine Stadt an der Mosel.

Bilde Sätze aus folgenden Angaben und unterstreiche die Beifügungen!

Land, gegen Süden, warm. Sterne, am Himmel, glänzen. Schnitt durch's Fleisch, wehe thun. Kampf, gegen das Böse, nöthig. Fledermaus, Säugethier, mit Flügeln. Südländer, Haut, bräunlicher Farbe.

Subjective und objective Verben. Ergänzung im Akkusativ.

Aufg. 86. Ordne folgende Verben in subjektive und objektive!

Arbeiten, antworten, backen, bellen, bewegen, blinken, blühen, brauchen, bringen, danken, dienen, drehen, dröhnen, duften, essen, fallen, füllen, finden, fliegen, fließen, führen, geben, gedenken, genesen, glühen, grünen, hängen, hangen, irren, kennen, kriechen, kommen, leben, leiten, mähen, prügeln, rauschen, schaden, schenken, schlagen, senden, senken, sinken, sitzen, stehen, suchen, tadeln, trauen, wachsen, wählen, weichen, wenden, wünschen, zeigen, züchtigen.

Aufg. 87. Ordne eben so folgende Adjektiven!

Aehnlich, angenehm, arm, bedürftig, bekannt, bewußt, bitter, blind, brav, edel, eingedenk, eitel, ergeben, feige, gehorsam, gelb, gleich, heilsam, heiß, heiter, kalt, klein, krumm, kundig, kurz, lahm, munter, neu, nützlich, rund, schädlich, scharf, schlau, schuldig, stark, tapfer, toll, verdächtig, verhaßt, warm, weiß, widrig, würdig.

Aufg. 88. Unterstreiche in folgenden Sätzen die Ergänzung!

Der Tischler verfertigt Tische. Der Soldat verfolgt den Feind. Der Hund folgt seinem Herrn. Der Mensch bedarf der Nahrung. Der Wolf ist dem Hunde ähnlich. Der Bote ist des Weges kundig. Arbeit stärkt den Körper. Die Obrigkeit stellt dem Diebe nach. Ich freue mich. Du grämest dich. Er weigert sich. Wir schämen uns. Ihr betrübet euch. Sie freuen sich. Der Bruder ist mir ähnlich. Die Erzählung ist dir angenehm. Die Nachricht ist uns unverhofft.

Aufg. 89. Suche zu folgenden Sätzen und Zusammenstellungen passende Ergänzungen im Akkusativ!

a) Der Hund bewacht —. Der Fuchs stiehlt —. Der Wolf raubt —. Das Veilchen verbreitet —. Der Tag verdrängt —. Die Mutter singt —. Uebung macht —. Gott belohnt —. Der Regen befeuchtet —. Ein Gewitter reinigt —.

b) Landmann bestellen. Knecht bedienen. Gärtner beschneiden. Der Wind bewegen. Köchin bereiten. Sonne erwärmen. Jäger durchstreichen. Maulwurf durchwühlen.

Aufg. 90. Suche zu folgenden Angaben passende Subjekte!

Fische angeln. Kreisel drechseln. Pferde füttern. Ziegel formen. Garn haspeln. Baum fällen. Zeuge färben. Blinden führen. Krug füllen. Eier legen. Alle Thiere ernähren. Alles Böse richten. Messer schärfen. Kranken stärken. Heiße Luft kühlen. Samen ausstreuen. Feuer auslöschen. Medizin einnehmen. Licht anzünden. Buch durchlesen. Reisende überschiffen.

Aufg. 91. Beantworte folgende Fragen in ganzen Sätzen und unterstreiche die Ergänzung im Akkusativ!

Wieviel kostet der Griffel? Wieviel ist ein Bogen Schreibpapier werth? Wie alt bist du? Wieviel Fuß bist du groß? Wieviel Franken bist du reich? Welcher Ort ist zwei Stunden weit? Wieviel Pfund bist du schwer? Wie lange dauert die Ferienzeit?

Ergänzung im Dativ.

Aufg. 92. Beantworte folgende Fragen in Sätzen, die eine Ergänzung im Dativ enthalten, und unterstreiche diese Ergänzung!

Wem muß das Kind gehorchen? Was für einem Kinde drohet der Vater? Wem nützen die Thiere? Wem schadet die Unmäßigkeit? Wem mangelt oft Brod? Wem gebührt die größte Ehre? Welchem Thiere fluchte Gott (im Paradiese)? Wem muß der Schwache weichen? Kann man wohl dem Tode wehren? Ziemt irgend einem Kinde Ausgelassenheit? Darf man irgend einer Leidenschaft fröhnen?

Aufg. 93. Verfahre ebenso mit folgenden Fragen!

Wem ist Gehorsam gefällig? Wem ist das Rückwärtsgehen natürlich? Wem ist der Wolf überlegen? Wem ist der Hund nicht gewachsen? Wem ist List eigen? Wem ist der Sünder abtrünnig? Wem sind oft die Kinder ähnlich? Wem ist Ruhe behaglich? Wem ist gutes Wetter erwünscht? Wem ist Sonnenschein nöthig? Wem sind die Raupen schädlich? Wem sind böse Beispiele verderblich?

Aufg. 74. Suche zu Folgendem passende Subjekte!

— behagen Müden. — erscheinen Moyses. — drohen Schüler. — entfliehen Jäger. — widerstehen Versuchung. — nachfolgen sein Herr. — nachstellen Hühner. — zukommen Arbeiter. — beistehen Nothleidender. — auflauern Maus. — Arbeitsamer verhaßt. — Mensch angeboren. —Mensch gesund. — bußfertiger Sünder gnädig.

Aufg. 95. Bilde Sätze!

Wind Reisender hinderlich. Hitzige Getränke Gesundheit nicht zuträglich. Reichthum jeder Mensch nicht dienlich. Strafe unartiges Kind heilsam. Fliege Pferd lästig. Frische Luft Gesundheit vortheilhaft. Tod mancher Mensch schrecklich. Vater gutes Kind hold. Feind Feind abhold. Lügen Wahrhaftige unerträglich. Schlechtes Betragen der Kinder Eltern schmerzhaft. Man unartige Kinder abgeneigt. Mitleidiger Notheidender behülflich.

Ergänzung im Genitiv.

Aufg. 96. Beantworte folgende Fragen in Sätzen, worin eine Ergänzung im Genitiv vorkommt!

Wessen bedarf der Hungrige? Der Traurige? Wessen kann der Mensch nicht entbehren? Wessen muß der Müde genießen? Wessen gedenkt der Friedfertige nicht? Wessen soll man nicht vergessen? Wessen erwähnt der Ruhmsüchtige oft? Wessen muß man schonen? Wessen dürfen die Kinder nicht spotten? Wessen lacht man wohl? Wssen verfehlt ein Reisender wohl? Wessen muß jeder warten (Amt)?

Aufg. 97. Bilde Sätze mit einer Ergänzung im Genitiv aus!

Barmherziger sich annehmen elternloses Kind. Schwachsichtige sich bedienen Brille. Jeder müssen sich befleißen gutes Betragen. Er sich begeben sein Recht. Fuchs sich bemeistern Gans. Gensd'armes sich bemächtigen entwichener Züchtling. Er müssen sich besinnen ein Besseres. Jüngling sich enthalten hitzige Getränke. Leichtsinnige sich entschlagen alle Sorgen. Gott sich erbarmen gefallene Menschen. Dankbare sich erinnern Wohlthaten Gottes. Müde nicht können sich erwehren Schlaf. Leidender sich getrösten göttliche Hülfe. Bescheidener nicht sich rühmen seine That. Jeder müssen sich schämen seine Lügen.

Aufg. 98. Suche passende Subjekte zu:

— ist des Trostes bedürftig. — der Speise benöthigt. — des Versprechens bewußt. — der Wohlthaten Gottes eingedenk. — einer Lüge fähig. — seines Lebens froh. — ist des Befehls seiner Eltern gewärtig. — ist des Bergsteigens gewohnt. — des Weges kundig. — wurde des Aussatzes los. — ist seiner Glieder nicht mächtig. — war des Brudermordes schuldig. — des Diebstahls verdächtig. — seiner Ehre verlustig.

Ergänze das Fehlende in (die Ergänzung im Genitiv ist durch eine Präposition ausgedrückt):

Der Tod befreit von —. Jakob brachte den Esau um —. Keiner ist sicher vor —. Manche Eltern betrüben sich über —. Sei nicht neidisch auf —. Der Fromme verläßt sich auf —.

Ergänzung im Dativ und Akkusativ.

Aufg. 99. Suche passende Subjekte zu:

Dem Schüler ein Buch schenken. Dem Knaben einen neuen Rock anmessen. Der Kuh das Fell abziehen. Dem Fremden den Weg zeigen. Dem Armen ein Almosen reichen. Dem Schüler Unterricht ertheilen.

Bilde Sätze aus:

Landmann liefern Städter Korn. Heiland gebieten Wind Stille. Gott geben Mensch Verstand. Sündenfall bringen alle Menschen Verderben. Teufel nicht gönnen Mensch Himmel. Abraham opfern wollen Gott Sohn. Jakob senden Esau Geschenke. Pferd leisten Mensch viele Dienste.

Aufg. 100. Suche zu Folgendem die Ergänzung im Dativ!

Soldat schwören Treue. Bestrafte Knabe geloben Besserung. Versöhnlich bietet Hand. Kinder nichts verhehlen dürfen. Richter verschaffet Recht. Lehrer gibt Verweise. König gibt Sold.

Suche die fehlenden Ergänzungen im Dativ und Akkusativ!

Unbarmherziger Reicher abschlagen. Eseltreiber auflegen. Abel opfern. Krämer anbieten. Wohlthätiger Herr schenken. Aufrichtige Kinder gestehen.

Ergänzung im Genitiv und Akkusativ.

Aufg. 101. Suche Subjekte zu folgenden Zusammenstellungen!

Den untreuen Knecht des Dienstes entlassen. Ihn eines Diebstahls beschuldigen. Ihn einer Untreue überweisen. Mich einer Sünde beschuldigen. Jesus des Aufruhrs anklagen. Den Groben keiner Ant-

wort würdigen. Mich seiner Freundschaft versichern. Ihn eines Besseren belehren. Den Reisenden seines Geldes berauben. Ihn seines Versprechens entbinden.

Aufg 102. Bilde Sätze aus:

Alter nicht entbinden Sohn kindliche Ehrfurcht. Herbst entblößen Baum Blätter. Wohlthäter entheben Armer mancher Sorge. Tod entledigen Frommer alle Leiden. Obrigkeit entsetzen untreuer Beamter Amt. Vater entwöhnen Knabe langes Schlafen. Gewissen mahnen ihn Versprechen. Vater überführen lügenhafter Sohn That. Ich wollen überheben dich Mühe. Er würdigen mich Freundschaft.

Wirkung als Ergänzung.

Aufg. 103. Beantworte folgende Fragen:

Zu was gefriert das Wasser? Zu was schmilzt das Eis? Zu was weihte Moyses den Aaron? Zu was erwächst das Bäumchen? Zu was wird der Knabe? Zu was zerfällt der Leib des Menschen? Zu was wählte Gott den Abraham? Zu was salbte Samuel den David?

Umstand des Ortes.

Aufg. 104. Unterstreiche in folgenden Sätzen den Umstand des Ortes:

Ich gehe hier. Du läufst dort. Sie sitzt oben. Er steht unten. Setzet euch vorn. Wir bleiben hinten. Dorther kommt mein Freund. Dorthin sieht Emilie. Das Bein ist oben dick. Der Fuß ist vorn spitzig. Draußen ist es kalt. Oben ist die Thüre offen. Die Kinder gehen in die Schule. Das Eichhörnchen klettert auf den Baum. An jeder Hand hat der Mensch fünf Finger. Der Reiter bindet das Pferd an den Pfahl. Der Maulwurf lebt unter der Erde.

Aufg. 105. Füge zu folgenden Angaben einen Umstand des Ortes und bilde dann Sätze!

Kinder wohnen bei —. Fische nicht können leben außer —. Ohren sich befinden an —. Wolken schweben in —. Sperling nisten unter —. Betrogener sich kratzen hinter —. Ich wohne zu —. Kukuk seine Eier legen in —. Küchlein sich verkriechen unter —. Ungebetene Gäste stellen man hinter —. Kein Meister ist vom — gefallen. Jesus fahren gen —. Rauch steigen aus —. Er gehen heute bis —.

Umstand der Zeit.

Aufg. 106. Unterstreiche den Umstand der Zeit!

Ich erzähle heute. Gestern hast du gerechnet. Vorgestern hat er geschrieben. Sie wird morgen lernen. Wir sprechen jetzt. Sitzet ihr

nun? Wie! wird die Thüre so früh geschlossen? Seien wir immer fleißig. Der Mond scheint bei der Nacht. Am Morgen singen die Vögel. In der Nacht ruhen Menschen und Thiere. Der Vater kehrt zurück binnen drei Tagen. Der Onkel verreiset um Weihnachten. Der Taglöhner arbeitet bis gegen Abend.

Aufg. 107. Vervollständige Folgendes durch einen Umstand der Zeit!

Das Wetter ist — schön Der Hahn wacht — auf. Faule Knaben stehen — auf. —, —, nur nicht heute, sprechen alle träge Leute. Heli rief, und Samuel stand — auf. Ein guter Schüler muß — fleißig sein. Viele Thiere schlafen während — . Christus erstand am —. Die Sonne geht jetzt auf um —, sie geht unter um — . Christus wurde geboren zur Zeit — . Gott hat die Welt erschaffen in —. Die Tannenwälder sind — grün. Noe baute an der Arche —.

Umstand der Weise.

Aufg. 108. Unterstreiche den Umstand der Weise.

Der Knabe schreibt nachläßig. Er liest ausdrucksvoll. Du mußt anders lesen. Er hat die Reise umsonst gemacht. Der Donner rollt fürchterlich. Das Veilchen riecht angenehm. Wir suchen schön und fließend schreiben zu lernen. Der Lehrer unterrichtet mit Eifer. Er lebt nach der Mode. Reiset ihr zu Fuß? Er starb in tiefer Armuth. Mancher Mensch lebt in Unzufriedenheit. Der Verbrecher wird nach dem Gesetze bestraft.

Aufg. 109. Bilde aus Folgendem vollständige Sätze und unterstreiche den Umstand der Weise!

Sklave gehorchen blindlings. Heli fallen rücklings vom — . — flugs weglaufen. — eilends kommen. — unversehens fallen. — wachsen zusehends. Gott Vieles mündlich sagen lassen durch — . Zucker schmecken — . Lerche steigen — . Schnecke kriechen — . Landmann arbeiten — . Heiland leiden mit — . Neidischer Glück Anderer ansehen mit —. Schüler nichts lernen ohne — . — sich kleiden nach — . — handeln Willen der Eltern gemäß. — grüßen aufs — . — die Sache berechnen aufs genaueste.

Umstand des Grundes.

a) Ursache.

Aufg. 110. Suche zu folgenden Angaben die Bestimmung der Ursache.

Das abgemähte Gras verdorrt von — . Die Erde vom — naß geworden. krank werden von — , müde werden von — , nicht schlafen vor — , weinen vor — , reich werden durch — , Eltern

Freude machen durch — , nicht weit sehen wegen — . Eisen im Wasser untersinken vermöge — . Brod backen aus — , Bier brauen aus — , Schuhe verfertigen aus — .

b) Beweggrund.

Aufg. 111. Unterstreiche den Beweggrund!

Kain erschlug Abel aus Neid. Noe brachte Gott aus Dankbarkeit ein Opfer. Er gibt Ehren halben einen Beitrag für die Armen. Kraft eines obrigkeitlichen Befehls müssen an allen Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienstes die Wirtshäuser geschlossen sein. Um des lieben Brodes willen muß mancher sich sehr plagen.

Machet aus Folgendem Sätze mit einer Bestimmung des Beweggrundes!

Jesus Mensch werden aus — . Juden Heiland tödten aus — . Abraham wollen opfern seinen Sohn aus — . Kind müssen handeln nach — . Gehorsamer Knecht thun nach — . Wohlhabender Almosen geben um — . Kinder errichten verstorbenen Eltern ein Denkmal aus — .

c) Zweck.

Aufg. 112. Suche zu Folgendem Bestimmungen des Zweckes auf!

Gott erschuf die Thiere zu (wessen Nutzen) — . — Kühe halten zu — . — Esel halten zu — . Krieger kämpfen für — . Das gute Kind betet für (Wohlergehen) — . Der Knecht dient um — . Der Reisende führt Waffen zu — . Der Pelz dient — . Moyses oft beten für — . Jeder Mensch müssen kämpfen gegen — . Du sollst kein falsches Zeugniß geben wider — . Der Student reist zu — .

d) Erkenntnißgrund.

Aufg. 113. Beantworte folgende Fragen und unterstreiche den Erkenntnißgrund!

Woraus kann man Gottes Macht leicht erkennen? Wer kennt die Welt aus Erfahrung? Der Mann spricht französisch, was ist er nach seiner Sprache? Jener ist gekleidet wie ein Landmann; was ist er seiner Kleidung nach? Wie alt ist Methusalem laut der hl. Schrift geworden? Wie ist es Sodoma und Gomorrha laut der Bibel ergangen? Was zeigt das Barometer zufolge der Erfahrung an?

Aufg. 114. Unterscheide in folgender Erzählung die verschiedenen Umstände des Grundes.

Ein Knabe begibt sich des Fischens wegen an einen Fluß. Aus Unvorsichtigkeit stürzt er in's Wasser. Ein vorbeigehender Mann erkennt

an dem Angstgeschrei des Knaben die Lebensgefahr. Der Mann ist seiner Kleidung nach ein Bauer. Er stürzt sich um des Knaben willen ins Wasser. Er rettet den Knaben aus Menschenliebe. Der gerettete Knabe ist vor Schrecken ganz blaß. Der Mann führt den Knaben der Fürsorge halber nach Hause. Der Vater ersieht aus den nassen Kleidern des Knaben das vorgefallene Unglück. Er will dem Manne aus Erkenntlichkeit eine Belohnung geben. Der Mann nimmt sie aus Uneigennützigkeit nicht an. Die Mutter läßt aus Besorgniß den Arzt rufen. Der Arzt erkennt an dem Pulsschlag den Zustand des Knaben. Der Vorfall hat nach der Aussage des Arztes keine gefährliche Folgen. Der Knabe wird zufolge der Verordnung des Arztes zu Bette gebracht. Der Knabe erholt sich durch den Schlaf von seinem Schrecken. Der Knabe wird wegen dieses Vorfalls vorsichtiger.

Satzverbindungen (aus zwei Sätzen bestehend).

Aufg. 115. Bilde zehn Satzverbindungen und gebrauche darin zusammenstellende Konjunktionen (Siehe 68. Aufgabe.)

Z. B. Von den Bienen erhalten wir den Honig; außerdem liefern sie uns das nützliche Wachs.

Aufg. 116. Bilde zehn Satzverbindungen und gebrauche darin begründende Konjunktionen! (Siehe 69. Aufgabe.)

Z. B. Er will sich vor der Kälte schützen, darum trägt er einen Mantel.

Aufg. 117. Bilde zehn Satzverbindungen und gebrauche darin entgegenstellende Konjunktionen! (Siehe 70. Aufgabe.)

Z. B. Er verstand das Buch wohl; aber einzelne Stellen bleiben ihm dunkel.

Zusammengezogener Satz.

Aufg. 118. Löse folgende zusammengezogene Sätze wieder in die einzelnen Sätze auf, woraus sie bestehen.

Z. B. Der Hirsch frißt Gras und Blumenknospen, Der Hirsch frißt Gras, und der Hirsch frißt Blumenknospen.

Der Storch hat einen langen Schnabel und lange Beine. Der Jäger schießt Hasen und Rebhühner. Das Obst wird roh und gekocht gegessen. Die Bienen sind des Wachses und des Honigs wegen sehr nützlich. Dem Lügner und dem Schmeichler kann man nicht trauen. Das Glas ist durchsichtig und spröde. Die Katze und die Eule fangen Mäuse. Die reifen Kerne des Apfels und der Birne sind braun. Der Mensch soll beten und arbeiten. Die Fische fängt man mit Angeln und Netzen. Bemühe dich, schön und fließend zu schreiben.

Die Tulpe ist schön, aber geruchlos. Gott weiß Alles, also auch die geheimsten Gedanken des Menschen. Man muß nicht bloß wollen, sondern auch vollbringen. Die Birne ist nicht reif, folglich auch nicht genießbar. Versprechen und halten ziemt Jungen und Alten.

Bilde zusammengezogene Sätze, in denen verbunden sind:

Aufg. 119. a) Zwei oder mehrere Subjekte: z. B. Der Adler und die Eule sind Raubvögel. Jeder Betrug, folglich auch Verfälschung der Waare, ist Sünde.

Aufg. 120. b) Zwei oder mehrere Prädikate: z. B. Die Arbeit ist schön, aber nicht dauerhaft.

Aufg. 121. c) Zwei oder mehrere Beifügungen: z. B. Alte und unfruchtbare Bäume werden umgehauen.

Aufg. 122. d) Zwei oder mehrere Ergänzungen: z. B. Nicht dem guten, sondern dem Bösen Menschen ist der Tod furchtbar.

Aufg. 123. e) Zwei oder mehrere gleichartige Umstände: z. B. Die Nachtigall singt früh und spät. Der Roggen wird nicht im Frühlinge, sondern im Herbste gesäet.

Wortbildung.

—

Wurzelwörter, Stämme.

Alle Zeitwörter der starken Biegung sind Wurzelwörter. Die eigentliche Wurzel ist aber das Zeitwort ohne die Endsilbe „en". Z. B. bind (en), schließ (en) ꝛc.

Aufg. 124. Schreibe die dir bekannten Zeitwörter starker Biegung nieder; z. B. singen, werfen ꝛc.

Die Stämme sind Ding- oder Eigenschaftswörter. Sie werden von den Wurzeln gebildet:

a) Durch den Ablaut der Wurzel, oder ohne alle Veränderung derselben, oder durch den Zuwachs ge. Z. B. springen—der Sprung, schallen — der Schall, sehen — das Gesicht.

b) Durch den Ablaut oder auch ohne Veränderung des Vokals, und nehmen zugleich die Endung t (te), d (de), e an. Z. B. schlagen — die Schlacht, kennen — die Kunde. Erstere heißen Stämme der Ablautsform; die hiehin gehörigen Dingwörter sind größtentheils männlichen Geschlechtes; letztere werden Stämme der Mittelform genannt; die Dingwöeter der Mittelform sind weiblichen Geschlechtes;

Aufg. 125. Aus folgenden Zeitwörtern bildet Stamm-Dingwörter der Ablautsform:

Beißen, biegen, binden, brechen, bringen, fallen, fangen, finden, fliegen, fliehen, fließen, gehen, gelten, gießen, graben, greifen,

hangen, hauen, klingen, laufen, leiden, messen, quellen, rathen, reißen, reiten, riechen, rufen, scheinen, schießen, schlafen, schlagen, schleichen, schließen, schmelzen, schneiden, schreien, schreiten, schwingen, schwören, singen, sitzen, sprechen, springen, stechen, stieben, stoßen, streichen, streiten, treiben, treten, trinken, werfen, wachsen, ziehen, zwingen.

Aufg. 126. Aus folgenden Wurzelwörtern bildet Stamm-Dingwörter der Mittelform:

Biegen, binden, bitten, blasen, fallen, fahren, flechten, fliegen, fliehen, geben, graben, lesen, liegen, lügen, quellen, rinnen, scheiden, scheeren, schlagen, schleifen, schlingen, schneiden, schreiben, schwingen, spinnen, sprechen, steigen, tragen, triefen, wiegen, winden.

Aufg. 127. Die Stämme können auch eine der bedeutunslosen Endsilben er, el, en haben. Suche dergleichen Stämme (Ding- und Eigenschaftswörter) auf, und gib, wo es angeht, das Zeitwort an, von welchem sie abgeleitet sind. Z. B. liegen — das Lager, klingen — die Klingel, beißen — der Bissen, trinken — trunken 2c.

Aufg. 128. Bilde aus folgenden schwach biegenden Zeitwörtern, die auch als Wurzeln gelten, Stamm-Dingwörter:

Bauen, blühen, brühen, decken, dienen, drehen, eilen, fassen, fehlen, fluchen, folgen, freuen, fügen, fühlen, füllen, glühen, haften, hassen, hegen, jagen, kaufen, kerben, knallen, kriegen, lauten, leuchten, lieben, loben, machen, merken, miethen, mühen, nähen, rauben, reihen, reuen, sagen, schallen, schauen, schenken, scheuen, schmähen, schmecken, schmerzen, schneien, schwitzen, siegen, spannen, speisen, streuen, trauen, wachen, weihen, weilen.

Aufg. 129. Bilde aus folgenden Wurzelwörtern Stamm-Eigenschaftswörter:

Beißen (bitter), bleichen, blinken, brechen, brennen (braun), dehnen, dorren, fliegen, fließen, freuen, füllen, gleiten, kennen, leuchten, lieben, scheinen, scheuen, schmecken, siechen, starren, stehen, strecken, trauen, wachen, wissen, ziehen.

Aufg. 130. Bilde Stamm-Dingwörter, die ein thätiges Ding bezeichnen, z. B. fließen — der Fluß (ein fließendes Ding), fliegen — die Fliege (ein fliegendes Ding), 2c.

Aufg. 131. Bilde Stamm-Dingwörter, welche ein Gethanes bezeichnen, z. B. brechen — der Brocken (ein Gebrochenes), geben — die Gabe (ein Gegebenes) 2c.

Aufg. 132. Suche Stamm-Dingwörter auf, die eine Thätigkeit bezeichnen, z. B. fahren — die Fahrt, fliehen — die Flucht, 2c.

Sproßformen, Dingwörter.

Aufg. 133. Mit der Endung **er** bilde Personennamen, welche du zugleich in Sätzen anwendest:

a) Von Zeitwörtern: schwätzen — der Schwätzer. Der **Schwätzer** verliert seine Zeit.

b) Von Gattungsnamen: Tisch — der Tischler. Der **Tischler** verfertigt Tische, Stühle *c.

c) Von Eigennamen: Luxemburg — der Luxemburger. Ich bin von Geburt ein Luxemburger.

Aufg. 134. Mit der Endung **in** bildet von männlichen Personen- oder Thiernamen weibliche. Z. B. Schüler — Schülerin, Löwe — Löwin, *c,

Aufg. 135. Suchet Dingwörter auf, die vermittelst der Endsilbe **ling** gebildet sind, und wendet sie in Sätzen an. Z. B. Hanf — der Hänfling. Der **Hänfling** ist ein Singvogel. Früh — Frühling. Der Frühling ist die angenehmste Jahreszeit.

Aufg. 136. Aus Zeit- und Dingwörtern bildet mit der Endsilbe **ung** andere Dingwörter, die ihr in Sätzen anwendet. Z. B. erfinden — Erfindung, entdecken — Entdeckung. In der neuesten Zeit sind viele wichtige **Erfindungen** und **Entdeckungen** gemacht worden.

Aufg. 137. Mit der Endsilbe **niß** bildet Dingwörter, die ihr in Sätzen anwendet. Z. B. Aerger — Aergerniß. Wehe dem Menschen, durch welchen **Aergerniß** kommt.

Aufg. 138. Mit dem Zuwachs **ge** werden Dingwörter gebildet:

a) Von andern Dingwörtern. Die gebildeten Wörter bezeichnen theils Sammelnamen, z. B. Busch — Gebüsch, Berg — Gebirg; theils Namen von einer wiederholten oder verstärkten Thätigkeit: Sprache — Gespräch, Zank — Gezänke, *c.

b) Von Zeitwörtern. Sie bezeichnen ebenfalls eine wiederholte oder fortgesetzte Thätigkeit, z. B. schwätzen — das Geschwätz, *c.

Suche noch andere dergleichen Wörter auf, und schreibe sie in der angedeuteten Ordnung nieder.

Aufg. 139. Mit den Endsilben **sel** und **sal** bildet Dingwörter, und wendet diese in Sätzen an. Z. B. laben — Labsal. Der Thau ist ein Labsal der Pflanzen.

Aufg. 140. Die mit der Endsilbe **ei** gebildeten Wörter bezeichnen:

a) die Ausübung einer Thätigkeit, z. B. malen — die Malerei, Gärtner — die Gärtnerei;

b) den zu einer Thätigkeit bestimmten Ort, z. B. spinnen — die Spinnerei;

c) eine Gesammtheit von Gegenständen, z. B. reiten — Reiterei, Land — Länderei.

Schreibe mehrere dergleichen Wörter in der angedeuteten Ordnung nieder.

Aufg. 141. Mit der Endung e bilde Dingwörter, die du in Sätzen anwendest. Z. B. kalt — Kälte, warm — Wärme. Die Kälte ist nur Mangel an Wärme.

Deßgleichen mit den Endungen:

Aufg. 142. a) heit, z. B zufrieden — Zufriedenheit. Die Zufriedenheit des Herzens ist mehr werth als Geld und Gut.

Aufg. 143. b) keit, z. B. ewig — Ewigkeit. Habe immer Gott und die Ewigkeit vor Augen.

Aufg. 144. c) schaft, z. B. Freund — Freundschaft. Die Freundschaft veredelt das Leben.

Aufg. 145. d) thum, z. B. Christ—Christenthum. Das Christenthum gebietet Feindesliebe.

Eigenschaftswörter.

Aufg. 146. Mit der Endsilbe isch werden Eigenschaftswörter gebildet, die sich mit wie, aus, voll umschreiben lassen. Z. B. Thier — thierisch = wie ein Thier; Rom — römisch = aus Rom; Neid — neidisch = voll Neid, 2c.

Setzet die Uebung auf dieselbe Weise fort!

Aufg. 147. Die mit der Endung ig gebildeten Eigenschaftswörter zeigen den Besitz einer Eigenschaft oder eines Stoffes an. Z. B Stein — steinig, ein steiniger Weg = ein Weg voll Steine; Gift — giftig — eine giftige Pflanze = eine Pflanze, welche Gift hat, 2c.

Fortzusetzen.

Aufg. 148. Die mit en, ern gebildeten Eigenschaftswörter bezeichnen den Stoff, woraus ein Gegenstand gemacht ist. Z. B. Gold — golden, der goldene Ring = der Ring von Gold; Holz — hölzern, der hölzerne Tisch = der Tisch von Holz, 2c.

Fortzusetzen.

Aufg. 149. Die mit der Endsilbe icht gebildeten Eigenschaftswörter bezeichnen:

a) daß der Gegenstand von dem Stoffe nur äußerlich bedeckt oder durchdrungen ist, z. B. Busch — buschicht, eine buschichte Gegend = eine Gegend, in der es viele Büsche (Buschwerk) gibt;

b) eine Aehnlichkeit, z. B. Wein — weinicht, weinichtes Getränk = ein Getränk, das im Geschmacke dem Weine ähnelt, das nach Wein schmeckt oder riecht.

Unter a und b fortzusetzen.

Aufg. 150. Die mit **bar** gebildeten Eigenschaftswörter bezeichnen:
a) wenn sie von Zeitwörtern abgeleitet sind, die Möglichkeit, daß Etwas gethan werde, z. B. biegen — biegbar = was sich biegen läßt;
b) wenn sie von Dingwörtern gebildet sind, ein Hervorbringen, ein Tragen dessen, was das Dingwort ausdrückt, z. B. Dank — dankbar = Dank tragend, Dank bringend.

Unter a und b fortzusetzen.

Aufg. 151. Die mit **sam** gebildeten Eigenschaftswörter bezeichnen eine Gewohnheit, eine Neigung zu dem, was das zu Grunde liegende Wort ausdrückt, z. B. Arbeit - arbeitsam. Wer gern arbeitet, die Arbeit liebt, ist **arbeitsam**. Friede — friedsam. Wer gern Friede hat, den Frieden liebt, ist **friedsam**.

Fortzusetzen.

Die mit **lich** gebildeten Eigenschaftswörter bezeichnen:

Aufg. 152. a) wenn sie von Dingwörtern gebildet sind, eine Weise oder eine Wiederholung, z. B. Vater — väterlich, Jahr — jährlich.

Bilde dergleichen Wörter urd wende sie in Sätzen an.

Aufg. 153. b) wenn sie von Eigenschaftswörtern gebildet sind, eine Verminderung, z B sauer — säuerlich.

Bilde dergleichen Wörter und wende sie in Sätzen an.

Aufg. 154. c) und eine Möglichkeit, wenn sie von Zeitwörtern gebildet sind, z. B. bewegen — beweglich.

Wie unter Aufg. 153.

Aufg. 155. Die mit **haft** gebildeten Eigenschaftswörter bezeichnen:
a) einen Gegenstand als das habend, was das zu Grund liegende Wort ausdrückt, z. B. Ehre — ehrenhaft, ein ehrenhafter Mann = ein Mann, der Ehre hat, auf Ehre hält.
b) eine Neigung dazu, z. B. Scham — schamhaft. **Schamhaft** ist, wer Neigung zur Scham hat, leicht Scham empfindet.
c) eine Aehnlichkeit mit demselben, z. B. Mann — mannhaft. Ein **mannhaftes** Benehmen ist ein solches, wie es einem Manne ansteht.

Unter a, b und c fortzusetzen.

Zeitwörter.

Zeitwörter werden gebildet:

Aufg. 156. a) Von andern Zeitwörtern durch den Umlaut oder Ablaut, z. B. fallen — fällen = machen, daß Etwas fällt.

Fortzusetzen.

Aufg. 157. b) Von Eigenschaftswörtern, z. B. stark — stärken, Bilde andere und wende sie in Sätzen an, z. B. schwach—schwächen Unmäßigkeit schwächt die Gesundheit.

Aufg. 158. c) Von Dingwörtern. Bilde dergleichen aus nachstehenden Dingwörtern und wende sie in Sätzen an, z. B. Pflug — pflügen. Der Landmann pflüget den Acker.

Land, Zahn, Tag, Nacht, Gras, Affe, Baum, Scham, Damm, Farbe, Glanz, Kamm, Mund, Qual, Raum, Schaum, Schutt, Stahl, Traum, Zaum, Zaun, Bild, Schiff, Fisch, Hagel, Handel, Acker, Hunger, Zeichen.

Zusammensetzungen mit den Vorsilben be, er, ver, ent, zer:

Aufg. 159. Aus folgenden Dingwörtern bilde Zeitwörter und wende sie in Sätzen an. Du gebrauchst die Endung igen, und, wo es angeht, die Vorsilbe be. Z. B. Herz — beherzigen. Beherziget die guten Lehren und Ermahnungen eurer Eltern.

Angst, Befehl, Erde, Friede, Gnade, Gunst, Kost, Kreuz, Leid, Macht, Nachricht, Noth, Pein, Schaden, Schein, Stein, Sünde.

Aufg. 160. Gib nachstehenden intransitiven Zeitwörtern die Vorsilbe be, und sie werden transitive. Wende transitives und intransitives Zeitwort in Sätzen an, wie folgt: Steigen — besteigen. Der Wanderer steigt auf den Berg = der Wanderer besteigt den Berg. Wohnen — bewohnen. Die Familie wohnt in dem Hause = die Familie bewohnt das Haus.

Weinen, wachen, reden, reisen, herrschen, zweifeln, antworten, kämpfen, siegen, klagen, scheinen, urtheilen.

Aufg. 161 Mit der Vorsilbe be und der entsprechenden Endung bilde aus folgenden Dingwörtern Zeitwörter und gib ihnen eine passende Ergänzung. Z. B. Wasser — bewässern, die Wiese bewässern = der Wiese Wasser geben.

Waffe, Last, Fleck, Schranken, Grenze, Lohn, Geist, Scham, Schmutz, Mann, Saite.

Aufg. 162. Die mit der Vorsilbe er gebildeten Zeitwörter bezeichnen:

a) ein Erlangen, z. B. erbitten = durch Bitten erlangen; erjagen = durch Jagen erlangen, 2c.

b) ein Werden oder Machen, z. B. erblinden = blind werden; ermuntern = munter machen, 2c.

Fortzusetzen.

Aufg. 163. Die mit ver gebildeten Zeitwörter bezeichnen:

a) einen Irrthum, z. B. zählen — verzählen. Ich habe mich verzählt, ich habe dir 12 statt 11 Franken gegeben.

b) einen Verlust, z. B. schlafen — verschlafen. Der Langschläfer

verschläft eine kostbare Zeit, die er mit nützlichen Beschäftigungen zubringen sollte.

Fortzusetzen.

Aufg. 164. Die mit ver gebildeten Zeitwörter bezeichnen ferner:

a) ein Verderben oder eine Vernichtung, z. B. die Rosen verblühen, die Dornen bleiben. Die Sünden vergiften das Herz.

b) eine Verwandlung, besonders die von Ding- und Eigenschaftswörtern gebildeten Zeitwörter, z. B. Man findet nicht selten in der Erde versteinerte Pflanzen und Thiere. Im Frühlinge verjüngt sich die Natur.

Fortzusetzen.

Aufg. 165. Die mit ent gebildeten Zeitwörter bezeichnen:

a) eine Trennung von einer Ergänzung des Zeitwortes, z. B. entfliehen — der Gefahr entfliehen, entgehen — dem Unglück entgehen 2c.

b) die Hinwegnahme dessen, was das Dingwort (Grundwort) ausdrückt, woraus das Zeitwort gebildet worden, z. B enthaupten = das Haupt abschlagen, enthüllen = von seiner Hülle befreien 2c.

Fortzusetzen.

Aufg. 166. Die mit der Vorsilbe zer zusammengesetzten Zeitwörter bezeichnen:

a) die Auflösung des Subjektes in seine Theile, wenn das gebildete Zeitwort intransitiv ist, z. B. Unser Leib zerfällt einst in Staub Wachs, welches erhitzt ist, zerfließt 2c.

b) die Auflösung der Ergänzung in ihre Theile, wenn das Zeitwort transitiv ist. z. B. Man zerhämmert Steine. Das Kind zerbricht das Glas 2c.

Fortzusetzen.

Stilübungen.

Erste Stufe. Briefe.

Luxemburg, den 4. März 1851.

Mein lieber Freund!

Leihe mir doch dein Lesebuch. Ich werde es Dir heute noch zurückbesorgen.

Dein Freund

Peter Wolff.

Aufgaben.

Aufg. 1. Franz an Joseph. Dem Franz ist der Spielball in Joseph's Hof geflogen. Joseph solle ihm doch denselben dort aufsuchen.

Aufg. 2. Hermann an Adolph. Adolph möge doch dem Hermann seine Rechenaufgaben machen helfen. Hermann wird ihm recht gerne eine Gegengefälligkeit erzeigen.

Aufg. 3. Gustav an Robert. Gustav hat starkes Zahnweh. Er kann nicht in die Schule kommen. Robert möge dies dem Herrn Lehrer sagen.

Aufg. 4. Erhard an Theodor. T. hat immer so gute Federn E. wünscht, auch eine solche zu besitzen. T. möge ihm eine solche kaufen. Hier schickt ihm E. vier Pfennige, mehr wird sie nicht kosten.

Aufg. 5. Wilhelm an Heinrich. Wilhelm hat sich erkältet und darf den ganzen Tag nicht aus der Stube gehen. H. solle ihn doch einmal besuchen. Er möge dann aber auch das schöne Lesebuch mitbringen und ihm ein Stückchen daraus vorlesen.

Aufg. 6. Lieschen an Trinchen. L. will ihrer Mutter ein Paar Strümpfe stricken. Sie kann aber mit dem Anfertigen der Borde nicht zurecht kommen, und bittet die T. daher, ihr hierbei behülflch zu sein.

Remich, den 6. Juni 1851.

Liebste Lina!

Heute sind in unserm Garten die ersten Rosen aufgebrochen. Es ist eine wahre Pracht. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Komm doch einmal zu mir, damit du auch dich freuest mit

Deiner frohen Mathilde.

Aufg. 7. Arthur an Edmund. Der Vater hat heute dem A. eine große Freude gemacht. Er kaufte ihm nämlich ein Paar Tauben. E. möge doch gleich einmal zu ihm kommen, damit er demselben diese niedlichen Thiere zeigen könne.

Aufg. 8. Mina an Sophie. Mina überschickt hiermit der S. den versprochenen Rosenstock. Sie wünscht, daß derselbe ihr gefallen und sie schon dieses Jahr mit recht vielen schönen Rosen erfreuen möge.

Aufg. 9. Heinrich schreibt an Wilhelm: Heute habe der hiesige Förster einen Hirsch geschossen. Da W., wie H. weiß, noch nie einen solchen gesehen hat, so wird er es nicht versäumen, hieher zu kommen, um dieses schöne Thier zu sehen.

Aufg. 10. Lehnchen an Gretchen. G. hat neulich die L. um

das Liedchen: „Goldene Abendsonne" gebeten. L. hat es abgeschrieben und überschickt es der G. hiermit.

Aufg. 11. Richard an Otto. R. weiß im Walde einen Ort, wo sich eine große Menge Haselnüsse befinden. Heute Nachmittag um 2 Uhr wird er dahin gehen, sich ein Säckchen voll zu pflücken. Habe O. Lust mitzugehen, so möge er um diese Zeit R. anrufen.

Echternach, den 15. Mai 1851.

Bestes Mariechen!

Sage mir doch, was Dein neues Halstuch gekostet hat. Wenn es nicht all zu theuer ist, so will meine Mutter mir auch ein solches kaufen.

Deine Freundin
Sophie Jäger.

Aufg. 12. Hubert an Karl. H. fragt, was der Herr Pfarrer heute Morgen in der Kirche verkündet habe. Er hat ihn, da er sehr fern geknieet, nicht verstehen können, glaubt aber, daß er Etwas von der Schule gesagt habe.

Aufg. 13. Josephine an Sophie. J. erkundigt sich bei S., warum sie heute nicht in der Schule gewesen sei. Ob sie krank oder sonst durch etwas verhindert worden sei? J. ist hierüber ganz unruhig und bittet die S. um baldige Antwort.

Aufg. 14. Dagobert an Friedrich. D. hat von seinem Vater folgendes Räthselchen aufbekommen: „Welche Glöckchen geben keinen Ton von sich?" Ihm ist dieses Nüßchen zu hart. Vielleicht findet F. das Kernchen, und theilt es dem D. dann mit.

Aufg. 15. Friedrich an Dagobert. Das Räthselchen war so ganz leicht nicht Doch hat F. darüber nachgedacht und glaubt, daß es das Maiglöckchen gemeint sei. Er hofft nun, daß D. einmal am folgenden Nüßchen seine Zähne probiren werde: „Welcher Wald hat kein Laub?" D. würde die Auflösung leicht finden, wenn er daran denke, daß bei manchen Bäumen die Blätter einen besonderen Namen haben.

Trier, den 5. Juni 1851.

Mein lieber Anton!

Unser Knecht hat heute ein Eichhörnchen gefangen. Es ist ein wunderschönes Thierchen, das ich behalten will. Schon habe ich mir ein Kettchen für dasselbe bestellt; allein erst in nächster Woche soll dieses fertig werden. Du hast neulich mit solch einem Kettchen gespielt;

hast du es noch, so leihe es mir gefälligst so lange, bis ich das meinige erhalte.
Es grüßt Dich
Dein Freund Joseph J.

Aufg. 16 Fritz an Robert. Der starke Wind habe in deren Garten an dem großen Apfelbaume einen Ast gebrochen. Eine Menge Aepfel liege auf dem Boden umher. R. möge dies doch gleich seinem Vater sagen, damit derselbe Vorkehrungen treffe, daß dem Baume kein weiterer Schaden widerfahre. F. wäre selbst zu R. gekommen, allein er traue immer noch dem großen Phylax nicht recht.

Aufg. 17 Joseph an Hubert. H. wollte wissen, was J. vom Christkindchen beschert bekommen habe. So möge er denn hören: Vorab ein großes Bilderbuch, dann ein neues Federrohr, ein Paar Pelzhandschuhe, und einen Baum mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen, mit Konfekt, Wachslichtern und vielem Andern. Nun müsse auch H. dem J. schreiben, was er empfangen und ob er, wie J., recht viele Freude an seinen Sachen habe.

Aufg. 18. Luise an Käthchen. Ach, was habe L. heute einen Schrecken gehabt. Der Bäcker X. brachte auf einmal ihren Peter nach Hause getragen. Dieser war neben die Schule und den Vogelnestern nachgegangen. Hier stieg er auf einen Baum, fiel herunter und brach den Arm. O, wie hat er geschrieen, als er vom Arzte verbunden wurde! Es habe ihr in der Seele weh gethan, und dennoch müsse sie sein Uebel als eine Strafe vom Himmel ansehen.

Aufg. 19. Erhard an Jakob. Der Großvater hat sehr viele Freude an der schönen Zeichnung gehabt, welche ihm E. an seinem Namenstage überschickt hat. Damit E. nun auch ein kleines Vergnügen habe, so wünscht der Großvater, daß ihn E. heute Nachmittag besuche. Der Großvater will alsdann mit E. und J. in das nahe gelegene Kirschenwäldchen gehen.

Aufg. 20. Clementine an Julchen. Clementinens Schwester Sophie liegt nun schon einige Tage krank darnieder, und scheint sich stark erkältet zu haben. Sie verlangt so sehr nach J., welche ihr immer so viel Schönes zu erzählen gewußt hat. C. bittet die J. daher freundlichst, je eher, je lieber ihr krankes Schwesterchen einmal zu besuchen.

Aufg. 21. Caspar an Felix. C. kann heute nicht zur Schule kommen, weil seine Schuhe geflickt werden, und er nur ein Paar besitzt. F. möge dies doch dem Herrn Lehrer sagen und ihn wegen seines Ausbleibens entschuldigen. Dann möge er aber auch noch weiter so gut sein, und heute Nachmittag zu ihm kommen, um ihm mitzutheilen, was heute in der Schule vorgenommen wurde.

Aufg. 22. Amalie an Elisabeth. Der schöne Winter-Levkojen-

stock, den E. der A. im verwichenen Winter geschenkt habe, stehe nun in voller Blüthe. E. möge doch bald einmal zu A. kommen, damit sie dessen schöne Blumen sehe. A. werde dann von den schönsten der E. einige zu einem Sträußchen abbrechen.

Zweite Stufe. A. Briefe.

Diekirch, den 4. September 1861.

Liebe, gute Eltern!

Künftigen Sonntag, den 7. d. M., wird die hiesige Schulprüfung abgehalten werden. Ich bitte Sie freundlichst, an diesem Tage zur Stadt zu kommen, um derselben beizuwohnen, und hoffe, daß ich Ihnen alsdann durch die Beweise meines Fleißes und meiner Fortschritte Freude machen werde.

Ihr Sie kindlich liebender Sohn

Adolph.

Aufg. 1. Mina an ihre Tante. Anbei überschickt M. ihrer Tante ein Paar baumwollene Strümpfe, es sind die ersten, die sie gestrickt hat. Sie sind nicht ganz gut geworden, (obgleich — so) sie hofft dennoch, (was?) die Strümpfe werden der Tante so viel Freude machen, (als —) M. hat diese beim Stricken derselben gehabt. Mit herzlichem Gruße an die Tante verbleibt sie deren treue Nichte.

Aufg. 2. Philipp an seinen Herrn Vetter. Am nächsten Mittwoch beginnt die hiesige Weinlese. Der Vetter hat versprochen, (was?) er nimmt an diesem herrlichen Geschäfte Theil. Nun muß er auch Wort halten, er kommt zu ihnen. Die Trauben sind dieses Jahr von vorzüglicher Güte, sie schmecken ihnen gewiß vortrefflich.

Aufg. 3. Amalie an ihre Frau Base. Der 26. Juli nahet. Die Wichtigkeit dieses Tages für Amaliens Familie ist der Base bekannt. Es ist der Namenstag von Amaliens Mutter. Auch diesmal soll er, wie gewöhnlich, in Gesellschaft guter Freunde gefeiert werden. Die Freude soll vollkommen sein, (wenn — so) die Base darf dabei nicht fehlen. A. ladet sie zu dem Feste ein; bittet, doch ja nicht auszubleiben. Sie sieht der Ankunft der Base freudigst entgegen.

Aufg. 4. Ludwig an seinen Großvater. L. freut sich über die Wiedergenesung des Großvaters. Die Mutter geht aus, (sobald) er besucht mit ihr den Großvater. Es wird ihm zu lange, (bis) er sieht den Großvater wieder. Er wünscht, (was?) der Großvater bleibt recht gesund.

Aufg. 5. Gustav an seinen Onkel. Das Pfirsichbäumchen, (welches?) der Onkel pflanzte es im vorigen Herbste auf Gustav's

Gartenbeet, hat dieses Jahr schon die ersten Früchte getragen, sieben wunderschöne Pfirsiche. Die muß er mit seinem lieben Onkel theilen, (und indem —) er überschickt ihm also vier hiervon, er hofft, (was) sie machen dem Onkel eben so viele Freude, wie u. s. w.

Aufg. 6. Helena an ihre Großmutter. H. ist heute wieder zum ersten Male auf eine Stunde im Hausgarten gewesen. Die Rötheln, diese garstige Krankheit, haben sie verlassen, sie fühlt sich stärker und wohler. Noch darf sie nicht auf die Straße gehen. Es ist dies wieder der Fall, (sobald —) sie besucht zuerst die gute Großmutter. H. kann noch nicht viel schreiben. Sie schließt darum ihr Briefchen unter herzlicher Begrüßung der Großmutter.

Aufg. 7. Franziska an ihre Mutter. Fr. ist gestern Nachmittag um 2 Uhr bei der Tante in N. eingetroffen. Die Tante war bei ihrer Ankunft recht froh, aber fast noch vergnügter war die kleine Emma. Heute hat Fr. mit dieser im großen Garten gespielt und Johannistrauben und Stachelbeeren gegessen. Es ist recht hübsch hier, (obgleich — so) Fr. sehnt sich doch wieder nach Hause, und sie freut sich auf die Stunde, (wo —) sie schließt die gute Mutter in ihre Arme. —

Geehrtester Herr Lehrer!

Meine theure Mutter ist heute Nacht plötzlich sehr krank geworden, und wie der Arzt sagt, leidet sie an dem hitzigen Fieber. Beständig sitze ich an ihrem Bette, reiche ihr die Arznei und suche ihr auf alle Weise behülflich zu sein. Damit ich aber meine Mutter so ganz ungestört verpflegen kann, bitte ich Sie, lieber Herr Lehrer, mich auf einige Tage vom Schulbesuche zu befreien, und ich verspreche, das etwa Versäumte durch um so größern Fleiß späterhin nachzuholen.

Grevenmacher, den — — Ihre
gehorsame Schülerin
J. F.

Aufg. 8. Fritz an Herrn N. Fr. ist ganz verdrießlich (weshalb?) Herr N. hat ihm bis jetzt immer noch nicht seine neuen Hosen geschickt. Hr. N. weiß doch, (was?) F. kann seine alten des Sonntags nicht mehr anziehen, und nun ist morgen gar noch ein hoher Feiertag. Herr N. möge doch machen, (was?) Fr. erhält bis heute Abend seine Hosen, sonst — nun — sonst muß er morgen den ganzen Tag zu Hause bleiben.

Aufg. 9. Ottilie an Herrn Doktor H. Morgen ist der Namenstag ihrer Schwester Lottchen. Ihre Eltern haben ihnen erlaubt, (was?) sie bitten einige gute Freunde und Freundinnen zu sich. Herr H. möge deßwegen die Güte haben, er läßt seine Kinder an diesem kleinen Vergnügen Theil nehmen, er erlaubt ihnen, (was?)

sie morgen nach beendigter Schule zu besuchen. Sie wollen vergnügt aber nicht ausgelassen sein, (warum?) ihre Eltern und die Eltern ihrer kleinen Freunde sollen es gewiß nicht bereuen, (was?) sie haben ihnen die Erlaubniß zu dieser frohen Zusammenkunft bewilligt. O. ist mit Achtung des Herrn H. ergebene Dienerin.

Aufg. 10. Joseph an seinen Lehrer. Morgen wird in E. der Andreasmarkt abgehalten. J.'s Eltern gehen dorthin, sie wollen ihm die Freude machen, sie nehmen ihn mit. Der Herr Lehrer möge deßhalb die Güte haben, er erlaube dem J., morgen aus der Schule zu bleiben. J. wird sich Mühe geben, er macht sich durch doppelten Fleiß und die beste Aufführung dieser Vergünstigung werth.

Aufg. 11. Mathilde an den Buchbinder Herrn N. Beifolgendes Lesebuch bittet die M. den Herrn N. neu in Pappe zu binden. M. kann es aber nicht lange entbehren, (da — so) Herr N. wird Sorge tragen, M. erhält es längstens am Samstag durch die Botin zurück, (welche —) sie in den Stand gesetzt, (wozu?) sie bezahlt den Einband sogleich.

Aufg. 12. Ludwig an Herrn K. Dieser hat, (wann?) L. war neulich bei ihm, dem L. versprochen, (was?) er gibt ihm einen von seinen jungen Kanarienvögeln, (wann?) (sobald —) er hat nämlich einen Käfig für ihn. L. hat sich nun einen solchen verschafft, er erinnert Hrn. K. an sein gütiges Versprechen. Mit aller Sorgfalt wird L. den Vogel pflegen, und so oft er sein Liedchen singt, L. erinnert sich an die Freundschaft und Güte des Herrn K.

B. Beschreibungen.

a. Von Gegenständen, welche in der Schule sind.

Der Stuhl. — Der Stuhl ist ein Stubengeräthe, welches aus Holz, oder aus Holz und Stroh oder Rohr verfertigt ist. Er hat einen Sitz, eine Lehne und mehrere Füße, und ist seiner Farbe nach braun, roth oder weißlich. Derselbe wird vom Schreiner verfertigt und dient zum Sitzen für eine Person. Es gibt runde und eckige Stühle.

Aufg. 1. Der Tisch. Wozu gehört der Tisch? Woraus ist er gemacht? Welches sind seine Theile? Was ist gewöhnlich unter der Tischplatte angebracht? Wer hat ihn gemacht? Wie kann er wohl angestrichen sein? Wozu bedienen wir uns des Tisches?

Aufg. 2. Das Fenster. Woraus besteht ein Fenster? Welche von diesen Theilen sind von Holz? Welche sind von Eisen? Wovon sind die Scheiben? Welche Gestalt haben diese? Was kann mit ihnen leicht geschehen? Wer macht das Fenster? Warum ist es angestrichen? Warum sind im Zimmer Fenster?

Aufg. 3. Das Federmesser. Wozu gebraucht man das Federmesser? Aus welchen Haupttheilen besteht es? Was ist an der Klinge? Woraus ist sie gemacht? Welche Theile unterscheidet man am Hefte? Wovon sind gewöhnlich die Schalen? Was ist an einigen Federmessern? Wozu dient dieses eiserne Zäpfchen?

Aufg. 4. Die Schiefertafel. Was für eine Art von Dingen ist sie? Aus welchen Theilen besteht sie? Wovon sind die Theile? Wie bekommt man die Platte? Wozu gebraucht man die Schiefertafel? Womit schreibt man darauf? Warum ist der Rahmen um die Platte gemacht?

b. Von Gebäuden.

Ein Wohnhaus. Ein Wohnhaus ist ein Gebäude, welches aus einem oder mehreren Stöcken besteht und zum Aufenthalte der Menschen dient. Im Innern ist dasselbe in mehrere Zimmer eingetheilt, die mit Fenstern und Thüren versehen sind; außerdem enthält es eine oder mehrere Küchen mit den nöthigen Schornsteinen und oft noch Kammern und andere Gemächer zum Aufbewahren von mancherlei Dingen. In einem mehrstöckigen Hause führt eine Stiege nach dem höheren Stocke. Der leere Raum unter dem Dache heißt Speicher. Unter vielen Häusern befindet sich ein Keller, in welchem Lebensmittel und sonst vielerlei nöthige Dinge für die Haushaltung aufbewahrt werden. Etwas hoch gelegene Häuser sind von außen mit Treppen versehen.

Aufg. 5. Das Schulhaus. Was ist das Schulhaus? Wo liegt es? Wie ist es gebaut? Wie viel Stockwerke hat es? Aus welchen Theilen besteht das erste, und aus welchen Theilen das zweite Stockwerk? Was befindet sich unter dem Hause? Wozu dient das Gebäude?

Aufg. 6. Die Kirche. Was ist die Kirche? Wodurch zeichnet sie sich von den andern Gebäuden aus? Wo steht der Thurm? Was enthält dieser? Wieviele Eingänge hat sie? Wie sind die Fenster? Was findet man im Inneren der Kirche, und wie sehen diese verschiedenen Dinge aus? Wozu dient die Kirche und wie heißt sie deswegen auch?

c. Von Thieren.

Beschreibung des Pferdes, siehe Seite 170.

Aufg. 7. Der Hund. Welches Thier ist dem Menschen am treuesten? Welche andere guten Eigenschaften hat der Hund? Welcher Sinn ist bei ihm sehr stark? Was für Arten von Hunden gibt es? Wozu werden die verschiedenen Hunde gebraucht? Welcher ge-

fährlichen Krankheit ist dieses Thier ausgesetzt? Wodurch entsteht diese Krankheit? Welches sind die Kennzeichen derselben?

Aufg. 8. Die Katze. Zu welchen Thieren gehört die Katze? Welches ist die Gestalt und Beschaffenheit ihres Kopfes? Ihrer Ohren? Ihrer Augen? Ihres Schwanzes? Womit sind ihre Füße versehen? Welche sonstige Eigenschaften hat sie? Wovon nährt sie sich? Wodurch nützt sie? Wodurch wird sie im Schlafzimmer, und wodurch bei Kindern gefährlich?

Aufg. 9. Die Gans. Was für ein Vogel ist die Gans? Wie ist ihr Schnabel und wie ihr Hals? Womit sind ihre Füße versehen? Wo hält sie sich am liebsten auf? Wovon nährt sie sich? Wie benützen wir ibr Fleisch? Wie werden ihre Eier gegessen? Wozu gebraucht man ihre Schwungfedern? Wozu dienen ihre Flaumfedern?

Aufg. 10. Der Frosch. Ist ihr Körper bedeckt? Wie fühlen sie sich an? Wie sind ihre Vorderbeine im Vergleich zu ihren Hinterbeinen? Wie ist ihr Maul im Verhältniß zu ihrer Größe? Können sie bloß im Wasser leben? Wie bewegen sie sich im Wasser fort? Auf welche Weise auf dem Lande? Was thun sie im Winter? Was ist ihre Nahrung? Was ißt man von ihnen?

d. Von Gewächsen.

Die Eiche, der Seidelbast, Seite 184.

Aufg. 11. Die Tanne. Was für ein Baum ist sie? — Wurzeln tiefgehend? stark? Stamm schlank, hoch; Rinde schuppig; Nadeln statt der Blätter. Blüthezeit, der Mai; Blüthe besteht in staubigen Büscheln. Same in geschuppten, walzenförmigen Zapfen, reift im Sommer und Herbste? Wo gedeiht sie am besten? Welchen Nutzen verschafft sie?

Aufg. 12. Der Hanf. Zu welchen Gewächsen gehört er? Wo wird er hauptsächlich angebaut? Gestalt der einzelnen Theile; Stengel, 7 bis 9 Fuß hoch; Blätter schmal, fingerförmig getheilt; am Rande gekerbt. Blüthen: einige Stengel bringen bloß Blüthenstaub hervor (der männliche Hanf, auch Fimmel genannt); andere tragen eine kaum sichtbare Blüthe, die sich in rundlich flache, zweischneidige Samenkörner verwandelt. Welche von diesen beiden Pflanzen wird früher reif? Was geschieht, wenn dieselbe aufgehört hat zu blühen? Wie lange nachher reift die andere Pflanze? Nutzen des Hanfes und des Samens.

Aufg. 13. Die Pflaume. Wie heißt der Baum, woran die Pflaumen wachsen. Welche Gestalt haben sie? Womit sitzt die Pflaume am Zweige fest? Wie heißt das Aeußere der Pflaume? Welche Farbe

hat die Schale? Wie heißt das, was man von der Pflaume genießt? Was sitzt inwendig in der Pflaume? Was enthält der Stein? Wann darf man nur die Pflaumen essen? Welche Krankheit kann man sich sonst zuziehen?

e) Von Mineralien.

Der Thon, siehe Seite 191.

Aufg. 14. Das Eisen. Welches ist eines der nützlichsten und unentbehrlichsten Metalle? Kommt es als Erz aus den Bergwerken? Wodurch wird es von den fremden Theilen gereinigt? Gibt es Gußeisen und Stabeisen? Was wird aus Gußeisen gegossen? Was wird aus Stabeisen geschmiedet? Welches Eisen ist spröde und zerbricht leicht? Welches Eisen ist zähe und dehnbar? Welche Farbe hat das Eisen? Wie muß das Eisen sein, wenn man es schmieden will? Welche Handwerker bearbeiten das Eisen?

Aufg. 15. Das Kupfer. Kommt es als Kupfererz aus den Bergwerken? Wodurch wird es gereinigt von den fremdartigen Theilen? Welche Farbe hat es? Hat es einen hellen Klang? Wenn das Kupfer feucht oder naß wird, was setzt sich dann an? Ist der Grünspan giftig? Wodurch sucht man die kupfernen Kochgeschirre vor Grünspan zu bewahren? Wer macht allerlei Hausgeräthe aus Kupfer? Wer gräbt oder sticht Figuren von allerlei Gegenständen in eine Kupferplatte ein, die mit Farbe auf Papier gedruckt werden? Welche Geldstücke werden aus Kupfer geprägt?

C. Vergleichungen.

a) Bleistift und Griffel.

1. Bleistift und Griffel sind Kunsterzeugnisse. 2. Beide dienen zum Rechnen, Schreiben und Zeichnen. 3 Beide sind Schulgeräthe (= werden in der Schule gebraucht). 4. Beide werden von den Schülern in einem Federrohr aufbewahrt. 5. Beide sind walzenförmig. 6. Beide haben ungefähr gleiche Größe. 7. Beide sind mehr oder weniger hart. 8. Beide sind unbiegsam. 9. Beide werden zugespitzt, ehe man damit schreibt. 10. Beide lassen sich mit dem Messer schaben. 11. Beide werden kürzer, indem man damit schreibt. 12. Beide brechen leicht ab, wenn man sie fallen läßt.

b) Messer und Scheere.

1. Messer und Scheere sind Kunsterzeugnisse. 2. Beide werden von dem Messerschmied verfertigt. 3. Beide sind Schneidewerkzeuge. 4. Beide

haben eine Schneide (einen Schnitt), einen Rücken und eine Spitze. 5. Bei beiden ist die Spitze oft abgerundet. 6. Beide bestehen aus Stahl und Eisen 7. Beide werden durch häufigen Gebrauch stumpf. 8. Beide müssen von Zeit zu Zeit geschliffen oder geschärft werden. 9. Mit beiden kann man sich leicht verwunden. 10. Beide sind unentbehrliche Werkzeuge für jede Haushaltung.

Zwei Dinge können einander ähnlich sein in Beziehung auf:

a) Herkunft und Entstehung; b) Nutzen und Gebrauch; c) Form oder Gestalt; d) Theile oder Glieder; e) Stoff, woraus sie gemacht sind; f) Größe; g) Eigenschaften; h) Thätigkeiten, welche die Dinge entweder selbst äußern, oder welche man mit denselben verrichten kann; i) Veränderungen, welche die Dinge theils selbst erleiden, theils an andern Gegenständen hervorbringen können.

Aufgaben. Untersuche, worin sich ähnlich sind: 1. Schulfenster und Schulthür, 2. Tisch und Bank, 3. Wein und Bier, 4. Kuh und Ziege, 5. Gans und Ente, 6. Apfelbaum und Birnbaum, 7. Tulpe und Rose, 8. Schiff und Wagen, 9. Schüler und Bäumchen, 10. Lehrer und Gärtner.

D. Unterscheidungen.

Bleistift und Griffel.

1. Der Bleistift wird von dem Bleistiftfabrikanten verfertigt; der Griffel dagegen von dem Schieferspalter gemacht. 2. Mit dem Bleistift kann man auf Papier, Holz, an die weiße Wand und auf Pergament schreiben; mit dem Griffel aber kann man nur auf Schieferstein und künstlich zubereitete Schreibtafeln schreiben. 3. Der Bleistift ist meistens in Holz oder Rohr gefaßt, der Griffel aber nicht. 4. Den Bleistift macht man aus Wasserblei oder Reißblei; den Griffel aber aus dem weichsten Thonschiefer. 5. Der Bleistift gibt graue oder bläuliche Striche, wenn man damit schreibt; der Griffel hingegen macht weißliche Striche. 6. Was mit dem Bleistifte geschrieben wird, läßt sich ohne Hülfsmittel (elastisches Gummi) nicht leicht auslöschen; was aber mit dem Griffel geschrieben wird, kann man leicht spurlos auslöschen. 7. Der Bleistift ist theurer als der Griffel. 8. Der Bleistift bricht nur an der Spitze ab, wenn man ihn fallen läßt; der Griffel aber bricht meistens ganz entzwei.

Messer und Scheere.

1. Mit dem Messer schneidet man Holz, Brod, Fleisch und andere Nahrungsmittel; mit der Scheere hingegen schneidet man bloß Papier,

Tuch, Leinwand, Haare und überhaupt meistens solche Dinge, die eine Flächengröße haben. 2. Das Messer hat ein Heft und eine Klinge; die Scheere hingegen hat zwei Scheerenblätter, welche durch eine Niete mit einander vereinigt sind. 3. Das Messer hat nur einen schneidenden Theil; die Scheere aber hat deren zwei. 4. Das Messerheft besteht meistens aus Holz, Bein, oder irgend einem andern Stoffe; der Griff der Scheere aber besteht bloß aus Stahl oder Eisen. 5. Die Scheere hat zwei Griffe; das Messer hingegen nur einen. 6. An den Griffen der Scheere sind Ringe, in welche man die Finger steckt, wenn man sich der Scheere bedient; das Messer aber hat keinen solchen Ring. 7. Die Scheere ist das Hauptwerkzeug des Schneiders, das Messer aber nicht.

Die unterscheidenden Merkmale können nach den nämlichen Vergleichungspunkten aufgefunden werden, wie die Aehnlichkeiten.

Aufgaben. Worin sind sich einander unähnlich: 1) Schulfenster und Schulthür, 2) Tisch und Bank, 3) Pferd und Esel, 4) Kuh und Ziege, 5) Gans und Ente, 6) Apfelbaum und Birnbaum, 7) Rose und Tulpe, 8) Eiche und Buche.

E. Schriftliches Nacherzählen von kleinen Fabeln und Erzählungen.

Die hier vorzunehmenden Uebungen bestehen darin, daß der Schüler die Aufsätze, nachdem sie ihm vom Lehrer ein- oder zweimal vorgelesen worden, niederschreibt. Auch kann der Schüler aufgefordert werden, eine Fabel oder eine Erzählung des Lesebuches oder aus der biblischen Geschichte ein- oder zweimal zu überlesen, und dann bei geschlossenem Buche niederzuschreiben. Diese Uebungen sind überaus zweckmäßig zur Beförderung des schriftlichen Gedankenausdruckes, und sind daher auf dieser Stufe sowie auch auf den folgenden fleißig vorzunehmen.

Dritte Stufe. — A. Briefe.

Eingangsformeln.

1. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit einem Schreiben beschwerlich falle. 2. Dein Schreiben vom 18. d. Mts. hat mir viele Freude gemacht. 3. Ich säume nicht, Deinen Brief von gestern zu beantworten. 4. Sie nehmen es mir wohl nicht übel, wenn ich Sie um eine Gefälligkeit ersuche. 5. Sie haben mir schon so viele Beweise wahrer Freundschaft gegeben, daß ich keinen Anstand nehme, mich in einer drückenden Verlegenheit vertrauensvoll an Sie zu wenden. 6. Verzeihen Sie,

wenn ich Ihre Güte auf's Neue mißbrauche, und Sie mit der Besorgung eines Einkaufes belästige. 7. Erlauben Sie mir, theuerster Onkel, daß ich Ihnen zu Ihrem Namenstage meine aufrichtigen Glückwünsche darbringe.

Schlußformeln.

1. Ich bleibe wie immer Dein ꝛc. 2. Lebe wohl und behalte lieb ꝛc. 3. Erfreue bald mit einem Briefe Deinen ꝛc. 4. Schenke mir ferner Deine Freundschaft ꝛc. 5. Behalte in gutem Andenken Deinen ꝛc. 6. Sei versichert, daß ich immer sein werde Dein ꝛc. 7. Mit unveränderter Liebe bin ich Dein ꝛc. 8. Der Erfüllung meines Wunsches entgegensehend, bleibe ich ꝛc. 9. Kann ich Dir (Ihnen) auf irgend eine Weise gefällig sein, so wirst Du (werden Sie) dazu bereit finden Deinen (Ihren) ꝛc. 10. Zu Gefälligkeiten ist bereit Dein (Ihr) ꝛc. 11. Dies wünscht von Herzen Dein ꝛc. 12. Herzliche Grüße an die Deinigen von ꝛc.

Aufg. 1. Wilhelm ladet seinen Freund Karl ein, ihn am Kirchmeßtage zu besuchen. Angabe des Tages der Kirchmesse. Sein Wunsch. Auch seine Eltern wünschen Karls Besuch. Bitte Er zweifelt nicht, daß Karls Eltern diesem die Erlaubniß geben werden. Er verspricht dem Karl viel Vergnügen. Er gibt an, worin das Vergnügen bestehe. Wiederholung der Bitte. Schluß.

Aufg. 2. Karl verspricht dem Wilhelm, ihn am Kirchmeßtage zu besuchen. Freudige Annahme der Einladung. Erlaubniß der Eltern. Ihre Besorgniß, Wilhelms Eltern an diesem Tage Last zu machen. Nur schlechtes Wetter wird ihn vom Besuche abhalten können. Dank für die durch seine Einladung bewiesene Freundschaft. Gruß von seinen Eltern an ihn und seine Eltern. Schluß.

Aufg. 3. Anton bittet Conrad um Blumensamen. Erinnerung an sein Versprechen. Gelegenheit zur Uebersendung. Schluß.

Aufg. 4. Friedrich bittet Joseph um ein Lesebuch. Joseph hat Friedrich ein Lesebuch gezeigt. Er hat versprochen, es ihm zu leihen. Friedrich bittet nun um dasselbe. Er will es gut bewahren. Nach vierzehn Tagen will er es ihm wiederschicken. Schluß.

Aufg. 5. Joseph erinnert an die Zurücksendung des geliehenen Lesebuches. Joseph hat dem Friedrich vor einigen Wochen ein Lesebuch geliehen. Er erinnert denselben an sein gegebenes Versprechen. Er sagt, daß er sein Wort nicht gehalten habe. Ein anderer Freund wünscht, das Buch zu lesen. Bitte um Zurücksendung. Schluß.

Aufg. 6. Ferdinand bittet seinen Freund Georg, seinen kranken Bruder zu besuchen. Die Nachricht von der Krankheit seines Bruders. Er ist jetzt auf der Besserung. Ursache der Krankheit. Sein Bruder hat jetzt Langeweile. Er wünscht Georgs Besuch. Ferdinand hofft, daß Georg kommen werde. Schluß.

Aufg. 7. Georg entschuldigt sich, den Wunsch Ferdinands und seines Bruders nicht erfüllen zu können. Sein Bedauern, den Wunsch nicht erfüllen zu können. Er gibt den Grund an. Er sagt, daß es nicht in seinem Willen liege. Er weiß, daß ein Kranker Unterhaltung haben muß. Hofft die baldige Wiederherstellung seines Bruders. Er will kommen, sobald er kann. Schluß.

Aufg. 8. Julius fragt seinen Vetter Fritz, welcher schon aus der Schule ist, ob er von ihm einige Schulbücher bekommen könne. Julius ist in eine höhere Klasse gekommen. Er muß deßhalb andere Schulbücher haben. Er hofft, daß Fritz sie noch habe. Er sagt ihm, welche Bücher er haben muß. Er bittet, ihm dieselben zu leihen oder zu verkaufen. Er hofft die Gewährung seiner Bitte um so mehr, weil Fritz keine kleinen Geschwister mehr hat. Schluß.

Aufg. 9. Fritz beantwortet den Brief von Julius. Er schickt Julius beikommend Overbergs biblische Geschichte. Den Kinderfreund hat er nicht mehr. Sie wollen die biblische Geschichte nicht gern verkaufen. Julius darf dieses Buch so lange behalten, bis er wohlfeil eines kaufen kann. Bitte, ihm das Buch in diesem Falle bald wieder zurückzuschicken. Schluß.

Aufg. 10. Eine andere Antwort des Fritz. Freude über die guten Fortschritte des Vetters Julius. Ermahnung, dabei zu bleiben Er sagt, Julius selbst würde in Zukunft den größten Nutzen davon haben. Er erwerbe sich dadurch jetzt schon die Liebe der Eltern und Lehrer. Gern schickt er ihm die gewünschten Bücher. Julius kann sie so lange behalten, als er sie nöthig hat. Fritz hofft, daß sie Julius gut bewahren werde Seine Eltern grüßen Fritz und dessen Eltern, wie auch dessen Vater.

Aufg. 11. Franz hat im Zorn seinen Freund Hugo beleidigt und bittet deßhalb um Verzeihung. Kurze Erinnerung an den Vorfall. Erkenntniß der Uebereilung. Reue darüber. Bitte um Verzeihung der zugefügten Beleidigung. Versprechen für die Zukunft. Baldige Erwartung eines verzeihenden Briefes. Schluß.

Aufg. 12. Wilhelm bittet August, in den Schulferien mit ihm zu seinen Eltern zu reisen. Die Ferien sind nahe. August hat schon oft gewünscht, die Ferien auf dem Lande zu bringen

zu können. Bitte, mit ihm zu reisen. Das Wetter und die Wege sind gut. Der Geburtsort liegt in einer angenehmen Gegend. August wird den Eltern Wilhelms sehr willkommen sein. Die Versicherung, es würde ihm bei ihnen gewiß gut gefallen. Schluß.

Aufg. 13. N. erinnert seinen Freund S. an die Zurückzahlung des ihm geliehenen Geldes. N. hat S. vor drei Monaten sechs Thaler geliehen. Dessen wird sich S. noch gewiß zu erinnern wissen. S. hatte versprochen, dieselben längstens in vier Monaten zurückzuzahlen. Gegenwärtig ist N. selbst in Geldverlegenheit Er muß haushälterisch sein, um mit seinem geringen Einkommen auszureichen. S. wird es daher nicht übel nehmen, wenn er ihn an die Zurückzahlung der Schuld erinnert.

Aufg. 14. Anna fragt ihre Freundin Gertrud, ob sie den ihr gegebenen Auftrag ausgeführt habe. Anna hat Gertrud dringend um Auskunft gebeten, ob in ihrem Wohnorte nicht eine passende Herrschaft für sie zu finden sei. Sie wartet sechs Wochen vergebens auf Nachricht. Die Zeit rückt heran, wo Anna ihrer Herrschaft erklären muß, ob sie noch bleiben wolle oder nicht Sie ist daher in Verlegenheit. Gertrud möge so gut sein, ihr zu schreiben, damit sie wisse, wo sie daran sei.

Aufg. 15. Elise bittet ihre Freundin Therese, ihr einige Sachen einzukaufen. Elise kann nicht nach der Stadt gehen, sie hat zu viel Geschäfte. Dennoch hat sie einige nöthige Einkäufe zu machen. Bitte an Therese, ihr sechs Pfund guten Kaffee und drei Pfund vom feinsten weißen Zucker gütigst zu kaufen, und diese Sachen der Ueberbringerin dieses Schreibens mitzugeben. Diese ist hinreichend mit Geld für diese Waare versehen. Schluß.

Aufg. 16. Jemand bittet seinen Freund um Ueberlassung junger Obstbäume. Er hat einen Garten gekauft. Diesen möchte er mit Obstbäumen bepflanzen. In seinem Orte sind keine junge Obstbäume zu haben. Bitte, ihm durch Ueberbringer dieses Briefes aus seiner Baumschule 15 veredelte Apfelbäume von guter Sorte zu überschicken. Nächstens wird er kommen und sie ihm vergüten.

Aufg. 17. Joseph erinnert seinen Freund, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen und recht bald an ihn zu schreiben. Der Freund ist von hier nach N. gereiset. Beim Abschiednehmen hat er versprochen, recht bald zu schreiben. Fünf Monate sind verflossen, ohne daß er Etwas von sich hören ließ. Joseph ist voll Unruhe und Sorgen. Ein baldiger Brief möge ihn beruhigen.

Theuerste Eltern!

Am ersten Tage dieses Jahres erinnere ich mich ganz besonders aller der Wohlthaten, welche ich im verflossenen Jahre durch Ihre

Güte erhalten habe. Könnte ich Ihnen doch mit Worten sagen, wie mein Herz Ihnen dankt, wie sehr ich wünsche, Ihre Güte vergelten zu können! — Gott wolle thun, was ich nicht kann. Er wolle Sie segnen mit dauernder Gesundheit und mit Allem, was Sie erfreuen kann! Täglich erbitte ich das von dem lieben Gott, und mein beständiges Bestreben soll sein, Alles was ich kann, zu thun, um Ihnen Freude zu machen.

Wie Sie nicht aufhören, Ihren Sohn zu lieben, so wird Sie auch ewig lieben und ehren

Ihr

dankbarer Sohn.

Bester Vater!

Ich vergesse Ihren Namenstag nicht, weil ich weiß, daß Ihre Vaterliebe mich nicht vergißt. Tausendfaches Glück und Wohlergehen schenke Ihnen der gütige Gott, und erhalte mir an Ihnen lange, lange Jahre den liebreichen Vater, den ich, so lange ich lebe, innig verehren werde

als

dankbare Tochter.

Beste Großeltern! (oder: Lieber Oheim! Liebe Tante!)

Immerwährende Gesundheit, Freude, Glück und Segen wünsche ich Ihnen zu Ihrem Namenstage (zum neuen Jahre). Lange erhalte Sie mir der liebe Gott noch! Um dies Alles flehe ich für Sie zum Himmel. Möge mich doch die gütige Vorsicht erhören, dann bin ich immer glücklich. Ich will mir Mühe geben, Sie durch gutes Verhalten zu erfreuen, um würdig zu sein

Ihr

dankbar ergebenster N.

Wohlgeborner, hochgeehrtester Herr!

Die vielen Beweise des Wohlwollens machen mir es zur Pflicht, Ihnen zu Ihrem Namensfeste meine Ehrfurcht und meine volle Ergebenheit zu bezeigen. Glücklich haben Sie es erlebt, und von Segen, Glück und Freude begleitet, möge es noch recht oft wiederkehren! Nehmen Sie diesen kurzen, aber gut gemeinten Wunsch wohlgefällig auf, und schenken Sie mir auch ferner Ihr schätzbares Wohlwollen, um welches bittet

Ew. Wohlgeboren

ergebenster N.

Aufg. 18. Karoline wünscht ihrem Bruder Glück zum Namenstage. Sie läßt des Bruders Namenstag nicht vorüber-

gehen, ohne ihm ihre herzlichsten Wünsche darzubringen. Die göttliche Vorsehung möge ihn begleiten, wie bisher; sie möge ihn vor Allem bewahren, was seinem zeitlichen Wohle hinderlich sein kann, und ihm jeden Tag seines Lebens zu einem Freudentag werden lassen. Sie flehet täglich zum Himmel, diese Wünsche sollen in Erfüllung gehen.

Aufg. 19. Verfasse einen Glückwunsch zum Namenstage deines Vaters. Es ist angenehm und wichtig, man kann schreiben, ich fühle es heute lebhaft, ich bin von Ihnen entfernt, es ist mir doch möglich, ich kann Ihnen meine Glückwünsche aussprechen. Gott verleihe Ihnen dauerhafte Gesundheit, er ist der Geber alles Guten, er erhalte Sie mir und meinen Geschwistern noch eine lange Reihe von Jahren! Ich bestrebe mich, ich mache Ihnen Freude (wodurch?). Gott wird mich in meinem Vorhaben unterstützen.

Aufg. 20. Klara gratulirt ihre Mutter zum Namenstage und übersendet dabei ein Angebinde. Heute feiert die Mutter ihren Namenstag. Klara beeilt sich und bringt ihren Glückwunsch dar. Diesen Tag soll die Mutter noch recht oft erleben; er soll sie mit steter Gesundheit erfreuen; um dieses bittet Klara täglich den ewigen Vater.

Beiliegende Kleinigkeit möge die Mutter als Beweis von Klara's Liebe und Dankbarkeit annehmen, und dabei mehr auf Klara's guten Willen, als auf den Werth der Gabe sehen.

Aufg. 21. Eine Tochter wünscht ihren Eltern Glück zum neuen Jahre. Ich kann den ersten Tag des Jahres nicht besser feiern, ich erinnere mich der vielen Wohlthaten, ich habe sie bisher von Ihnen erhalten. Könnte ich Ihnen doch recht sagen, mein Herz dankt Ihnen dafür; ich wünsche sehr, ich könnte ihre Güte vergelten. Meine schwache Kraft vermag es nicht; Gott wolle es thun, er ist der Vergelter alles Guten! Er wolle Sie segnen mit Allem, es kann Sie erfreuen und glücklich machen! Dies ist der Inhalt meines Gebetes. Bleiben Sie in diesem Jahre meine gütigen Eltern, ich werde nicht aufhören, ich werde Ihre gehorsame Tochter sein.

Aufg. 22. Karl wünscht seinen Großeltern Glück zum neuen Jahre. Ich bin glücklich, ich kann Sie bei dem gegenwärtigen Jahreswechsel begrüßen (wen?). Ich danke Gott für dieses Glück, ich flehe zu ihm (wann?), er soll Sie noch lange gesund und wohl erhalten, er soll Ihnen Alles zu Theil werden lassen, es kann den Abend Ihres Lebens erheitern und verschönern. Nehmen Sie diesen aufrichtigen Wunsch gütig auf, genehmigen Sie die Versicherung, ich bleibe in Liebe und Verehrung Ihr dankbarer Enkel.

B. Beschreibungen.

a) Von Geräthen, Werkzeugen u. s. w.,

wobei folgende Fragen beantwortet werden:

1) Was ist das Ding? 2) Wie ist es beschaffen? 3) Was für Theile hat es? 4) Woraus ist es gemacht? 5) Von wem ist es verfertigt? 6) Wozu dient es?

Aufgaben Beschreibe: 1) das Schulbuch, 2) die Wandtafel, 3) die Schreibfeder, 4) die Wage, 5) die Leiter, 6) den Leiterwagen, 7) den Stiefel, 8) das Brod, 9) die Kirchenglocke.

b) Von Gebäuden, Ortschaften und Theilen derselben,

wobei folgende Fragen zu beantworten sind:

1) Was ist das Ding? 2) Wo befindet es sich? 3) Wie ist es? 4) Welche Theile hat es? 5) Wozu dient es?

Aufgaben. Beschreibe: 1) einen Garten, 2) die Stubenthüre, 3) den Kirchhof, 4) den Rindviehstall, 5) die Scheune.

c) Von Pflanzen,

wobei folgende Fragen gelten:

1) Was ist die Pflanze? 2) Was für Theile hat sie? 3) Wann blüht und reift sie? 4) Wo wächst sie? 5) Wozu nützt sie?

Aufgaben. Beschreibe: 1) die Buche, 2) den Wachholderbeerstrauch, 3) den Roggen, 4) die Erdbeere, 5) die Einbeere.

d) Von Thieren,

wobei folgende Fragen gelten:

1) Was ist das Thier, oder zu welcher Thierklasse gehört es? 2) Wie ist es beschaffen? 3) Welche Eigenthümlichkeiten hat es sonst noch? 4) Wo hält es sich auf? 5) Wovon lebt es? 6) Was nützt oder schadet es?

Aufgaben. Beschreibe: 1) die Ziege, 2) die Maus, 3) den Maikäfer, 4) die Fliege, 5) die Biene, 6) den Krebs, 7) die Schwalbe, 8) die Henne, 9) den Hecht.

C. Schriftliches Nacherzählen von Fabeln, Erzählungen.

Siehe diese Uebung Seite 306.

Vierte Stufe. — A. Briefe.

a) Eingangsformeln.

1) Entschuldigen Sie, daß ich mir erlaube, mich mit einem Schreiben an Sie zu wenden. 2) Euer Wohlgeboren bitte ich gehorsamst, es nicht ungütig aufzunehmen, daß ich so frei bin, mich mit einem Schreiben an Sie zu wenden. 3) Im Vertrauen auf Ihre wohlwollenden Gesinnungen glaube ich, es wagen zu dürfen, Ihnen eine Bitte vorzutragen. 4) Die menschenfreundliche Güte, womit Sie Jedem, der sich an Sie wendet, entgegenkommen, ermuthigt auch mich, Ihnen eine Bitte vorzulegen. 5) In höflicher Erwiederung Ihres geehrten Schreibens vom 20. d. M. habe ich Ihnen zu melden, daß 2c. 6) Ich bin Ihnen sehr dankbar für das wohlwollende Schreiben, womit Sie mich beehrten. 7. Vor allem bezeige ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die gefälligen Nachrichten, die Sie mir mitzutheilen die Güte hatten. 8) Durch Ihre werthe Zuschrift fühle ich mich sehr geehrt, und es gereicht mir zum größten Vergnügen, Ihnen die gewünschte Auskunft geben zu können. 9) Mit Bedauern ersehe ich aus Ihrer Zuschrift vom 28. v. Mts., daß Sie durch falsche Berichte müssen getäuscht worden sein.

b) Schlußformeln.

1) Ich habe die Ehre, mich zu nennen 2c. 2) Mit aufrichtiger Verehrung bin ich 2c. 3) Mit Hochachtung und Verehrung 2c. 4) Genehmigen Sie die Versicherung meiner besondern Hochachtung 2c. 5) Mich Ihrem ferneren Wohlwollen bestens empfehlend, bin ich 2c. 6) Indem ich meine Bitte wiederhole, verharre ich mit den Gefühlen tiefster Hochachtung und Verehrung 2c. 7) Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein 2c. 8) Mich Ihrem ferneren freundlichen Wohlwollen höflichst empfehlend, unterzeichne ich mit ungeheuchelter Verehrung 2c.

c) Verschiedene Ausdrücke und Redensarten.

1) Kann ich Ihnen auf irgend eine Weise gefällig sein, so wird es mir Vergnügen machen. 2) Nie werde ich vergessen, wie vielen Dank ich Ihnen schuldig bin. 3) Die Zukunft wird Ihnen beweisen,

daß Sie ihre Güte an keinen Unwürdigen verschwendet haben. 4) Es wird mir wahre Freude machen, wenn ich Gelegenheit finde, Ihre Gefälligkeit durch Gegendienste zu erwiedern. 5) Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, so rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit. 6) Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Güte.

Hochehrwürdiger,
Hochgeehrtester Herr Pfarrer!

Ew. Hochehrwürden wollen es gütigst entschuldigen, daß ich Ihnen durch gegenwärtiges Schreiben einige Mühe verursache. Ich habe mich nämlich entschlossen, mich hier niederzulassen und mein Geschäft hier anzufangen. Zu diesem Zwecke sind meinerseits bereits die nöthigen Schritte geschehen; aber gestern kam mir die Weisung zu, nur noch meinen Taufschein beizubringen, worauf dann meinem Vorhaben kein Hinderniß im Wege stehen werde. Ich bitte nun Ew. Hochehrwürden ergebenst, mir meinen Taufschein gefälligst auszufertigen und durch die Post zuzusenden. Indem ich noch bemerke, daß ich der Sohn des vor drei Jahren verstorbenen Chirurgen Ambrosius Windhofer und am 31. August 1810 geboren bin, füge ich zugleich die weitere Bitte bei, Ew. Hochehrwürden möchten die Gebühren auf der Post nachnehmen, und verharre mit wahrer Hochachtung

Ew. Hochehrwürden gehorsamer Diener
Mondorf, den 8. November 1851. Anton Windhofer.

Werthester Herr Schäfer!

Da ich seit mehreren Monaten aus der Schule entlassen bin, so möchte ich nun zu einem Meister in die Lehre treten, um das Schlosserhandwerk zu erlernen. Johann Gärtner von hier, welcher jetzt bald seine Lehrzeit bei ihnen bestanden hat, sagte mir vor einigen Tagen, daß Sie gesonnen seien, wieder einen Lehrling anzunehmen. Ich bitte Sie daher, mich gütigst in Ihre Werkstätte als solchen eintreten zu lassen. Meine Eltern können zwar kein Lehrgeld bezahlen; dafür will ich aber gerne länger in der Lehre stehen mit dem Versprechen, daß ich Ihnen dasselbe durch Aufmerksamkeit und Fleiß gewiß ersetzen werde. Sie würden mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie mich bald einer gütigen Antwort hierüber würdigen wollten.

Mit vieler Achtung bin ich
Ihr ergebenster
Remich, den 27. Juli 1851. Franz Hohmeier.

Verehrteste Frau Sturm!

Vergeben Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, ein Schreiben an Sie zu richten.

Ein Mädchen aus Dromersheim, Namens Barbara Christian, will sich als Magd zu mir verdingen. Dieselbe gibt an, sie habe mehrere Jahre bei Ihnen gedient, kann sich aber hierüber nicht ausweisen, weil sie angeblich ihr Dienstbuch (Zeugniß) verloren hat. Da ich dieses Mädchen, welches mir seinem Aeußern nach recht gut gefällt, nicht kenne, so werden sie gütigst entschuldigen, daß ich so frei bin, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob dieselbe wirklich bei Ihnen im Dienste stand, und wie Sie hinsichtlich ihres Fleißes und Betragens mit ihr zufrieden waren. Sie können überzeugt sein, daß Ihre gefällige Mittheilung verschwiegen bleiben wird. Sie im voraus meines besten Dankes und meiner Bereitwilligkeit zu Gegendiensten versichernd, habe ich die Ehre zu sein

Ihre ergebene

Ort und Datum. N.N.

Herr Georg Trautwein!

Auf die mir gemachte Bestellung von 10,000 Stück Backsteinen und 12,000 Ziegeln muß ich Ihnen erwiedern, daß es mir unmöglich ist, Ihnen dieselben vor dem Monat Juli zu liefern, indem alle Brände bis dahin schon bestellt sind. Können sie mit dem Bezuge dieser Waare so lange warten, so werde ich Sie gewiß prompt und mit guter Waare versorgen. Ihrer desfallsigen Antwort entgegensehend, grüßt Sie Ihr

Grevenmacher, den 19. März 1849. Fr. Mayer.

Aufg. 1. Ein Müller wünscht zur Ausbesserung seiner Wasserräder einen hierzu tauglichen Eichenstamm und bittet den Bürgermeister, ihm einen solchen im Gemeindewalde gegen Erlegung des Taxgeldes durch den Förster anweisen zu lassen.

2. Man bittet einen Arzt, einen kranken Verwandten zu besuchen.

3. Bitte an eine gewisse Person, dem Schreiber des Briefes eine Lehrlingsstelle in einer Waarenhandlung auszumachen.

4. Ein Kaufmann erinnert einen Herrn an die Bezahlung der gelieferten Waaren.

5. Eine Tochter bestellt im Namen ihrer Mutter bei einem Kaufmanne verschiedene Ellenwaaren.

6. Ein Winzer bittet einen Gastwirth, bei etwaigem Bedarf auf seine Weine Rücksicht zu nehmen. Er gibt die Sorten, Jahrgänge und Preise seiner Waaren an.

7. Entschuldigung, daß man eine Schuld zur festgesetzten Zeit nicht abgetragen hat.

8. Entschuldigung, daß man eine Einladung nicht annehmen kann.

9. Erinnerung an einen Schreiner, die bei ihm bestellten Arbeiten bald zu überliefern.

10. Anna gibt der Frau eines Landrichters N   über ein Mädchen, nach welchem sich dieselbe erkundigt.

B. Schriftliches Nacherzählen, siehe Seite 306.

Auf dieser Stufe sind auch in dieser Rubrik kleine Beschreibungen, Briefe rc. zu üben.

C. Nachbildungen.

(Muster.) Der kluge Staar, siehe Seite 44.

1. Aufg. Der lüsterne Knabe.

Ein Knabe nach Birnen lüstern; nicht erreichen können, Arm zu kurz; Baum schütteln wollen, zu dick; Stange herbeiholen, schlagen; Birnen fallen, Lüsternheit stillen.

2. Aufg. Der hungrige Wolf.

Wolf wollen Schafstall Schaf rauben, keine Oeffnung finden; Thür zerbeißen, zu dick; eindrücken wollen, nicht stark genug; endlich Loch unter der Thürschwelle kratzen, hinein kommen, Hunger stillen.

3. Aufg. Der kluge Knabe.

Ein Knabe über einen Bach wollen, keine Brücke da; überspringen, Bach zu breit; durchwaten, Stiefel nicht auskriegen; auf den Einfall kommen, Steine zusammenlesen, in den Bach legen, ihn überschreiten.

(Muster.) Der Fuchs und die Trauben, siehe Seite 78.

4. Aufg. Der Stier und das Kleestück.

Einige Kühe und ein Stier auf einer magern Weide neben einem fetten Kleestück grasen; ein Zaun trennt beide; Stier ihn durchbrechen wollen, dann überspringen rc.; nicht gelingen; sich von den Kühen nicht auslachen lassen wollen, sagen: Der Klee ist noch zu jung, er könnte mir schaden.

Die Katze und der Braten.

Mehrere Katzen auf Schmaus ausgehen, in einen Keller gerathen, einen Schrank mit einem Drahtgitter versehen finden, worin ein frischer Braten; eine derselben sogleich in die Höhe springen, mit der Pfote nach dem Braten greifen; will Alles nicht gelingen; um nicht ausgelacht zu werden, rufen: Pfui! ich mag den Braten nicht, er stinkt ja.

Der Gesell und die gute Werkstätte.

Ein reisender Handwerksbursche eine gute Werkstätte finden; gern bleiben wollen, es allen Bekannten sagen; schlechte Arbeit liefern, unordentlich betragen; fortgejagt werden; um von seinen Kameraden nicht ausgelacht zu werden, sagen: Ich habe mich getäuscht, die Werkstätte war doch nur gewöhnlich, und die Behandlung war mir zu schlecht.

(Muster.) Die Grille und die Ameise, siehe Seite 85.

Der fleißige und der unfleißige Schüler.

Der letzte Ferientag erschienen; Karl zu August kommen und ihn bitten, Aufgabe abschreiben lassen; August fragen, warum er nicht früher gearbeitet; Karl sagen, keine Zeit gehabt haben; erste Woche auf Besuch gewesen, zweite Woche die Knaben des Onkels bei Karl, zusammen gespielt haben; August sagen, dies schlimm sein; nicht helfen können; Betrug nicht Vorschub leisten dürfen; in den Ferien nicht gearbeitet haben. Folgen der Nachlässigkeit tragen mögen.

Der besorgte und unbesorgte Landmann.

Nach mehrern glücklichen Jahren fällt eine Mißernte ein. Dem unbesorgten Landmann fehlt es im Frühjahre an der Aussaat rc.

Der Sparsame und der Verschwender.

D. Geschäftsaufsätze.

Rechnung
für Herrn N. N. dahier
von
Schuhmachermeister Daniel Roth.

1849.		Fr	C.
Jan. 4	1 Paar neue Stiefel für den Herrn N....	10	50
Febr. 1	1 " " Schuhe für die Tochter Maria.	3	75
— 18	1 " " " gesohlt..	1	"
April 15	1 " " Schuhe der Frau N.........	5	"
	Summa...	20	25

Luxemburg, den 3. Mai 1849.

Die Summe von zwanzig Franken 25 Centimes erhalten zu haben, bescheinigt dankend,

D. Roth.

Rechnung
für Herrn Dr. Weber dahier
von Schneidermeister Wilhelm Graf.

1851.		Fr	C.
Jan. 10	Einen Ueberrock gemacht..................	5	50
	4 Ellen Futter à 45 Centimes	1	80
	3|4 Ellen Seidensammet zum Kragen......	1	35
	Seide, Wattirung und Knöpfe............	2	75
März 15	Ein Paar Beinkleider gemacht............	2	50
	Für Seide und Kannefaß................	1	25
	Summa....	15	15

Echternach, den 1. April 1851.

Aufg.: Verfertigt: 1) eine Waarenrechnung, 2) eine Rechnung über Schlosserarbeit, 3) eine über Schreinerarbeit, 4) eine über Schmiedearbeit, ꝛc.

Quittung.

Fünf und zwanzig Gulden Hausmiethe für das Vierteljahr vom 1. Januar bis 1. April l. J. habe ich von Herrn Rechnungsführer Lang dahier heute empfangen.

Grevenmacher, den 2. April 1851. NN.

Aufg. Fertige Quittungen an: 1) über erhaltene 5 Thaler 10 Sgr. für 8 Tonnen Steinkohlen, 2) über erhaltene 180 Fr. einjährige Zinsen von 3600 Fr. Kapital, 3) über erhaltene Gartenpacht, 4) über erhaltene Hausmiethe, 5) über erhaltenen Arbeitslohn.

Schuldschein.

Von Herrn Schreinermeister Alexander Wirth dahier habe ich 60 Fr., schreibe sechzig Franken, heute als baares Darlehen erhalten. Ich verspreche diese Summe nach einem Jahre, von heute angerechnet, richtig zurück zu zahlen und sie bis zu dem Tage dieser Rückzahlung mit jährlich fünf Franken vom 100 zu verzinsen..

Remich, den 4. Mai 1851. N. Weber.

Aufg. 1. NN. hat vom Herrn Kaufmann SS. in S. 300 Thaler geliehen, welche zu 4 pCt. verzinset und in 3 Jahren zurückbezahlt werden sollen.

2. NN. hat von SS. 1500 Fr. zu 4½ pCt. gegen halbjährige Kündigung geliehen.

3. Setze einen Schuldschein über eine andere Summe auf und gib zugleich Zeit und Zinsen an.

Bürgschein.

Für den Schreinerlehrling A. G., welcher eine Rechnung von sechzehn Franken an den Herrn Schneidermeister Ebert von dahier für angefertigte Kleider schuldet, sage ich hierdurch in Betreff dieser Schuldzahlung gut und verspreche, oben benannte Schuld binnen vier Wochen zu tilgen, falls er bis dahin nicht bezahlt haben sollte.

Eich, den 1. Oktober 1851. Michel Lang.

Aufg. Setze einen Bürgschein auf: 1) über 70 Fr., welche Jemand einem Kaufmann für erhaltene Waare schuldet; 2) über 100 Thaler, welche A. dem B. als Darlehen schuldet.

Zeugniß.

NN. von hier hat vier Jahre bei mir als Haushälterin in Diensten gestanden und ch sitwährend dieser Zeit durch Fleiß, Ordnungsliebe

Treue und gutes Betragen ausgezeichnet, was ich derselben hierdurch bescheinige.

Trier, den 15. November 1851. N. N.

Aufgaben. Stelle ein Zeugniß aus: 1) einer Magd, die sich durch Fleiß, Geschick und gutes Betragen auszeichnete, 2) einem fleißigen und braven Knechte, 3) einem Lehrlinge, 4) einem Maurer, der einen Heerd auf eine neue, vortheilhaftere Weise gesetzt hat.

Vollmacht.

Dem Herrn Kaufmann N. N. zu N. ertheile ich hiermit die Vollmacht, das mir gehörige, daselbst gelegene Haus anderweitig zu vermiethen, und erkläre, Alles, was derselbe in diesem Betreff thun wird, anzusehen, als wäre es von mir selbst geschehen.

Arlon, den 15. August 1851. NN.

Aufgaben. Verfasse eine Vollmacht: 1) Zur Empfangnahme von 10 Gulden, welche man als Arbeitslohn zu erhalten hat; 2) für einen guten Freund, der in einer Erbschaftssache für dich handeln soll; 3) für N. N., der für dich ein Haus miethen soll.

Miethvertrag.

Zwischen dem Hofrath Sorg und dem Schreinermeister Karl Zänker dahier ist heute folgender Hausmiethvertrag abgeschlossen worden:

1. Schreinermeister Karl Zänker vermiethet an Hofrath Sorg den untern Stock seines in der Wollstraße Nr. 30 gelegenen Hauses, bestehend in fünf Zimmern, Küche, Magdkammer, Holzremise und Antheil an Keller und der Waschküche nebst den zu der Wohnung gehörigen Bequemlichkeiten, so wie die Hälfte des am Hause befindlichen Gartens vom 23. Oktober d. J. an.
2. Hofrath Sorg bezahlt an den Vermiether die Summe von sechshundert Franken jährlich in vierteljährigen Raten. Dabei hat er aber keine Verpflichtung, daß er bei einem Auszuge irgend etwas im Hause herstellen lassen müßte.
3. Es findet gegenseitige vierteljährige Aufkündigung statt.

Gegenwärtiger Vertrag ist doppelt gefertigt und von beiden Theilen unterzeichnet worden.

Luxemburg, den 19. Juli 1851.

Der Miether — Der Vermiether

L. Sorg, Hofrath. — Karl Zänker, Schreinermeister.

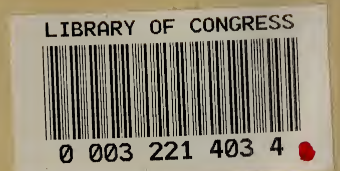
Aufgaben. Verfertige: 1) einen Miethvertrag über eine Wohnung; 2) Pachtvertrag über einen Gemüsegarten; 3) einen Lehrvertrag über die Aufnahme eines Lehrlings bei einem Schuhmacher.

Inhaltsverzeichniß.

Grammatik.




LIBRARY OF CONGRESS
0 003 221 403 4


LIBRARY OF CONGRESS
0 003 221 403 4